

GRIGOL
ROBAKIDSE



DAS
SCHLANGEN-
HEMD
—
ROMAN

Grigol Kobakidse



Das Schlangenhemd

Ein Roman des georgischen Volkes



Mit einem Geleitwort von Stefan Zweig

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1928

Johann - Schickel

Erstes bis viertes Tausend
Einbandzeichnung von Max Thalmann



Printed in Germany


Alle Rechte insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen
vorbehalten. Copyright 1928 by Eugen Diederichs Verlag in Jena

T 14.926

G e l e i t w o r t

U n a u f h a l t s a m u n t e r l i e g t u n s e r e e u r o p ä i s c h e w i e ü b e r h a u p t d i e z i v i l i s i e r t e W e l t d e m G e s e z d e r V e r e i n h e i t l i c h u n g u n d A u s g l e i c h u n g . S i t t e n u n d K o s t ü m e , V o l k s g e b r ä u c h e u n d N a t i o n a l t ä n z e v e r s c h w i n d e n a l l m ä h l i c h o d e r w e r d e n a l s h i s t o r i s c h e K u r i o s i t ä t e n k ü n s t l i c h , g l e i c h s a m m u s e a l a u f r e c h t e r h a l t e n : E u r o p a n a t i o n a l i s i e r t s i c h , u n d m a n f ü h l t i n e i n e r n e u z e i t l i c h e n S t r a ß e k a u m m e h r , u n t e r w e l c h e m B r e i t e n g r a d e s i e l i e g t , s o s e h r u n i f o r m i e r t e n s i c h d i e s a c h l i c h e n F o r m e n (u n d h e i m l i c h d a m i t d i e s e e l i s c h e n) d e r e i n s t s o a u s d r u c k s h a f t e n u n d p e r s ö n l i c h e n V o l k s c h a r a k t e r e .

D i e s e r ä u ß e r e n M o n o t o n i s i e r u n g d e r W e l t s t r e b t d e r W i l l e d e s G e i s t e s e n t g e g e n , a u f W a n d e l u n d V i e l f a l t n e u g i e r i g e i n g e s t e l l t , u n d j e w e i t e r s i c h d i e E i n h e i t s z i v i l i s a t i o n a u s b r e i t e t , u m s o w e i t e r n i m m t e r s e i n e F l ü g e . N i c h t d a s N a c h b a r l i c h e g e n ü g t i h m m e h r , d a s E r o t i s c h e l o c k t i h n a n , u n d s o s e h e n w i r e i n e L i t e r a t u r e n t s t e h e n , d i e v o n f r e m d l ä n d i s c h e r , v o n t r o p i s c h e n u n d a n t a r k t i s c h e n Z o n e n s i c h S t o f f u n d G e s t a l t e n b o r g t . A b e r f r e i l i c h , d e r B l i c k i n d i e s e W e l t e n i s t m e i s t a u s d e m F e n s t e r d e s E x p r e ß z u g e s , v o n d e r H a f e n m o l e e i n e r W e l t r e i s e g e t a n : n u r d a s F a r b i g e , d a s Ä u ß e r l i c h e j e n e r S p h ä r e n w i r d b e l i c h t e t , s e l t e n d i e w a h r e E s s e n z , d e r u r t ü m l i c h e D u s t d e s F r e m d v o l k e s v o n s o l c h e n D i c h t r e p o r t a g e n h e i m g e b r a c h t , u n d a m a l l e r s e l t e n s t e n e i n A t e m z u g i h r e r S e e l e . D i e s e z u e r f ü h l e n , z u g e s t a l t e n t u t t i e f e r e V e r a n k e r u n g n o t , B l u t v e r b u n d e n h e i t u n d E l e m e n t a r g e f ü h l , d i e u n g e h e m m t e B e g e i s t e r u n g d e r h e i m a t l i c h e n L i e b e . D i e w a h r e E r o t i k i n d e r D i c h t k u n s t v e r m a g i m m e r n u r d e r e i n g e b o r e n e , e i n g e s e e l t e D i c h t e r s e i n e s V o l k e s z u v e r m i t t e l n .



Auch davon ward uns dank der immer ungestümeren Neugier der Nationen zueinander (die der Krieg bei weitem mehr förderte, als hemmte) in jüngster Zeit vieles gegeben; Eskimos, Japaner, Chinesen erzählten aus ihrer Kultur, mit Lagore und Gandhi eröffnete sich uns ein gegenwärtiges, sehr lebendiges Indien. Und nun tritt eine neue Nation, ich glaube zum erstenmal, auf den Plan mit diesem Roman von Brigol Kobakidse – die Georgier. Uralte Nation, der Alexander auf seinen Zügen schon begegnete, in der Völker sich fruchtbar mengen; russischen, türkischen, persischen Einflüssen unausgesetzt unterworfen, in eine der herrlichsten Landschaften unserer Erdkugel eingepflanzt, berühmt durch Lieder und Legenden und doch beschämend unbekannt uns Europäern. Was sie reich ist an mythischen Kräften, erfüllt von heroischem Geist und gleichzeitig dem Zeitgenössischen zugesellt, dies habe ich eigentlich erst aus diesem Buche eines jungen Dichters erfahren, der uns und seiner Heimat damit gleich wichtigen Dienst erwies. Denn nun tritt, dank seiner Gestaltung, eine ganz neue und ungemein verlockende Zone in den Seelenkreis unserer Neugier; immer ist ja ein Land, ein Volk der Welt erst wahrhaft vorhanden, sobald es sich zu erzählen und gestalten weiß.

Etwas vom Chaotischen des Anfangs braust in diesem Buche wie in jedem, darin eine Literatur sich neu offenbart. Aus uralten Balladen, aus verschollenen Legenden sind feurige Streifen in den Teppich des Geschehens ornamental eingewebt; an den Überschwang der persischen Heldenlieder, an die ausschweifende Romantik der Orientalen wird man manchmal gemahnt. Dann blüht wieder grelles Zeitlicht heran; man sieht die Automobile der Sowjets über die Alexanderstraße sausen, Gedichte Baudelaires werden zitiert – Altwelt und Neuwelt, magische und reale Sphäre mengen sich in einer ganz ungewohnten, uns neuen Durchdringung, die nur das Dichterische, das oft außerordentlich Dichterische dieser epischen Kunst zu rechtfertigen vermag. Aber welche Feurigkeit strömt von diesen Schilderungen: manche Seiten möchte man ausschneiden und strophisch absetzen als Gedichte, die sie eigentlich sind, manche Kapitel vorgelesen haben

von einem Märchen erzählt, wie sie (selten nur mehr!) in den Basaren des allzu zivilisierten Orients noch manchmal nächstens auftauchen. Jedes Blatt hat brennende, balladische Momente einer ganz fremdartigen Schönheit, und obwohl das Gefühl nicht deutlich zu unterscheiden vermag, wem es eigentlich diesen exotischen, wie Rosenöl und Haschisch betäubenden Duft zu danken hat, dem Dichter Kobakidse oder Georgien selbst, so gibt es sich gern dem Neuartigen gefangen. Mir hat es das Bild unserer Welt erweitert, den Horizont dem Exotischen zu auf beglückende Weise belichtet und eine noch fremde Art epischer Dichtung süßlich gemacht: Tashkent und Tiflis, Welt der Karawanen und Basare locken nun in morgenländischem, morgenrötlichem Licht versucherischer die Phantasie, seit ich dieses ungewöhnliche, keiner Kategorie einzuordnende Buch gelesen, das sieghaft das schöpferische Fortleben des Mythos, inmitten unserer materialisierten, immer wissenderen und wissenschaftlicheren Welt bezeugt.

Stefan Zweig

Mein Bruder —
Nie gewesen —
Den ich liebte
Mehr als die Sonne
Und mehr als das Schwert
Denn er war
Mein anderes Ich


(Inchrift auf einem in Hamadan
gefundenen eidechsenfarbigen Stein)

Եփատանա

Im Südosten der Stadt erhebt sich der Hügel Mjusselah. Südlich des Hügels steht ein großer Löwe aus rötlichem Stein, pockenmarbig geworden durch die Sonne. Der steinerne Löwe ist aus Kalkstein gehauen. Im Kalk liegt der Sonne Wollust und im feinen Sand der Sonne Samen. Der steinerne Löwe ist der Schild der Stadt. Aus Persiens nackten Felsenspalten, wo die zornige Sonne ihre Begierde stillt, erschallt von Zeit zu Zeit das Brüllen des Löwen in den atembeklemmenden Schluchten, und der Donner des rauschenden Stromes stört weithin die Stille des Iran. In diesem Donner liegt Adel: Troß und Stolz.

Der steinerne Löwe ist das Schwert Hamadans. In der großen Stunde des Mittags, wenn die Körper ihre Schatten verlieren, kommt zu dem steinernen Löwen der Unfruchtbare oder der von der Lustseuche Gebrandmarkte. Der Unfruchtbare erfaßt den Phallus an dem glühenden Stein und bittet den rötlichen Löwen um Samen. Der Verseuchte berührt ihn mit dem Phallus und erwartet von dem grimmen Raubtier Heilung. Auf den heißen Sand streuen sie mit vollen Händen Beschwörungen in einer Sprache, deren Laute man nicht erkennt.


Der Hügel Mjusselah — „der Ort der Gebete“. Von dem hohen Hügel aus erstreckt sich ein Feld, fünfzehn Meilen lang und neun Meilen breit. Ununterbrochen eine Reihe von Gärten und Wiesen. Oft schlanke Pappeln, hie und da der sonderbare Baum „Narvend“ mit seinen phantastischen Formen. Manchmal schnurgerade Alleen. Hamadans Feld zieht sich wellenförmig von Eiwends Bergen herab und steigt allmählich in Hügeln an. Oben sind Hügel und auf den Hügeln die Stadt, in Terrassen gelagert. Mjusselah ist der höchste Hügel. Hier war eine Festung errichtet — wenn man dem Vater der Geschichte Glauben schenken will —, gegründet von dem sagenhaften



Dejot. Herodot beschreibt sie. Um die Festung herum sieben Mauern, eine höher als die andere, in konzentrischen Ringen. Die erste Mauer weiß, die zweite schwarz, die dritte purpurrot, die vierte blau, die fünfte rot, die Zinnen der sechsten und siebenten versilbert und vergoldet. In der Mitte der siebenten Mauer der Königspalast, aus Zedern und Zypressen gebaut, mit schwerem Silber und Gold verziert und mit silbernen Ziegeln gedeckt. So beschreibt mit bewundernden Worten Herodot, was jetzt nur ein geographischer Punkt ist mit einer kleinen Ruine „Lacht Urdeschir“, eine steinerne Plattform. Die Vorderseite ist aus weißen, viereckigen Steinen gebaut, die hintere aus einfachem Stein und Sand mit Kalk: Alles was übrig blieb aus der Zeit des ersten Sassaniden Urdeschiz Babegain.

Hamadan — das alte Ekbatana. Die Stadt an den nördlichen Berghängen Elwend's ausgebreitet. Elwend — das „Orontos“ der alten Geographie. Eine Granitmasse, die der Mondschatten in eine helle und in eine dunkle Hälfte zerlegt. Vom Rand der Stadt ist sieben Meilen weit nur Fels. Am Fuße des Felsen entspringt ein Fluß. Vom Flußufer hebt sich in der Höhe von vierzig Schritten der steile „Gendsch-Nameh“. Auf dem Felsen sind Tafeln aus Porphyrt mit Inschriften. Oberhalb der Tafeln entspringen Bäche: der Elwend ist mit kristallklaren Quellen besät. Der Perser glaubt, daß in den Felsen des Elwend der Stein der Weisheit versteckt ist. Auch, daß in den Bergquellen ein edles Kraut wächst, das jede Krankheit heilt. Er weiß, daß auf dem Elwend eine Zauberpflanze wächst, deren Berührung einfaches Metall in rotes Gold verwandelt. Nur eines weiß er nicht, daß der „Gendsch-Nameh“, der zweieinhalbtausend Jahre lang stumm auf die Gegend von Hamadan herabblickt, selbst eine Sage und ein Wunder ist. Auf einer Tafel steht geschrieben:

Ein großer Gott ist Ahuramazda
Der diese Erde schuf
Der jenen Himmel schuf
Der den Menschen schuf
Der die Freude schuf
für den Menschen
Der den Darius zum König machte
Den einzigen König von vielen
Den einzigen von vielen Gebieten




Ich bin
 Darajatusch der König
 Der größte König der Könige
 König der Länder
 Von vielen Stämmen
 König dieser großen Erde
 Auf fernhin
 Wistaspas Sohn
 Der Achämenide.

Die Inschrift stammt von Darius. Ihre Worte sind wie Schwerter: Pathos der Macht. Viele Länder standen unter der Herrscherhand des Darius: Persien, Syrien, Mesopotamien, Phönizien, Palästina, Ägypten, Baktrien, Chorazem — vom Mittelmeer bis China.

„Der Achämenide, Sohn des Wistaspas“: das Wappen Hamadans. Hamadan — das alte Ekbatana, die Schatzkammer der Achämeniden-dynastien. Ekbatana: Sommerresidenz der Achämeniden. „Achämenide“: schon der Klang des Wortes ist hell wie Damaszenerstahl. Aus Ekbatana erließ Kyros sein Manifest: ein bloßes Schwert. Auf dem Elwend nahe den Inschriften ein Opferaltar der Sonne, jetzt nur noch Ruine, verfallen. Vielleicht deshalb verfallen, weil Hamadan selbst ein Opferaltar der Sonne ist. Der Achämenide, Wistaspas Sohn: das Sonnenwappen Hamadans.

Verfallene Mauern aus Lehm. Durch sie gelangt man in die Stadt. Die Moschee „Mesdschid-Dschumach“ ist uralt; vor ihr der Majdan mit dem Basar. Hier versammeln sich jeden Morgen vor Sonnenaufgang die Erdarbeiter mit Spaten in der Hand. Man verhandelt mit ihnen und führt sie zur Arbeit auf die Felder. In der Nähe des Mesdschid-Dschumach befindet sich ein Hof mit Grabmälern. Hier stehen die Sarkophage der Esther und des Mardochai. Der aus Ziegelsteinen aufgemauerte Sarkophag ist zweiteilig. Über dem Gebäude schwebt die Ellipse einer Kuppel. Der Bau stammt nicht aus der Zeit vor dem Einfall der Sarazenen. Man gelangt durch eine Steintüre zu dem Sarkophag; in dem Stein befindet sich eine Höhlung, durch die man die Hand steckt, um die Türe zu öffnen. Die erste Hälfte ist eine Stätte der Sinnbilder des Todes. Zwischen den Sarkophagen steht eine hölzerne Tragbahre. Die andere Hälfte ist ein Ruhegemach. Zwei Sarkophage haben dunkelrote Holzdeckel, auf




denen hebräische Inschriften eingeschnitten sind. Hier ruhen Esther und Mardochai. An den Wänden sind Inschriften aus dem Talmud, einige in hebräischer, einige in arabischer Sprache, und alle sind aus Lehm gebrannt und werden durch kleine, in der Kuppel angebrachte Fenster beleuchtet. Zum Gebet kommen nicht nur Hebräer, sondern auch Mohammedaner. An die Wände kleben sie Blätter mit der Aufschrift: „Ich, der und der, Sohn des so und so aus dieser Stadt, habe die heilige Stätte besichtigt und gebetet.“ Esther und Mardochai! Wie sind die Hebräer in das Reich der Meder eingedrungen? Auf die Kuppel hat der Storch sein Nest gebaut . . . Ironisiert es in seiner leichten Vergänglichkeit die Jahrhunderte des alten Ekbatana, blinzelt es humorvoll nieder aus dem Sarkophag des hebräischen Paares? Der Storch weiß es nicht. Er weiß nur, daß er sich auf der Kuppel wiegt und scharfblickend in seiner Haltung mit dem Falken wettsifert, der stolz und gewichtig auf der Hand eines Feudalherrn sitzt.

Im Innern der Stadt sind zahlreiche Überreste von Altertümern. Eine alte Moschee, ein Stück alter Basar, Grabsteine, zerstörte Türme, kufische Inschriften an jeder Ecke, zylindrische Steine mit Darstellungen von Persepolis und mit Inschriften, altes Geld der Sassaniden, Achämeniden und anderer. Dennoch ist der Reisende erstaunt. Wie oft wurde Ekbatanas Grund von der Geschichte umgepflügt, und wie wenig Überreste sind durch dieses Umpflügen geblieben! Aber wiederum: gerade diese verhältnismäßig wenigen Überreste oder gar ihr ganzes Fehlen geben der Altertümlichkeit Hamadans das eigentümliche Gepräge. Es gibt Orte ohne besonderen Charakter, ausdruckslos, wie eben neu entstanden; und es gibt solche, die durch und durch charakteristisch sind, von der Geschichte durchtränkt bis in ihre innersten Winkel. Hamadan ist Charakter. Hier sieht das Auge die Schatten der Vergangenheit, wenn auch ein erfahrenes Auge nötig ist, um die Schatten nicht zu verscheuchen. Auch die Erdscholle trägt hier den Duft der Weite. Man wittert das Vergangene, anders nimmt man es nicht wahr, nur der Geruch kann helfen, es zurückzubringen . . . Mit einem Blick umfaßt man aus Lehm gebaute Häuser und enge Gassen. Aber wer weiß, vielleicht liegt im Lehm die Angst vor den Zeiten — denn die Zeit zerstört

alles, auch der Lehm wird zerstört. Die Enge verrät vielleicht die Furcht vor dem Raum, die Gebäude sind in enge Gassen zusammengedrängt. Alles ist einfarbig, Asche oder glühende Kohle, ganz wie es der Sonne gefällt. Alles ist klein und winzig, vielleicht aus Ergebenheit vor dem Schicksal. Nur hie und da tauchen plötzlich Moscheen auf wie auf Stelzen gehende Frauen mit Sommersprossen, die den Vollmond um Fruchtbarkeit ansehen. Und in der Luft die wie von selbst ertönenden Worte: La illah illah allah . . .

Gassen, enge Gassen, gekrümmt und bucklig, wo man von einer Seite auf die andere hinüberspringen kann und von einem Haus in das andere. Die Volksmasse raunt. Wie Ameisen aus verschiedenen Nestern kommt sie aus den Häusern. Menschen überall mit runden kurbisähnlichen Mühen, selbst in der größten Hitze, auf den halb oder ganz geschorenen Köpfen. Die Gesichter sind Masken vor einer Weite, die Augen blicken aus unerreichbarer Ferne und tragen das Zeichen der alten Rasse. Man muß lange warten, bis man den Blick des allmählich herankommenden Persers auffangen kann. Hier und da stößt man auf semitische Profile. Das sind Juden, deren Blick auch aus der Ferne kommt. Aber die feuchten Augen lächeln, als wollten sie sie verbergen. Es liegt in dem Aussehen eines Juden etwas Geheimnisvolles: Ironie in den Augen und Trauer auf der Lippe. Mit den Augen will er sagen: ich kenne das Geheimnis und du kennst es nicht. Mit den Lippen scheint er anzudeuten: Gott erspare dir mein Los. Er dreht sich um, man schaut ihm nach und sieht noch lange die faltigen verblichenen gelben Ohren. Dieser Zug ist da, wo die Zahl der Juden gering ist, wie in Hamadan, noch schärfer ausgeprägt. Auch Armenier trifft man hier. Die geneigte Stirn verrät starken Troß. Die rauhen Bewegungen deuten auf derben Charakter — der starke Baum hat starke Wurzeln, ist aber krumm und verbogen.


Überall Staub und Schmutz. Nicht als ob der Perser den Staub liebte oder den Schmutz. Aber er weiß, daß sich schließlich alles in Staub verwandelt. Auf den Urgrund der Welt kommt es an. Vielleicht weiß der Perser, daß das Wasser den Schmutz fortnimmt und ihn spurlos vernichtet; wer an den Brüsten der Wüste Milch gesogen hat, kennt wirklich das Geheimnis des Wassers; er verherrlicht es, da das Wasser alles vermag. Der in den Graben geworfene oder



aufgelöste Schmutz ist zehn Meter weiter schon kein Schmutz mehr, er ist gereinigt. So denkt der Perser. Mitten durch Hamadan rauscht ein klarer Bergstrom, der den Unrat der Stadt fortspült, und Hamadan fürchtet den Schmutz nicht.


Die Kaffeehäuser an jeder Ecke sind voll von Menschen. Man sieht spitzige Finger und Rosenkränze aus Bernstein. Überall Haschisch — der eine raucht und gibt das Mundstück dem andern, dieser reicht es dem dritten und so fort, siebenmal, bis die Pfeife schließlich wieder zu dem ersten zurückkehrt. Auf diese Weise bildet sich ein magischer Ring, ein tagheller Traum. Hier ist das Geheimnis des Mitseins oder Einsseins des Orients. Anderssein und Scheu vor dem andern sind aufgehoben: ein Mundstück für alle Lippen. Einer geht durch den zweiten in den andern über, und durch die andern kehrt er wieder zu sich selbst zurück: die magische Kraft der Selbstauflösung oder Selbsterlösung im Kreise. Der bunte Traum löst die Lippen. Einer beginnt eine Heldendichtung aufzusagen: „Eines Tages brach Rustan auf und kam zu Sorab . . .“ Ein anderer fährt fort, ein dritter gedenkt des Saadi in Versen, ein vierter streut Schiras Rosen, ein fünfter läßt die Nachtigall von Jspahan auffliegen und so fort, bis Trunkenheit, das unsichtbare Tier, das sich im Verlauf zu sträuben und widrig zu gebärden begann, das Wort vollends unter sich zwingt.

Außerhalb der Gruppe erscheint jemand in Lumpen gehüllt mit zerzausten Haaren und offenem Mund, die Lippen feucht von Speichel. Die fieberigen Augen funkeln. Das Haupt zittert in leiser Erregung. Das ist ein Dervisch. Er blickt alle an und sieht niemand, gleich als ob er dem Unsichtbaren lausche und von ihm ein Zeichen erwartete. Unerträgliches Schweigen geht von ihm aus. Plötzlich springt er auf mit immer gleich geöffnetem Munde und beginnt schreckterregend zu schreien. Grausig steigert sich der Schrei — ein rasender Lanz — bricht ab: Fremde Worte, die niemand versteht, sind jetzt plötzlich da, hüllen den Raum. Alles vermischt sich, geht in den bunten taghellen Wachtraum. Plötzlich erscheint ein großer weißer Esel, beladen, Hamadans bekannter Esel. Ein Bube folgt ihm und ruft: Phenir! Phenir! Der bunte Traum zerrinnt. Der große weiße Esel geht mit stoischer Ruhe vorbei. Man wird wieder nüchtern. Am Wege steht eine Wahrsagerin und ruft die Vorübergehenden an.



Läden, Buden wie Archen mit Rosinen, Oliven, Nüssen, Reis, rohen und gerösteten Pistazien, andere mit allerlei Stoffen und Seidenzeug und tausenderlei anderem, wie Gläsern, Schalen, Bechern, Krügen in vielerlei Mustern mit Goldfäden und gekrümmten Rändern. Dort blendende Teppiche und Decken mit Hamadans „nummud“, Vorhänge, Läufer und Matten in Unzahl. Dann Eisenzeug aus Chorassan, Schah Abbas Schwerter, Lanzen, Bogen und Pfeile, Sattel und Riemen, Gürtel und Amulette. Dort in der Ecke gibt es bemalte Miniaturen, selbst den Koran in Saffianleder, daneben zahlreiche Edelsteine, wie Saphire, Rubine, Türkise, Bernstein, Jaspis und Beryll. In der andern Ecke Vogelkäfige mit Kanarienvögeln oder Nachtigallen. Tausend und aber tausende von Dingen durcheinandergemischt! Plötzlich erscheint ein Weib mit grünem Überwurf bis zu den Knöcheln und safrangelbem, gemustertem Tuch um den Kopf, mit grünem, weichem Schuhzeug und rötlichen Absätzen. Unwillkürlich lüftet sie leicht den Schleier, und ein Gesicht zeigt sich wie weicher Marmor, der die Farbe des Elfenbeins trägt. Sie schaut jäh auf und zeigt ihre großen, mandelförmig geschnittenen Augen, in denen das trübe Smaragdwasser des Hindu erglänzt. Der Überwurf schmiegt sich beim Gehen faltig an die schlank Taille der großen Gestalt. „Tanagra“ durchblüht es den Kenner, es zieht ihn ihr nach, aber schon ist die Erscheinung wie ein Traum in dem lärmenden Menschengewimmel verschwunden. Erinnerungen — „Tausendund eine Nacht“ und — die Nacht geht weiter . . .

Im Süden des Mjusselah steht der große rötliche steinerne Löwe aus Kalkstein gehauen. In dem Kalk liegt der Sonne Wollust und im feinen Sand der Sonne Samen. Der steinerne Löwe ist der Schild der Stadt. Aus Persiens nackten Felsenspalten, wo die zornige Sonne ihre Begierde stillt, erschallt von Zeit zu Zeit das Brüllen des Löwen in den atembeklemmenden Schluchten, und der Donner des rauschenden Stromes stört weithin die schreckliche Stille. In diesem Donner liegt Adel: zu großer Stolz und Troß. Der steinerne Löwe ist das Schwert Hamadans. In der großen Stunde des Mittags, wenn die Körper ihre Schatten verlieren, kommt zu dem steinernen Löwen der Unfruchtbare oder der von der Lustseuche Gebrandmarkte. Der




Unfruchtbare erfaßt den Phallus an dem glühenden Stein und bittet den Löwen um Samen. Der Verseuchte berührt ihn mit Phallus und erwartet von dem Tier die Heilung. Auf den heißen Sand streuen sie mit vollen Händen Beschwörungen — in einer Sprache, deren Laute man nicht erkennt.

An dem steinernen Löwen sitzt ein fremder Mann. Er ist nicht krank. Auch ist es nicht heller Mittag, und die Stunde, zu der die Dinge ihre Schatten verlieren. Es ist Nacht, und der Mond wirft sein Licht — die Dinge verlieren ihre Schatten nicht, aber die Zauberstrahlen des Mondes verwandeln sich selbst in Schatten. Der fremde Mann sitzt bei dem Löwen und überblickt Hamadan und seine Umgebung und weiß nicht, ob das, was er sieht, Schatten ist oder nicht. Ein großer weißer Helm liegt abseits. Der fremde Mann richtet sein Auge auf den Helm und kommt gleichsam wieder in die Wirklichkeit zurück; er erinnert sich an etwas, das in nebliger Ferne beginnt und sich allmählich dem Ufer der Wirklichkeit nähert.

Archibald Mackasch erinnert sich. Als er drei oder vier Jahre alt war, nahm ihn der Vater mit in fremde Länder. Er brachte ihn in die Großstadt London. Als er 15 Jahre alt war, ließ ihn der Vater plötzlich zurück und verschwand irgendwohin. Als Jüngling besuchte er in Oxford die Universität. Er hatte Zeichentalent und begann zu malen. Er stellte aus, in London, Berlin, Paris, Rom. Der Maler Mackasch bekam einen Namen und siedelte nach Paris über. Er lebte in der künstlerischen Atmosphäre der Bohème. Im Jahre 1914 zog man ihn ein, und er reiste nach London. Von dort kam er mit General Thomson zu den mesopotamischen Truppen als Kriegskorrespondent. 1917 rückte ein Teil der russischen Truppen, die Kosakenabteilung, von Hamadan nach Bagdad. Die Abteilung Palj trabte über die von der Hitze ausgedörrten Ebenen und vereinigte sich in der Nähe von Bagdad mit englischen Vorposten. Archibald Mackasch kam gerade in diese Kosakenabteilung und eilte mit kleinen Gruppen zusammen nach Hamadan.


Daran denkt Mackasch. Er denkt an seinen Weg von Bagdad nach Hamadan, an den Tigris, in dessen verschwiegenem Bett die Jahrhunderte dahinfließen. Hier haben Jahrtausende Beduinen ihre braunen Leiber gebadet. Wo sind diese Beduinen? Sind sie verschwunden?



Nein. Ihre Nachkommen baden noch gelegentlich ihre feurigen Stuten in den kühlen Bogen des Tigris. Er denkt außerdem an den Überfall auf den Pferdestall des Scheich Ben-Egir und an den Raub der sieben edlen arabischen Rassenpferde. Diese Pferde sahen zum erstenmal die Sonne, und nie wird Mackasch das Feuer ihrer, der Sonne zugewandten Augen vergessen, die funkelten wie kleine Edelsteine der Erde. Auch wird er nie vergessen, wie der alte Scheich — ein wutschnaubender Tiger — sich den Angreifern entgegentwarf, und als er nichts erreichte, weinte wie ein armes Kind. Mackasch erinnert sich noch, wie sie ein Dorf sahen, wohin die Ausfähigen verschickt werden und von dem keiner zurückkommt, um Nachricht zu bringen. Nein, einen einzigen haben sie gesehen: auf den Ästen eines ausgedorrten Hagedornbaumes hing er baumelnd, und die geöffneter Augen des Selbstmörders, dessen lichtloser gebrochener Blick sündhaft und erbärmlich in das Weltall startete, wird Mackasch nicht vergessen. Er denkt an den Überfall der Kurden, an das Hurrageschrei der Kosaken und an das Entladen seines „colt“, an das Kreuzen der Säbel und das Bellen der Dogge Allan beim Angriff. Er erinnert sich noch des Durstes, der Ermüdung und Ruhe und vieler anderer Dinge. Er erinnert sich, als sei er in die Ferne getaucht und treibe nun langsam an das Gestade der Wirklichkeit zurück. Aber er verliert das Gestade wieder und wieder geht es in die traumhafte Unendlichkeit.

Mackasch sitzt bei dem steinernen Löwen und weiß nicht, was das für Dinge sind, an die er sich erinnert. Er denkt an „jemand anders“, der am Löwen Hamadans sitzt, oder „jemand anders“ denkt an Mackaschs Erlebnisse. Mackasch wird gleichsam entleert und zugleich erfüllt. Er hat sich selbst verloren und findet sich wieder selbst. Vielleicht ist dieser „andere“ er selbst, im Traum gesehen? Jeder Muskel von ihm ist ein Teil des Ganzen, dessen Mittelpunkt ihm von Raum und Zeit geraubt ist. Und zugleich ist jeder Muskel von ihm in diesem Raum und in dieser Zeit. Hier ist der Anfang das Ende und das Ende der Anfang. Das Ferne erscheint nahe und das Nahe fern. Archibald Mackasch fühlt es aufs deutlichste, das an dem Löwen Hamadans der „andere“ ist, der ihm zuraunt.

Auf seinem ganzen Lebensweg erscheint ihm die Strecke Bagdad—Hamadan als größtes Geheimnis und — als Schlüssel dieses



Geheimnisses zugleich: das Geheimnis ist fern und zugleich nahe, dunkel und zugleich hell. Aber warum kann er dieses Geheimnis nicht lösen? Ist denn das Wort noch nicht geboren, das beim Aussprechen das Geheimnis selbst nicht töten würde? Mačasch fühlt nur die Gegend Bagdad—Hamadan, fühlt so, wie der Mensch Träume sieht, die er bei wachem Besinnen vergißt. Er fühlt die Stimmung dieser Gegenden: die steifen Schollen, das traurige Steingeröll, den stillen Fluß, das nickende Gestrüpp, die schläfrigen Steine, die lahmen Zweige, den verstummten Fink, das Kalb mit den feuchten Augen; derart sind die Bilder, die vor ihm aufstehen, wenn diese Stimmung ihn überkommt. In dieser Gegend ist der Atem Adams noch nicht erloschen, und die Brüste Evas sind noch voll. Hier ist der Name noch dasselbe wie das Ding und das Ding dasselbe noch wie der Name. Hier ist der Same Gottes und der Leib der Erde.


Archibald Mačasch versenkt sich bei dem steinernen Löwen Hamadans in die helle Nacht, in den Raum, in vergangene Jahrhunderte. Und oft weiß er nicht, ob er der andere, er, der bei diesem Löwen sitzt und „an ihn“ denkt, ob wirklich jener „andere“ Mačasch ist, wie er denkt. Der Mond beleuchtet seine Traumgespinste. Die Sterne vertiefen den Himmelraum. Der Horizont liegt in blauer Stille. Das verborgene Wild wittert: Ein Auge — wessen Auge? — sieht seit Jahrtausenden; die tränenreiche Mutter schaukelt ein Kind in der Wiege und singt es ein, und dieses Singen ist eher ein zurückgehaltenes Schluchzen. Das Kind schläft ein und sieht nach tausend Jahren, daß seine Mutter die Wiege schaukelt und singt. Wer ist diese Mutter? Die Tochter Babylons oder der Sumerer? Wer ist dieses Kind? Ist das nicht der Mensch, der an dem Löwen von Hamadan mit offenen Augen träumt? . . .

Archibald Mačasch schaut auf den roten Körper des steinernen Löwen. Eine Lücke ist fast ganz zerstört. Sand er zum erstenmal zu diesem Löwen hin oder saß er schon einmal hier? Archibald fürchtet sich vor dem Gedanken, er sucht sich herauszureißen aus jenem Gesang, der ein verhaltenes Schluchzen ist. Und jetzt erinnert er sich an den Bettler, der am Ufer des Tigris auf einer Schalmei blies. Dazwischen sang er fremde Worte, aber Laba Labai, der Freund Mačaschs, verstand die Worte: Thammus und Illuh waren

als Zwillinge geboren und einander so ähnlich, daß die Eltern sie nicht unterscheiden konnten. Nach sechs Monaten starb einer von ihnen. Die Mutter dachte, Thammus wäre gestorben, der Vater dachte, Illuh. Der Übriggebliebene weiß selbst nicht, ob er Thammus oder Illuh ist. Er fühlt nur, daß der tote Bruder in ihm fortlebt. Er fühlt, daß er selbst in dem toten Bruder in ein anderes Leben übergegangen ist. Und es grämt sich Thammus oder Illuh und weint Illuh oder Thammus.

So gab Laba Labai die gesungenen Worte weiter. Diesen Gesang, diese Worte, diese Schalmel hört jetzt Mackasch. In seinen Gedanken klingt etwas an — Mackasch entfernt sich von dem zauberhaften steinernen Löwen. In seinen vom Mond versilberten Phantasien geht er in die Stadt und kann einen Gedanken nicht von sich werfen: ob er nicht so einer von dem Paar Thammus und Illuh ist? Aber plötzlich steht vor ihm die Erscheinung Alexanders des Großen, und es weht ihn zu anderen Erinnerungen. Hamadan ist selbst eine Erinnerung.

Vor zweitausend Jahren trieb Alexander von Mazedonien den Bucephalus in die Festungen Hamadans. Mit einem Schlag nahm er die alte Stadt, die in Jahrtausenden begehrte Königin, die selbst die Zeit nicht überwinden konnte. Er bezwang die unbesiegbaren Achämeniden und wurde selbst Achämenide. Im Glanze der Schwert bereitere er die Hochzeit mit der Königin, und an die Hufe des nichtgezähmten Pferdes schloß sich überschwenglicher Schmaus. Auf den gelben Abhängen Ekbatanas ließ der „Zweihörnige“ zahllose Zelte aufschlagen. Seine Sterne, die er vom Himmel herabriß, leuchteten über jedem, und wie aus glühendem Spalt der Sonne, die er, der Herrliche, rißte mit seinem fröhlichen Schwert, ließ er die Becher der dürstenden Krieger füllen. Zehntausend ihrer verband er mit zehntausend kleinasiatischen Jungfrauen. In einer einzigen Nacht richtete er die Hochzeit. Nie ist eine Nacht so laut wie diese gewesen. Gab es je eine von größerem Ausmaß?! Es war ein Zerstoren und eine Trunkenheit, Gewalt des Bezwingers und prunkhafte Feier. In dieser Nacht ging in Ekbatana das Menschliche über die Grenzen des Menschlichen. Im Tempel der Nybier wurde der „Zweihörnige“ zum Sohn des „Ammon-ra“ ausgerufen, wohl zur Erinnerung an die Nacht von Hamadan.



Der Fremde denkt an etwas anderes und vergleicht. Es gibt eine andere ebenso brennende Überlieferung. Vor Jahrhunderten trieb Soleiman der Glänzende — oder war es Muhammed der Eroberer? aber die Ausleger ziehen Soleiman vor, vielleicht des Wohllauts wegen — sein schäumendes Pferd in die Hagia-Sophia Konstantinopels. Das rasende Pferd bäumte sich in dem Leviathan des heiligen Tempels und schlug mit den erhobenen Vorderfüßen an die starken Säulen. Jornschnaubend sprang es zurück, und aus dem Feuerstaub an der weißen Säule schoß ein Blutstrom hervor. So sagt die Überlieferung. Noch jetzt trägt die Säule die von den Hufen hinterlassene blutige Spur. Der fremde Mann erinnert sich an die Hufe des Pferdes Soleimans des Glänzenden, und blißschnell durchheilt ihn der Gedanke: der Einfall Alexanders des Großen in Ekbatana gleicht dem Hineinjagen jenes andern Pferdes in die Hagia-Sophia. Ekbatana selbst ist ein Brandmal des Soleimanschen Pferdes, mit Blut geprägt an der hohen Tempelsäule. Hamadan ist die Fußspur des rasenden Pferdes, blutig, verrostet, gelb, aber sonnübergossen. Der steinerne rötliche Löwe der von der Sonne gerötete Schild Hamadans.

Archibald Makasch wandelt auf den Höhen oberhalb der Stadt. Hamadan ist selbst eine Erinnerung, und Makasch schwimmt in Erinnerungen. Der Mond zerstreut seine Phantasien. Die Sterne vertiefen den Himmelsraum. Der Horizont liegt in blauer Stille. Das Wild wittert: Ein Auge — wessen? — sieht die Jahrtausende und erblickt den zu Pferde sitzenden Alexander. Die Krieger des „Zweihörnigen“ feiern die „Nacht von Ekbatana“. Jemand — wer? — fühlt, daß das jetzt geschieht. Archibald taucht in Erinnerungen, er erinnert sich gleichsam träumend, wo die Erinnerung nicht mehr Erinnerung ist. Und plötzlich drängt es hervor. Archibald wäre beinahe gefallen, sein Fuß zerschlägt die große Scholle, über die er stolperte, blißschnell tritt in seine Gedanken ein Bittereres: Wo ist Alexander der Große oder sein Bucephalus oder seine Krieger? Archibald Makasch hat zum erstenmal den Tod gesehen, als ob in seinem Körper ein Kriechtier sich krümmte.

Archibald eilt in seine Wohnung wie ein aus der Zeit herausgefallenes Ding — wenn für ihn überhaupt eine Zeit existiert —, wie ein aus dem Raum losgelöstes Atom — wenn für ihn überhaupt

ein Raum existiert. Er geht dahin, aber er fühlt seinen Körper nicht. Vielleicht hat sein Fuß ein Zauberkraut berührt und es hat sein Wesen verwandelt. Von Bagdad nach Hamadan gibt es viele solcher Kräuter. Oder dieser Weg Bagdad—Hamadan ist vielleicht ein einziges Zauberkraut. Archibald geht, als ob er jemand folge. Er geht in das Haus und wirft sich aufs Bett. Er will einschlafen, aber war das bisher nicht Schlaf? Er liegt unruhig, wirft sich herum, er kann keine Ruhe finden. Er sucht nach etwas das ihn stütze, ein kleines nur, damit er Linderung fände. Aber da sind keine Wurzeln. Keine Schwester, kein Bruder, keine Mutter, keine anderen Verwandten. Auch kein Vater? Vater — Vater, das Herz will ihm aus der Brust springen: als ob ein scharfes Messer ihm das im Traume gesehene geliebte tote Wesen abschneide. Sein Herz klopft, als wolle er der Hand des Todes dieses Herz entreißen. Archibald legt die Hand auf sein Herz: Ist wirklich das Herz nicht dem Tode nahe? Und er erinnert sich, daß sein Vater noch am Leben ist, in Bagdad erreichte ihn Nachricht. Archibald wird weich und beruhigt sich.

Er geht auf die Veranda hinaus. Allan, die große Dogge, kommt hervor. Ist ein Feind da? Nein, er sieht den traurigen Herrn und springt an ihm hoch. Die große Dogge mit den gelblichweißen Flecken auf dem jaspisfarbenen Körper umschmeichelt Archibald, schmeichelt dem Freunde und lächelt ihn gleichsam an mit den zwei großen Augen, das eine grau und das andere lasurblau. Archibald streichelt die Dogge. Der Mond will untergehen, und die Sterne erlöschen. Archibald hat zwei große Tränen in den Augen, er fürchtet sich, sie vollends zu vergießen. Allan sieht mit seinen großen Augen die taubenfarbige Morgenröte über Hamadan. Archibald Mackasch denkt an den eidechsenfarbigen Stein von gestern mit den merkwürdigen eingemeißelten Worten:

Mein Bruder —
Nie gewesen —
Den ich liebte
Mehr als die Sonne
Und mehr als das Schwert.
Denn er war
Mein anderes Ich.

Ruach Elohim

Von Hamadan her rast ein Automobil. Der Chauffeur mit den krummen Beinen eines Jockey ist mit dem Fordwagen verwachsen. Die Kopfbedeckungen ziehen weiße Streifen: die eine ein weißer englischer Sommerhelm, zwei andere ein persischer oder orientalischer Turban. Auf den Knien des einen ihrer Träger ruht der Kopf einer riesigen Dogge. Der Weg kommt von Norden. Hinter dem Ort Aghbulagh breitet sich eine Niederung mit Dörfern aus. Hier ist die Scheide zweier Flüsse: des Karasus und des Daragazan. Die niedrigen Berge von Kulebad ziehen die Grenzlinie zwischen Hamadan und Hamze. Bei dem Dorfe Ramazan führt der Weg ans Ufer des unbedeutenden Flusses. Man fährt über die Brücke. Nicht weit entfernt, am linken Flußufer, entspringt eine kalte Quelle, die Schwefelkalk und Eisen enthält. Von Ramazan ab nimmt die Steigung allmählich zu. Bei der Station Manian wird sie stärker, längs einer steilen Schlucht führt die Straße immer höher und höher auf den hohen Berg Rücken von Quaragan. Zwei Kilometer von Quaragan entfernt ist die Station Sultanbulagh.

Der Fordwagen sammelt Kräfte, um diese große Steigung zu nehmen. Von Zeit zu Zeit stöhnt er wie ein angeschossenes Wild. Der Chauffeur beobachtet dieses Stöhnen aufmerksam. Er weiß, daß noch keine Frau geboren ist, die so kapriziös wäre wie der Mechanismus eines Kraftwagens. Man untersucht und findet alles in Ordnung; man setzt ihn in Bewegung, einige Stunden und er zittert an allen Nerven.

Sultanbulagh kommt näher. Der Ford stöhnt auf eine neue Art, als sei sein Lebensthytmus gestört. Der Chauffeur sagt nichts, er sieht nur zur Stadt hinüber. Vielleicht denkt er daran, wie er die Maschine ohne Schaden hin bringen könne. Nach einigen Minuten stöhnt der Wagen vor den Toren von Sultanbulagh noch einmal auf, bricht plötzlich zusammen und steht.

Zuerst springt Allan heraus und eilt an den Zaun, dann folgt Archibald MacKasch und ihm der Mann mit dem Turban. MacKasch ist an sich groß, aber im Vergleich zu dem Mann mit dem Turban erscheint er klein. Der Turbanträger hat einen langen und ziemlich weiten Überwurf von schilfgrüner Farbe an und an den Füßen gelbliche Sandalen. Der große Mann hat leicht gekrümmte Schultern und keine kräftige Brust. Die längliche Nase steht etwas nach links ab, die tiefsitzenden Augen sind schwefelfarbig und wie mit dunklem Grün überzogen. Das mit Sommersprossen bedeckte Gesicht ist pockenmarbig. Solche Augen aus solchem Gesicht bannen die Schlange auf dem heißen Sande. Ein Mischlingstyp: Perser, Hindu oder Ägypter. Sein Alter ist schwer zu erraten; der Schnurrbart scheint eben gekeimt, der dünne kurze Bart mit „Henna“ gefärbt.

Der Chauffeur prüft den Motor. MacKasch und der Turbanträger blicken in die Landschaft. Hamadan erscheint wie ein in Wut angeschlagenes blutiges Hufeisen. Links erheben sich die kahlen gigantischen Urweh-Berge. MacKasch ist von dem ungewöhnlichen Anblick gefesselt. Vor allem entzückt ihn das Spiel der durch Eichenlaub dringenden Sonne, wo sie in hellen Wellen auf dem Rasen erglänzt oder, noch köstlicher, die schattengereinigten Strahlenbündel überreichlich ausgießt über den Fluß, an dessen Rand die rauschenden Bäume stehen. Hier ist eine zauberhafte Vereinigung von gelben — dunkelblauen — nebelhaften bleiernen Farben und dabei ein unaufhörliches Fließen: Sonnenstrahlen — Blätterrauschen, Murmeln des Wassers. MacKasch blickt auf die hochaufgetürmten Felsen und sieht überall magisch gefärbte Blätter — die einen dick und groß, andere zart und klein oder lang und herabhängend. Moos und Karamphil wetteifern miteinander, und Karamphil siegt; Schiefer und Chwitho wetteifern miteinander, und Chwitho siegt; bis schließlich der glänzende Laubfrosch „Wasaka“ allenthalben aufleuchtet, wie von bunten Schwänzen märchenhafter Pfauen hin und her geworfen.

„Nun verstehe ich, was den persischen Teppich geschaffen hat.“

„Das sind nur Vorläufer . . . erst hinter Kasbin werden Sie sehen!“ Der Chauffeur ist mit der Reparatur fertig. MacKasch und der Turbanträger betrachten die Berge. Allan bellt. Ein Automobil des Städteverbandes saust vorüber. Eine Schwester darin.

Mačasch zittert am ganzen Körper, als ob er am Rand des Abgrundes stände.

Eidechsenfarbene Augen! Wirklich? Nein — was sollen die hier?

„Was ist mit Ihnen?“

„Ich habe eine Farbe gesehen, die . . .“

„Wo?“

„Dort an jenem Berghang in der Ecke, wie der Schein einer rollenden Hagebutte auf glattem Körper des Drachen.“

„Merkwürdig . . .“

Der Wagen ist in Ordnung. Von Sultanbulagh geht der Weg abwärts in eine Schlucht, in der ein Bergfluß dahineilt. Auf der rechten Seite des Flusses liegt von Nordwest nach Südost eine Kette steiler Felsberge wie das Rückgrat eines prähistorischen Mammut. Die Station Uweh kommt näher. Der Uwehfluß ist im Sommer fast ganz ausgetrocknet. Dieses fehlende Wasser ist die Not der leeren Bergabhänge; vielleicht hat der blutsaugende Commendrade das Wasser ausgeschlürft. Ungeheure Felsblöcke in Brocken von 200 Meter Höhe ragen empor. Der Uweh fließt an dem Dorfe Abbasabad vorbei und vereinigt sich mit dem Hattud, an dessen Ufer eine heiße Schwefelquelle von 41 Grad entspringt. Es geht weiter; im Vordergrund eine Niederung mit den Dörfern Nowend, Saiphabad, Raikan, Dehkan und der Jbkar-Fluß mit einer Brücke nebst Obstgärten und Weinbergen, dazwischen viele Ruinen.

Der Ford stöhnt, oft so stark, daß der Chauffeur die Farbe wechselt. Allan ist schläfrig. Der Turbanträger versank in Nirwana. Archibald Mačasch denkt an die eidechsenfarbenen Augen. Ob vielleicht Olga? Nein, was soll sie hier? Als er den Blick von den nackten Felsen abwandte, trat in seine Augen die Farbe des „Wafaka“. Vielleicht hatte sie seine Augen umnebelt und seinen Blick verwirrt. Aber warum ist die Erscheinung selbst so brennend?!

Der Ford stöhnt hier und da so stark, daß der Chauffeur die Farbe wechselt. Allan ist schläfrig und der Turbanträger in Nirwana versunken. Archibald Mačasch träumt von den eidechsenfarbigen Augen. Die Sonne geht zur Ruhe, und über die versengte Landschaft breiten sich milde purpurrote Schleier aus. Archibald Mačasch ist trunken von dem wunderbaren Raum.

„Hier muß man das Auge Adams haben.“
„Ja, Adams Auge! . . .“



Die eidechsenfarbenen Augen haben die Station Manian angestrahlt. Manian, Lebensmittelzentrum, ist gleichsam ein gelber Pilz auf brandiger Steppe. Als der Wagen des Städteverbandes anhält, kommt ein Soldat und begrüßt die Ankommenden, indem er sich dabei hinter den Ohren kratzt. Eine in Weiß gehüllte Gestalt springt aus dem Auto. Jean Coujon hat so einmal Diana dargestellt. Eine Frau sieht gesenkten Blickes einen stattlichen Hirsch an, der von den Augen der Frau wie bezaubert ist und sich ihr mit erhobenem Haupte nähert, als ob er seine Lippen auf ihre Lippen drücken wolle. Dieser Diana von Coujon also gleicht der Körper der Frau, die aus dem Wagen sprang. Lange florentinische Beine wie zwei Wassersäulen eines herabstürzenden weißen Baches. Aber nein, die Hüften der Gestalt sind ziemlich breit, der in Weiß gekleidete Leib hat kräftige Brüste, auf denen es wie zwei üppige Schirasrosen liegt. Früher wurden, sagt die Überlieferung, auf den Brüsten der Jungfrauen Opferschalen aus Lehm gegossen; diese Brüste sind die Opferschalen selbst.

Der Soldat steht schief und blödd da.

„Ruf mir den Verwalter her!“

Der Soldat hört die Stimme der Frau und verschwindet. Die Frau geht in das Gebäude und fällt todmüde auf das Bett. Das Kopftuch reißt sie herunter und wirft es auf die Seite. Die kurzen dichten Haare fallen wie ein sonniger Wald am Hang, die hohe Stirne ist von der Art, wie Botticelli sie malte, die Nase leicht gestülpt und die Lippen zusammengepreßt, als ob sie zürnten. Der Körper kann keine Ruhe finden.

Ein Mann mit orientalischem Profil tritt ein. Seine Augen schwimmen in Fett, die Nase gleicht einer Rübe, und das Gesicht ist voller dunkelblauer Finnen, teilweise sind sie verschwunden und haben Spuren von Pockennarben hinterlassen. Der Verwalter erscheint gähmend in der Tür.

„Rufen Sie mir sofort den Bevollmächtigten telephonisch herbei!“

„Aus Kasbin?“



„Ja.“

„Bitte, ich werde sofort . . .“

Der bärtige Mann geht fort.

In dem auf dem Bette ausgestreckten Körper denkt es: „Er“ war es ohne Zweifel . . . aber woher kam er?! Das iranische Plateau kennt Gespenster . . . nein, „er“ war es sicher . . . Warum ist er ihr nicht entgegengegangen? Eine Frau kann nie das Herz einer Frau erkennen . . . Der ausgestreckte Körper springt auf, Augen sehen sich um, nur der kahle wortlose Raum . . . wer könnte ihr etwas sagen?! Der Verwalter kehrt zurück.

„In einer Stunde wird er Sie sprechen.“

Der Verwalter ist wieder gegangen. Die Frau geht in die Küche und trifft dort den Chauffeur an, der mit masutbeschmierten Händen sich den persischen „Lawasch“ gut schmecken läßt. Man weiß nicht, ob er ein Grieche aus Trapezunt oder ein Armenier aus Kofstow oder ein Uffsor aus Urmia ist. Er blickt schief, seine Nase ist in der Mitte gespalten, die Augen sind grau und klein. Er ist klein und unterseßt.

„Stepko, wir müssen sofort zurückkehren . . .“

„Ich kann nicht.“

„Warum nicht?“

„Die Maschine ist überanstrengt.“

„Du wirst sie beleben . . .“

„Ich bin auch müde.“

Es ist noch keine Frau geboren, die so launisch wie ein Automobil wäre. Noch nie ist ein Automobil aus der Fabrik gekommen, das launischer wäre als ein Chauffeur.

„Stepko! . . .“

Die Frau lächelt . . . gibt es irgendwo eine Laune, die das Lächeln einer schönen Frau nicht ertweichen könnte?!

„Ich glaube, das Steuer ist beschädigt.“

Die Worte Stepkos haben keine Überzeugungskraft mehr. Der Frau wächst Hoffnung und Kraft . . .

„Du kannst den Wagen in der Garage der Militärabteilung reparieren.“

„Ich habe auch kein Benzin mehr.“

„Ich werde dort schon Benzin finden.“

Stepko schwankt noch . . . Er geht auf der Erde so unsicher wie ein Albatros auf dem Schiffe.

„Die Maschine wird ganz ruiniert.“

„Was kostet ein Opel?“

„Fünf- oder sechstausend . . . ich weiß nicht.“

„Wenn sie ruiniert wird, werde ich sie bezahlen.“

An der Fülle des Geldes bricht sich jede Halsstarrigkeit. Stepko lächelt schon ein wenig . . .

Der Verwalter nähert sich der Frau:

„Er erwartet Sie am Telephon.“

„Nun, Stepko . . .“

Stepko atmet das Lächeln der Frau wie den Duft einer wilden Rose ein. Die Frau eilt weg.

Allan spitzt plötzlich die Ohren, springt auf und bellt. Das Bellen verhallt wie ein Donner in der Schlucht. Was wittert er? Man hört Gesang aus der Ferne. Der Turbanträger taucht aus Nirwana hervor. Allan steht auf den Vorderfüßen. Archibald Mackasch schweigt starr wie eine Henne unter ihren Küchlein, wenn sie einen Habicht erblickt hat. Der Gesang verstärkt sich, er strömt aus der Ferne in die Weite. Archibald Mackasch zittert in Spannung: er fühlt etwas — das Nahe und das Ferne zugleich. Der Mensch schaut manchmal in den Spiegel wie ein Irrsinniger und kann das Auge von seinem Bild nicht abwenden. Sein eigenes Gesicht erscheint ihm anders. Plötzlich läuft im Spiegel der Schatten eines Fremden vorbei. Den Menschen packt Entsetzen. Wer ist das? Wessen Schatten ist das? Meiner? Der eines andern? Eines Fremden?

Der Gesang kommt näher und wird immer lauter. Archibald Mackasch hat Herzklopfen.

Labai: „Haben Sie etwas?“

Mackasch: „Das ist ein unbekannter Gesang.“


Labai: „Er ist dem Gesang der ‚Gürdschi‘ ähnlich.“

Mackasch: „Ja.“

Chauffeur: „Georgier singen.“

Mackasch: „Georgier . . .“

Mackasch hält sich an der Tür des Wagens fest, es ist ihm, als



müsse er hinausfallen. Er erinnert sich des Wortes seines Vaters: „Selbstbeherrschung!“ Er spannt den Willen und verwandelt sich gleichsam in einen Eisenstab, der vom Ufer aus in die Strömung des Flusses ragt. Der Gesang bewegt sich wellenartig wie ein in der Sonne blißendes Schwert. Allan bellt; der Wagen nähert sich dem Dorfe. Der Fjord stöhnt in belebterem Rhythmus.

Mačasch: „Was wollen hier Georgier?“

Chauffeur: „Sie sind auf Urlaub.“

Tabai: „Ha, vom Kavallerieregiment.“

Chauffeur: „Sie sind unterwegs.“

Mačasch: „Unter . . . wegs . . .“

Der Wagen nähert sich dem Tore.

Chauffeur: „Die Maschine braucht Wasser.“

Archibald Mačasch fällt eine große Last vom Herzen, und er wirft sich in die Schultern, obgleich sein Herz stärker klopft. Aber der Eisenstab ist stark. Wieviel Wasser ist über ihn geflossen. Der Wagen hält vor dem Tor, in dem ein hagerer Jüngling erscheint, dessen Gesicht sich aufheitert, als er zu dem Turbanträger spricht:

„Ha, Tabai-Chan: Willkommen! Willkommen!“

„Ich bin nicht allein!“

„Um so besser! Treten Sie näher!“

Sie springen heraus.

„Mein Freund ist Engländer. Archibald Mačasch.“

„Alexander Amilachori.“

Im Schatten von Maulbeerbäumen steht ein langer gedeckter Tisch, um den vielleicht zwanzig junge Leute sitzen. Sie erheben sich und begrüßen den Turbanträger mit den Worten: „Tabai-Chan, willkommen!“ Dieser stellt ihnen Mačasch vor: „Mein Freund Archibald Mačasch kann ein wenig Russisch und ein wenig Persisch, und da einige von Ihnen Französisch verstehen, brauchen wir keinen Dolmetscher.“ Man hört verschiedene Namen: Tschawtschawadse, Orbeliani, Awalischwili, Morbedadse, Mačaschwili . . . Wie? schrie Mačasch beinahe und wurde bleich. Der Turbanträger erriet irgendwie, was halb unbewußt in dem anderen vorging, und wiederholte: „Mačaschwili“. Jemand setzte dazu: „Abgekürzt – Mačaschi.“ Mačaschi. Archibald Mačasch stützt sich auf den Tisch.

„Jarwohl, am Apparat . . . Olga Balaschorwa . . . Ich muß heute noch zurückkehren . . . Die Ursache? Werde ich Ihnen persönlich sagen . . . Man kann nicht? . . . Schicken Sie jemand anders für mich . . . Reiseunkosten? Ich werde bezahlen . . . Einverstanden! . . . Danke! Vielen Dank! . . . Noch einen Augenblick . . . Heute kommt ein Engländer in Kasbin an . . . über Hamadan . . . ein entfernter Verwandter von mir . . . Der Name? Mackasch . . . Suchen Sie überall . . . fragen Sie . . . Und dann? Dann sagen Sie ihm meinen Vor- und Zunamen . . . sonst nichts . . . Ich hoffe . . . Sie werden mich sehr verpflichten . . . Ich reise sofort.“

Heiterkeit!

„Wein! Wein!“

„Tabai-Chan. In Persien taugt der Wein nichts.“

„Ganz einverstanden. — Sie werden georgischen bekommen . . .“

„Ja, echten Kachetiner.“

„Tabai-Chan trinkt keinen Wein . . .“

„Mit Ihnen trinke ich . . .“

Freude und Heiterkeit. Braten am Spieß. Schalen. Mackasch mustert alle Anwesenden. Er denkt zurück.

An der mesopotamischen Grenze wurden dem Scheich Ben-Egic sieben Pferde geraubt. Er tobte wutschnaubend während des Angriffs. Trotzdem verlor er die Pferde. Wer ihn sah, spürte sein gebrochenes Herz. Die Pferde wurden aus dem dunkeln Stall geführt; sie hatten noch nie das Sonnenlicht erblickt. Als die Sonnenstrahlen in ihre Augen fielen, erglänzten sie wie ein frisch hervorsprudelnder Quell. Solche Augen hatte wahrscheinlich jener Mensch, der als erster das Feuer erfand. Echte arabische Rasse; in der Bewegung der durch Jahrhunderte ausgebildete Gang; im Tritt der eingeborene Rhythmus, Ausweis der Natur. Dergleichen hatte Archibald Mackasch bisher nur bei seinem Allan gesehen. Und nun die Jünglinge vor ihm: genau wie jene arabischen reinrassigen Pferde, genau so gemeißelt und genau so straff. Plötzlich huschte der Schatten seines Vaters durch die Gruppen, und Tränen traten ihm in die Augen . . .

„Singen! Singen!“ riefen die Leute.

Sie singen den kachetischen Gesang „Mrawaljamier“, der wie das Tal des Massani allmählich alles umfängt: erst langsam, dann lebhafter, dann hinreißend, um schließlich alle Schranken hinwegzufegen und wie im Kreise zu rasen. In diesem Liede stürmt das Freudenfest des Mannes, der aus dem Kriege siegreich zurückkehrt. Sie singen das karthalinische „Mrawaljamier“, das wie das stille karthalinische Tal atmet; auch dieses ist erst sanft, dann jäher, bis schließlich seine Wände senkrecht hinansteigen. Das ist die Verteidigung der Festung durch die Krieger, die auszuhalten verstehen. Wird die Festung die Belagerung bis zum Ende aushalten? Zum Schluß unterdrücktes Weh. Man singt: „Maghali delia“ — ein ruhiger Sturm, der langsam von den imerischen Bergen in die Schluchten hinabsteigt. Dieser Gesang ist selten: auch in Georgien. Hier widerhallen des Kachiers Festmahl und Schwert, des Karthalers Stärke und Schild, des Swanens Panzer und Hymnus „Eile“, des Chersuren Mut und Kühnheit. Man singt und singt, als trage man im Zuge die Königin auf den gezückten übereinandergekreuzten Schwertern.

Archibald MacAsch träumt von der „Königin“ mit den eidechsenfarbenen Augen. Vielleicht war „sie“ es wirklich? Nein, was sollte sie hier?! Der Gesang legt sich um die Eichenkronen: Umschmeichelt er sie, will er sie abreißen? Archibald MacAsch lauscht dem Gesang im Rauschen der Eichen. Hat er ihn nicht schon irgendwo gehört, da er ihm so bekannt vorkommt? Wieder sieht er sich im Spiegel, er kann den Boden nicht finden. Weithin greift die entblößte Wurzel: entfaltet sich und krümmt sich, etwas Bekanntes und gleichzeitig Fremdes: Same, aus dem er erwuchs, der immer nahe und ferne. Plötzlich gleitet der Schatten des Vaters am Tisch vorbei. Archibald MacAsch stützt sich, um nicht zu fallen.

Die Sonne ist noch nicht untergegangen. Das Auto saust in der Richtung Kasbin.

Die Gedanken der Frau tauchen weit zurück . . . Sie denkt an den April des Jahres 1914 in Lausanne, als sie im Garten spazieren ging, vor der Tellsäule halt machte . . . und ein junger Mann erschien, von Leidenschaft erfaßt . . . schweigsam und bescheiden. Aber

wieviel Kraft und Gefühl lag in diesem Schweigen, in dieser Bescheidenheit . . . Der Jüngling ist von einem Willen besessen . . . Die Frau atmet in der Nähe des jungen Mannes auf, sie zieht die Luft ein so tief wie das in die Falle geratene Wild . . . Der Jüngling schweigt, spricht nichts . . . wozu braucht er Worte? Ist er nicht selbst das Wort, das geglühte, mit jedem Muskel, mit jedem Atemzug? So ist der Jüngling ganz das Wort. Die Frau ist die Freude . . . aber warum hat sie einen leidenden Gesichtsausdruck? Sie weiß es selbst nicht. Das Betragen der Frau versteht selbst die Frau nicht. Sie hört das Wort des jungen Mannes atembekommen:

„Ich möchte Ihnen sagen . . .“

„Ich weiß es ohne Worte . . .“

Der Jüngling blickt sie erstaunt an . . .

„Sultanbulagh“ — ertönt die Stimme des Chauffeurs. Das Bergangene bricht in der Ferne ab. Die Frau erkundigt sich . . . springt heraus und geht in die Station. Sie blättert in der Fremdenliste . . . Ist nicht ein . . . fragt sie die Anwesenden, die ihr erwidern, einen Namen habe er nicht gesagt . . . Vielleicht war es ein anderer?! Nein, „er“ war es. Unbedingt. Sie kehrt zurück. Der Motor surrt.

Und die Frau denkt wieder an Lausanne . . .

„Ich weiß es ohne Worte.“

Der Jüngling blickt sie erstaunt an.

„Archibald, glauben Sie an ein vom Schicksal gewolltes Zusammentreffen?“

„Ja.“

„Das auch der Tod nicht zerstören kann?“

„Ja. In diesem Augenblick erlebe ich . . .“

Die Frau stockt, plötzlich glaubt sie einen andern Menschen zu sehen. Was ist mit ihr? Sieht sie den Verführer? . . . Früher nannte man es „Dämon“, er sitzt auf den Schultern der Frau, der „Dämon“ der Täuschung. Aber warum ist die Verführung durch die Lüge so süß?! Die Frau ringt. Aber ihr Kampf mit der Täuschung ist der Sieg der Täuschung. Nein: das Unterliegen des Weibes im Kampfe mit dem Verführer ist der Sieg des Weibes. Ihr wird schwindlig . . . Aber die Niederlage ist schrecklich süß . . .

„Archibald, ich kenne Ihre . . .“

„Sie kennen?“

„Wenn wir uns doch vor einem Jahre begegnet wären!“

Der junge Mann steht schweigend.

„Nein, was habe ich gesagt . . . wie ein Mädchen aus der Provinzschule . . .“

„Der Ausdruck der Gefühle ist oft elementar.“

Die Frau hört jemand flüstern. Sie sagt wie zu einem dritten:

„Ich hatte so ein Erlebnis . . .“

„Und dann?“

Der junge Mann zuckt sichtlich zusammen.

Die Frau fühlt seine Hand . . .

„Er ist nicht mehr . . .“

„Wie?“

„In einem Duell gefallen.“

Sie hört das Flüstern nicht. Ist jemand weggeflogen? Folgt ihm die Frau vielleicht? O wie süß ist es, über dem Abgrund zu schaukeln und zu schweben. Über dem Abgrund wird die Schaukel nicht zerreißen, und wenn doch . . . so ergreift sie jemand . . .

Der Jüngling starrt bleich in den Raum.

„Arvey“ — ertönt die Stimme des Chauffeurs. Das Vergangene bricht in der Ferne ab . . . Die Frau erkundigt sich, springt heraus und geht in die Station. Sie blättert die Fremdenliste durch. Ist nicht ein . . . fragt sie die Anwesenden, die ihr antworten, daß er nicht abgestiegen sei. Ein Gespenst? . . . nein . . . das Auge, das eidechsenfarbene, täuscht sich nicht. Sie kehrt zurück. Der Wagen rast surrend weiter . . .

Dann wieder Lausanne . . . Die unterbrochene Unterhaltung geht weiter . . .

„Sind Sie nun darauf gekommen?“

„Ja.“


Das Heulen des Autos nimmt zu.

Lanz! Lanz! Lanz!

Nicht weit spielt man Cazandari. Es kommt näher. Sie tanzen den „Lesghier“. Ein Jüngling fordert eine georgische Kranken-
schwester auf aus der Lebensmittelzentrale Abgerm. Was für ein

jugendlicher Elan und was für eine jungfräuliche Bescheidenheit! Der Schwung der Liebe oder ein Gedicht der Leidenschaft. Schließlich wird das Mädchen gleichsam gefangengenommen und von ihm geraubt. Aber nein. Das gefangengenommene Weib ist von dem ganzen Leibe des Jünglings umfaßt, als ob dieser tanzende Körper nur ein klopfendes Herz wäre — aber mit einem plötzlichen Sprung ent schlüpft sie aus der eisernen Umklammerung des Jünglings in jungfräulicher Schamhaftigkeit. Der Tanz hört auf und ist doch nicht zu Ende: Zeichen der georgischen Rasse und ihrer Ritterlichkeit. Hingerissen betrachtet Archibald Mackasch die Tanzenden. Jetzt tanzen sie den „Mtschuli“, den Tanz der Gebirgler. Der Tanz ist einfach — aber schön wie der erste Duft eines wilden Strauches. Nur Feuer, nur Blut, nur Wahnsinn, die Lust der jungen Erde. Für Fröhlichkeit ist dieser Urhythmus zu kühn und schrankenlos. Sie tanzen ein und dasselbe, jeder aber nach seiner Stammesart. Der eine tanzt auf seine Weise, der andere — auf andere, der dritte wieder anders.

Archibald Mackasch sieht den Tanzenden zu und denkt an seinen Vater. Ein Gastmahl wurde veranstaltet — wann, weiß er nicht mehr —, und nur Auserlesene waren geladen: Bekannte und Freunde. Diesem Tag zu Ehren war der Vater zum erstenmal in tscherkessischer Tracht erschienen. Mackasch sieht den hohen und schlanken Körper des Vaters, die freie und stolze Stirne. Hier hat nur einer von diesen Längern so getanzt wie sein Vater. Wer ist es? Ein Siebenundzwanzigjähriger, ungefähr. Was für Bewegungen hat er? Er ist Allan ähnlich an Geschmeidigkeit und gleicht an Größe Archibald Mackasch. Schlank an Gestalt, die Hüften rund, die Schultern breit und mächtig, die Brust kräftig, die Hände sehnig. Aber das Gesicht? Archibald senkt vor Angst und Verwunderung den Kopf. Hat er diesen Kopf nicht schon gesehen? Mackasch ist kritisch. Vielleicht hat er keinen Widerstand geleistet. Nein, hier ist etwas anderes. Mackasch sieht den Jüngling verstohlen an: die hohe Stirn des Ibersers, die Adlernase, die honigfarbenen Augen, die fast kindlichen Lippen, der Gesichtsausdruck ausdrucksvoll und ruhig. Archibald Mackasch stockt der Atem: diesen Jüngling hat er irgendwo gesehen. „Er“ ist es, „er“ ist es — ganz und gar. Ist es eine



Erscheinung? Nein, „er“ ist es: in den Augen daselbe Funkeln, etwas Verborgenes oder Zurückgehaltenes. Und plötzlich huscht wieder der Schatten des Vaters vorüber. Auf den Lippen erstirbt das Wort: Sohn! Aber die Hände greifen an den Tisch, und das tote Wort bleibt ungesprochen.

„Was ist mit Ihnen?“

„Ich habe über etwas nachgedacht . . .“

„Wollen wir doch ein wenig spazierengehen.“

„Es ist Zeit, daß wir aufbrechen.“

Sie erheben sich und verabschieden sich von den Gastgebern. Der Lärm hört auf, man hört die Bitte: „Bleiben Sie! . . .“ Einige streicheln Allan. Laba Labai und Mackasch beeilen sich. Sie trinken sich zu und werden zum Wagen begleitet. Beim Abschied kann sich Archibald kaum beherrschen.

„Auf Wiedersehen!“

„Wir werden uns noch sehen!“

„Ja.“

Das Orchester spielt zum Abschied. Eine Gruppe stimmt ein Kriegslied an. Archibald Mackasch und Laba Labai setzen sich in den Wagen, der zu surren anfängt. Zum letztenmal sieht Archibald jenen Jüngling an. Der Ford saust davon, der Gesang bleibt zurück wie ein geschwungenes Schwert.

Die Frau ist ganz in der Vergangenheit. Sie erinnert sich. Sie hat ihn nicht mehr gesehen. Der Jüngling war verschwunden . . . warum sagte sie die Unwahrheit? Sie weiß es selbst nicht . . . es war so süß, sich an der Lüge zu berauschen. Sie weiß auch nicht, ob sie ihn auf die Probe stellen wollte. Wie bitter ist das Erwachen aus dem durch Haschisch geborenen Traum! Sie verflucht jenen Tag, sie verflucht den Verführer . . . Der Jüngling war verloren . . . In Paris? In London? In Rom? In Nizza? Nirgends. Dann Krieg und Lawinen, Erdklüfte und Schluchten, Abschied für immer, und jetzt auf dem Bergjoch von Sultanbulagh . . . Nein, es war keine Erscheinung . . . Unter Tausenden erkennt sie ihn heraus. Warum sprang sie nicht auf und umarmte ihn? Weiß sie es selbst? Das Herz der Frau ist in ungeduldiger Erwartung. — — —

„Abgerm“, ertönt die Stimme des Chauffeurs. Wieder dieselbe Szene . . . man weiß nichts von . . . Dann „Ziadehan“ . . . dieselbe Szene . . . man hat ihn nicht gesehen . . . „Sultanabad“ . . . man weiß nichts, hat ihn nicht gesehen. Die Frau nähert sich Kasbin.

Der Ford saust . . . Allan schlummert. Laba Labai sieht in den aufgehenden Mond, mit dem Blick, der die Schlange bannet. Archibald Mackasch löst sich im Raum auf. Er sieht nichts, oder hört er jemandem zu?! An dem Ufer des Flusses steht eine große Pappel. Der Fluß hat das Ufer unterwaschen und die Wurzeln des Baumes bloßgelegt. An die Wurzeln schlägt der Fluß. Die Pappel vergift Blätter, Zweige und Stamm. Die Gefühle des Baumes sind gänzlich in die Wurzeln übergegangen, in die entblößten Wurzeln. Archibald Mackasch blickt in den stummen Raum und sieht nichts . . . Er empfindet vielleicht die entblößten Wurzeln, die von dem Fluß berührt werden. Als schäme er sich ihrer Bloßheit — gleich einer Jungfrau. Die Wurzeln schmerzen ihn, auch die Süße verspürt er, daß die Wurzeln ihm nicht völlig abgeschnitten sind. Archibald Mackasch spannt seinen Willen, damit die blutenden Wurzeln nicht vor Schmerz aufschreien, gleich wütenden Mänaden.

Allan gähnt; der Ford schnauft. Laba Labai betrachtet den schwangeren Mond, als wolle er mit den Blicken die Schlange beschwören. Große Stille herrscht auf der Hochebene Trans. Die Luft ist rein, gleich dem Kristall auf hellem Grunde des Bächleins. Kühle kommt von den bemoosten Feldsteinen. Der Himmel ist wie ein indisches smaragdenes Tuch, ohne Grenze, ohne Ende. Die Sterne gleichen eigroßen Brillanten. Das All ringsum aber ist wie ein einziges hohes Wesen herausgebildet aus einem Mythos, der noch nicht war, erwachend von trunkenem Schlummer. Eine Sternschnuppe fällt und läßt einen feurigen grellen Streifen in dem taubengrauen Raum hinter sich. Eine andere folgt, eine dritte: Jagd der Gestirne. Große Stille liegt auf Trans Hochebene, nur durch den schnaubenden Motor zerrissen. Archibald Mackasch wendet sich flüsternd an den Chauffeur — er fürchtet die Stille zu stören —, daß er die Maschine langsam fahren lasse. Laba Labai betrachtet den schwangeren Mond und murmelt leise für sich:

„Ruach Elohim . . .“

„Ruach Elohim . . .“

„Überall Ruach Elohim . . . Überall . . .“

Der Perser oder Hindu oder Ägypter scheint zu beten. Er wendet das sommersprossige, poekennarbigte Gesicht nicht vom Monde. Archibald Mackasch starrt ihn an.

„Sie sind doch kein Jude?“

„Nur der Jude hat das empfunden.“

Laba Labai weist auf den Himmel hin. Archibald schweigt. Der Perser oder Hindu oder Ägypter spricht mit sich selbst in abgebrochenen Worten:

„Der einzelne und das Ganze. Das Ganze — nicht die Summe der Getrennten — sondern — der Leib aus dem einzelnen. Das einzelne allein — gleichsam dem Ganzen entrisen . . . Das einzelne mit den anderen — gleichsam im Ganzen aufgelöst. Stein — Pflanze — Wasser — Tier — Mensch — alles; auf diese Weise und in dieser Art . . . Das eine schafft das andere. Das andere das Dritte. Das Dritte das Vierte . . . Und so bis zu Ende — bis der Kreis zum ersten Kreise zurückkehrt. Der gefährvolle Ring wie eine Schlange, welche sich in den Schwanz beißt . . . Alle schaffen einander . . . Es ist ein Wunder . . . Alle?! ‚Wer‘ schafft sie?! Einer, ein Großer, Namenloser. Ruach Elohim, der Hauch des Namenlosen . . .“

Es herrscht Schweigen . . . Stern losgelöst folgt auf Stern. Allan hebt den Kopf und bellt . . . Das Gebell gilt den ziehenden Sternschnuppen . . . Sie hören auf, das Gebell schweigt.

„Elohim‘ ist doch Plural?“

„Gerade das ist das Wunderbare . . . Elohim heißt Götter . . . das ist mehr als die europäischen Systeme . . .“

Laba Labai fährt fort, für sich selbst:

„Und es sprach der große Gott: Sieh da — Adam ward wie unser: einer . . .“

„Unsereiner — Elohim . . .“

„Alle schafft einer . . . Hier aber . . .“

„Einer. Sicher einer, ein Namenloser . . . Alles Erschaffene ist in dem Schaffenden selbst, und jeder Schaffende ist in dem Erschaffenen selbst. Nur das Erschaffene ist mehr als der Schaffende, und der

Schaffende mehr als das Erschaffene . . . Was übrigbleibt, ist das
Wunderbare und Unkennbare. Die Vernunft wird den Einen . . .
Jahweh: Elohim — ist ‚Einer‘ und zugleich ‚Viele‘.“

„Was ist dieser Eine: Materie oder Geist?“

„Differenzieren ist europäische Analyse. Er ist weder Materie
noch Geist . . . Oder vielmehr: er ist Materie und Geist zugleich
. . . Oder noch besser: er steht über dieser Scheidung, jenseits.“

„Der Namenlose . . . unenträtselt . . .“

„Wozu Enträtseln?! Empfinden ist hier nötig . . .“

Schweigen herrscht . . . Frans Plateau kennt auch nicht den lei-
sesten Windhauch . . . Allan schlummert, er versteht keine Meta-
physik . . . Ab und zu überblickt er erstaunt die Gegend; vielleicht ver-
steht er „Ruach Elohim“ besser?! Sein Instinkt ist stärker . . . Die
Stille wird nicht verletzt . . . Allans Augen gleichen glimmenden
Kohlen — vielleicht auch Sternen . . . Der Perser oder Hindu oder
Ägypter murmelt für sich selbst in abgebrochenen Worten:

„Die erschaffende Kraft, die kosmische . . . Vater und Sohn zu-
sammen, ineinander . . . Der Vater: ‚Einer‘. Der Sohn: Vater und
‚Anderer‘ zugleich . . . Der Vater: des Weltalls inneres Rückgrat . . .
Der Sohn: Das, was seitwärts davon ausgeht — Sproß —
seitwärts — Bewegung. Der Vater: Notwendigkeit. Der Sohn:
Freiheit. Der Erste: der Richter und Bewünscher. Der Zweite:
Kämpfer und unerfüllt. Überall: Im Stein und in der Pflanze . . .
Und in dieser Verflechtung: des Weltalls Sein . . . Und in allen
Vätern: der gemeinsame Vater, der Namenlose . . .“

Pause . . .

Archibald Mackasch wird es schwer, sich klar zu werden:

„Schwierig ist dieses Wissen, gibt es eine Erklärung?“

„Das Wissen ist nicht zu übertragen . . .“

„Sondern?!“

„Zu dem Wissen soll man selbst gelangen . . .“

„Wie?!“

„Erinnern Sie sich der Wahl Moses durch Jahweh?“

„Als er sich von Medien nach Ägypten begab?“

„Unterwegs kam Jahweh über ihn und wollte ihn töten . . . Moses
Weib Sephore beschneidete ihren Sohn mit steinernem Messer und

warf das beschnittene Fleisch hin zu Jahwe . . . und sie rief Jahwe zu: Du bist mein Bräutigam durch das Blut. Und Jahwe ließ von Moses ab.“

„Ich verstehe nicht . . . Jahwe — Bräutigam?“

„Hier steckt das Geheimnis.“

„Welches?“

„Des Sohnes beschnittenes Fleisch kehrt zurück zu Jahwe zum Zeichen dessen — daß es Jahwes Element ist . . . Die schaffende Kraft des Menschen ist Jahwe selbst . . . Jahwe ist Samen und Blut . . . Im Sohne schafft der Vater den Jahwe . . .“

„Sonderbar . . .“

„Das Geheimnis ist hier fast bis zum Letzten ausgesprochen . . .“

„Diese Lehre ist israelitisch . . .“

„Mehr ägyptisch . . . Moses war Ägypter . . .“

Laba Labai hält an . . . als gerate er an den Rand des Abgrunds . . . Mehr zu sagen wäre tödlich . . . Archibald Mackasch läßt sich in die Wurzeln nieder, noch mehr benommen . . . Auch das fremde Profil blüht manchmal auf, seine umnebelten Augen verhehlen ein inneres Feuer . . . auf Trans Hochebene herrscht Trans Stille . . . Über der Stille raunt Archibald Mackaschs Flüstern mit sich selbst: „Vater — Vater . . .“ Laba Labai rührt sich bei dem Worte, vom Wege abgewichen, kehrt er zum Wege zurück:

„Jawohl: Vater . . . der Vater ist das Geschlecht . . . fernes Rufen. Als wäre er hinten und folgte dem Sohne. Der Sohn ist Absprießen: sprießt ab, zur Seite . . . als wollte er sich befreien. Der Vater ist der Pol des Weltalls . . . Hier kehrt jedes Element zum Ganzen. Des Sohnes Weg ist irreführend, verführerisch — überstürzend. Selig ist der Sohn, der zu des Vaters Schoß zurückkehrt . . . hier gibt es große Freude.“

„Auch der Vater ist doch ‚Sohn‘ in Beziehung zu jemand!“

„Sicher . . .“

„Und dann?“

„Ich fasse ihn als Vater auf . . . Auch der Sohn ist doch der Vater in Beziehung zu jemand! . . . in endlosem Geschlecht nehme ich nicht diesen und nicht jenen Vater — dieser ist der Sohn zugleich — sondern den ‚Vater‘ überhaupt, welcher nie der ‚Sohn‘ ist und doch



in jedem Sohn als Vater ist . . . Ruach Elohim ist der Hauch des Alls . . .“


„Dunkel ist das . . .“

„Deshalb, weil man im Westen den Vater nicht kennt . . . dort ist nur der Sohn, und der ist auch losgelöst . . . Im Orient ist Hamlet undenkbar, der vom Vater getrennt ist . . . hier ist auch der Faust nicht möglich, der den Vater sucht . . . bei uns ist der Sohn von vornherein in des Vaters Schoß . . . Das kann Kant unmöglich begreifen . . . Saphores Wort geht auch über Hegel hinaus . . .“

Große Stille ist über Irans Hochebene ausgebreitet . . . Die Luft ist rein, gleich dem Kristall auf dem hellen Grunde der Quelle. Kühle kommt von den bemoosten Feldsteinen. Der Himmel ist gleich einem indischen smaragdnen Tuch: ohne Grenze, ohne Ende. Die Sterne gleichen eigroßen Brillanten, deren Kerne vor Freude aufspringen. Die ganze Landschaft aber ist wie ein höheres Wesen, herausgebildet aus einem Mythos, der noch nicht war, erwachend aus trunkenem Schlummer. Eine Sternschnuppe fällt und läßt einen grellen feurigen Streifen in dem taubengrauen Raum hinter sich. Eine andere folgt, eine dritte: Jagd der Gestirne. Der grelle Streifen verliert sich in der Unendlichkeit, und das Auge, das ihm folgt, umfaßt den ganzen Raum als das unsichtbare Ewige, dessen Leib mit den Ohren — mit den Augen — mit dem Gesicht — diese Pflanze — jener Stein — dieser Stern — jenes Gras ist. Der Mond schwebt. Der Ford fährt langsam. Allan schlummert . . . Archibald MacKasch ist die entblößte Wurzel, wie jene Pappel am Flußufer. Laba Labai blickt lautlos zum Himmel empor zu den Myriaden von Sternen mit Myriaden von Augen. Der ganze Iran gleicht ägyptischen Smaragden, sich widerspiegelnd in einem Riesenspiegel. Vielleicht schlummert der Chauffeur auch . . . Plötzlich lärmt der Wagen — gleichsam: Ruuuuaach Elohim — schräg am Rand einer Schlucht. Als erster springt Laba Labai ab.

„Es ist nichts . . . Seitwärts und seitwärts . . .“, zitiert lächelnd der Chauffeur, der bisher stumm geblieben ist. Allan bellt. Archibald MacKasch lacht . . .


„Bedurfte etwa das Gesprochene einer Bestätigung? Söhne sind wir gewesen, seitwärts stehende . . .“



Der mit Sommerprossen und Pockenarben Bedeckte lächelt.
Die rauhen Hände des Chauffeurs prüfen das Auto. „Er ist nicht
beschädigt . . .“


Durch Hamadans Tore gelangt die Frau in die Stadt Kasbin. Auch hier strahlt der Mond Phantasmen aus. Die Frau lenkt ihre Schritte zum Quartier des Städtebundes . . . Sie fragt, ob man nicht gesehen habe . . . Alsdann zu dem Bunde der Landschaft . . . Auch dort sah man ihn nicht . . . Sodann zum Roten Kreuz. Dort weiß man auch nicht . . . Dann in die Kommandantur . . . da ist auch keine Kunde . . . Er ist nicht gekommen . . . ist nicht dagewesen . . . Die Frau ist niedergeschmettert und geht in die Wohnung . . . soll sie in ihr Zimmer gehen? Nein . . . es ist besser, daß sie vor den Fragen der Schwester flüchtet . . . Sie streift in den Straßen herum, wie ein allein zurückgebliebener verwundeter Panther.

Kasbins Boulevard ist eine breite Straße . . . links und rechts riesenhafte Platanen. In den Strahlen des Mondes tausend Schatten . . . Über den Wipfeln der Platanen Schwärme und Schwärme von Raben . . . Der Perser tötet den Raben nicht . . . Die Raben schwärmen über den Wipfeln der tausendjährigen Platanen . . . Zwischen den Schatten des Mondes sind noch andere sonderbare Schatten. Die Frau geht in das Gasthaus . . . zu einem . . . zum zweiten . . . fragt nach . . . er ist nicht gekommen . . . nicht dagewesen . . . Über dem aufgewühlten Weibe krächzen die Krähen . . . Was für ein Gespenst ist das wieder? Sie will fluchen. Aber nein, die Krähe ist in Persien ein unantastbarer Vogel . . . Sie stürzt zu dem hohen Tor, über dem ein großes Geländer ist, eine Art Estrade . . . In der Morgendämmerung empfangen hier die Perser mit Musik die Sonne . . . hier begleiten sie mit Musik die untergehende . . . auch morgen werden sie sie empfangen, und übermorgen werden sie sie auch begleiten . . . im nächsten Jahr und immer . . . aber was besagen diese Empfänge und diese Begleitungen dem kleinen Herzen, das gleich dem Vögelschen im Ungewitter — in des Weibes wogendem Busen zappelt?! Und was sagt jenem kleinen Herzen Aufgang oder Untergang der Sonne! Alles ist verloren. Alles. Die Augen der Frau füllen sich mit Tränen. Aber sie ist ein Geschöpf der neuen Rasse. In



ihrer Heimat bereiteten einst die Skythen Schalen aus den Schädeln ihrer Feinde und tranken aus dem ungewöhnlichen Geschirr den fremden Wein . . . Heute noch ihre Heimat: unübersehbare Steppen. Auf den weiten Wiesen jagt der wilde Hengst mit fröhlichem Wiehern . . . wer bändigt ihn? Olga Balaschowa spürt den Druck ihres Blutes, sie richtet die Schultern auf. Die Stadt bereitet sich zum Schlaf . . . nur hie und da gehen auf den Dächern Männer herum . . . suchen sie hier des Mondes Kühle nach des Tages Blut? . . . oder erwarten sie vielleicht jemand? . . . Die Frau geht auf und ab wie eine Mondsüchtige. Die Gedanken brennen im Gehirn. Wohin ist er gegangen? wohin verschollen? Ist er etwa abgestürzt? Plötzlich fällt ihr der Gesang ein, den sie in der Nähe von Abgerm gehört hatte . . .kehrte er nicht da ein? Nein . . . nicht möglich . . . was sollte da Archibald Mackasch! Aber auch an das Unmögliche klammert sich die Hoffnung . . . nur zweifelt der Gedanke . . . dennoch: nein . . . Die Frau ist aufgewühlt und erbittert . . . Sie verflucht den Tag in Lausanne . . . verflucht das Flüstern . . . flucht über sich selbst. Warum sagte sie ihm die Unwahrheit? Warum errichtete sie selbst das Hindernis? Doch nicht deshalb, weil sie das Überwinden liebt! In ihrer Heimat sauft oft die bleifarbene Stute der Steppe und hat Angst vor dem Raum und wiehert . . .

Aus dem Garten drüben tönt Singen . . . die Frau hört zu . . . Das Singen bricht ab . . . Jetzt spielt jemand Thari. Man muß dem Körper die Sonne Trans einimpfen, man muß die von der Sonne abgebrannten nackten Felsen schauen, man muß sich in die Stille versenken, in das Gewesene übergehen, dann erst begreift man den Ton der Thari . . . Hier ist das Berglimmen des Herzens, — hier ist das Herz aus der Brust gesprungen und in dem heißen Sand in Blut zerronnen . . . Hier ist Wehmut . . . nur Wehmut . . . Alles ruht . . . das Herz allein nicht . . . aber es gibt einen Augenblick, wo es stockt, wie das betäubte Vögelchen . . . Dann ist keine Luft mehr da. Der Atem ist beklemmt. Auch Olgas Herz stockt manchmal — wie der Mänade verlegtes Herz; wie bitter tropft der Ton des Thari auf ihr Herz! Zieht ihr Herz mit, irgendwohin, weit: in das Reich des Geträumten oder der Zauber . . . zerrt an ihm . . . reißt es in Stücke . . . wirft es herum, zerstückelt es . . . und das Herz stirbt dennoch



nicht . . . es zappelt immerfort . . . O wie wonnig ist der erste Herzensschlag beim Wiederaufwachen des Lebens . . . Das Weib hört dem Thari zu . . . zu dem Klang des Thari gesellt sich jetzt das Singen . . . Es ist kein Singen . . . Weinen ist es — Schluchzen — Schreien . . . Ringsum niemand . . . Die Pappelalleen sind wie Lanzen hochgestreckt . . . Der Mond breitet sein helles Netzgewebe aus . . . Die Stadt schläft . . . Ab und zu flattern die Schwärme der Krähen um die Wipfel der Bäume . . . Der von der Liebe durchbohrte Mann schreit . . . schluchzt . . . weint . . . oder ist es der Uhu, der mit Menschenstimme singt?! Das Weib hört dem unheimlichen Uhu zu und erstickt in ihrem Busen ihr Schluchzen . . . Sie möchte weinen, nur das innere Feuer zügelt sie . . . Sie möchte bitter schreien, wie einst die Dyobis entgegenstürzende Mänade — aber sie weiß, daß sie am Schreien sterben würde und „Etwas“ hält sie aufrecht — oder „Jemand“ . . .

Durch die Umgebung von Kasbin jagt der rasende Ford. Allan springt plötzlich auf, spitzt die Ohren und bellt fürchterlich . . . Das erfahrene Auge bemerkt wie der Körper der Dogge zittert . . . Der Ford nähert sich einem kahlen Hügel . . . Heulen ist vernehmbar . . . Allan will auspringen, das Heulen kommt näher. Mackasch greift zum Colt. Allans Bellen wird lauter. Das Heulen ist grauhaft. Sind es Wölfe oder Schakale? Was sollen sie hier zu dieser Zeit? Der Wagen erreicht den Hügel. Auf dem Hügel haben Wölfe oder Schakale einen Kreis gebildet, sie blicken auf zum Mond und heulen, grauhaft und erbittert. Ein Schuß aus dem Colt. Taba Tabai hält Allan fest. Dem Donnern des Colt folgt das laute Bellen der Dogge. Das Heulen bricht für einen Augenblick ab; haben sich die Wölfe in ihre Löcher verkrochen? Der Ford passiert den Hügel. Uebermals Heulen. Der Chauffeur beschleunigt die Fahrt. Das Bellen hört auf. Taba Tabai versinkt in Nirwana . . . Archibald Mackasch betrachtet den Mond. Allan bellt den Mond an und legt seinen Kopf auf Archibalds Knie. Von weitem hört man Geheul. Taba Tabai klopft leise die Dogge.

„Auch der Hund ist von Wolfsgeschlecht.“

„Oder selbst der Wolf von Hundegeschlecht . . .“



„Der Wolf und der Hund bellen den Mond an . . .“

„Sonderbar ist dieses Bellen.“

„Wenn jemand stirbt, fängt der Hund zu heulen an.“

„Das habe ich gehört . . . und warum?“

„Er wittert den Leichenduft . . .“

„In dem Sterbenden?“

„Ja wohl . . . deshalb fürchtet man dies Bellen . . .“

„Und was hat hier der Mond zu tun?“

„Der Mond ist der Leichnam . . . oder besser das Zeichen des Leichnams.“

„Wie?!“

„Der Mond ist ein toter Planet, welchem die Sonne ein Scheinleben leiht.“

„Und diesen Leichnam bellen die Hunde an?!“

„Den Leichnam heulen auch die Wölfe an . . .“

„Sonderbar . . .“

„Sie haben kosmischen Spürsinn . . .“

„Ha! Jetzt verstehe ich . . .“

„Was?“

„Das Gebet der Thessalischen Hexen . . .“


„Bei Drgien gesprochen?!“

„Ganz recht!“

„Wie ist das?“

„Komm zur Erde, du himmlische Hekate! Gottweib der großen Wege und Kreuzungen! Du — unser Lichtspender! Du des Nachts Wandernde! Du — das Licht Hassende! Du — Freund und Gefährte der Nacht! Du — die über das Bellen der Hunde und des vergossenen Blutes sich Freude! Du — auf den Gräbern, zwischen den Schatten Irrende! Du — nach Blut Dürstende und die Sterbenden in Grauen Versehende! Bombo! Gorgo! Vielgestaltiger Mond! Sei ein gütiger Zuschauer zur Stunde des Opfers . . .“

„Ein furchtbares Gebet oder Beschwörung . . . Der Mond als Lichtspender und zugleich das Licht Hassender . . . hier ist er ins Wort gebannt . . . Sie sehen doch: die Hexen von Thessalien haben gewußt, daß der Mond sich über das Bellen des Hundes freut . . . Ja wohl, der Mond ist ein toter Planet . . .“



Archibald MacKasch betrachtet wieder den Mond. Seine Gedanken umflattern den Mond . . . Was ist — ist nicht. Der Mond, der Schatten, ist nicht . . . Gespenst . . . des Todes Hauch: seine Farbe und seine Stimmung . . . des Todes Zeichen: Leichnam . . . Riechen des Leichnams . . . Bellen . . . schauerhaft fürchterlich . . . Hat vielleicht der Sommerprossige und Pockennarbige recht? — Der Mond ist schwermutsvoll . . . Aber warum liebäugeln die Dichter mit ihm?! Deshalb vielleicht, weil sie der Liebe Verglimmen vorausahnen?! Warum besingen ihn die Dichter? Wahrscheinlich deshalb, weil sie den Hauch des Todes vorausahnen . . .

Der Fjord rast . . . Alles ist benommen, die Stille der iranischen Hochebene in Myriaden von Sternen, in den Myriaden von Augen, in den Phantasmen des Mondes: Iran mit seinem klaren Himmel ist wie ein großes Meer, das unfruchtbare, wie Homer es nennt — das Meer der ägyptischen Smaragdspiegel . . . Alles verdoppelt sich . . . selbst der Mond, der Schwelgende . . . Zwischen Myriaden von Schatten blickt aus der Ferne der Schatten des Weibes mit eidechsenfarbenen Augen . . . war „sie“ es nun?! Nein . . . was soll sie hier?! Des Mondes Traumgespinnst ist es vielleicht . . . Aber warum ist selbst das Gespenst so süß . . .

Wohin ist er verschollen?! Wo abgestürzt? War es doch ein Gespenst?! Nein: er war's . . . die Gedanken durchbohren Nigas Gehirn . . . Wohin ist er verschwunden?! Plötzlich denkt die Frau an den Turbanträger. Ha! der Perser war es sicher . . . Wahrscheinlich kehrte er mit ihm irgendwo ein . . . Das Herz sucht die Hoffnung: sogar am Rand des Abgrunds, bis es völlig in Blut vergeht . . . Das Weib schreitet weiter . . . kommt an das Tor . . . Hier öffnet sich die Straße nach Hamadan . . . Sie geht aus der Stadt ohne zu wissen, wohin oder weshalb . . . Des Mondes Phantasmen bedecken die Chaussee . . . Das Weib erinnert sich: vor ihr, ein junger Mann . . . groß . . . die Augen grau, mit Lazurblau überzogen . . . die Nase gerade: etwas gewölbt, Adlernase . . . Das Haar schwarz, in der Mitte gescheitelt . . . das Gesicht mild und ruhig. Der Gesichtsausdruck kraftvoll . . . Der ganze Körper gleichsam zurückgehaltenes Feuer . . . Der junge Mann steht vor dem Weibe ohne Worte . . .

Wozu Worte?! Selbst ist er doch das Wort, das die Elemente bändiget.

„Ich weiß ohne Worte . . .“

Der junge Mann erzittert bei der Stimme des Weibes . . . Die Frau erinnert sich, als ob das alles jetzt geschehe . . .

„Ich, ich auch.“

Die Frau schreit bei diesen Worten auf. Ihr Aufschreien überdeckt die vom Mond beschneite Erde, wie der Flug der scharlachroten Feen. Des Weibes Augen weiten sich . . . ihr Herz teilt sich in zwei durstende Hälften . . . Ein Quell, murmelnd, muß dazwischen fließen, sonst bricht es, wie ein auf der Erde zappelndes Vögeln. Das Weib schreit. Vorne hört man das Bellen des Hundes. Das Auto rast . . .

Das Weib steht wie versteinert . . . wartet . . . Des Hundes Bellen nimmt zu . . . Das Auto nähert sich . . . Der Chauffeur verlangsamt den Gang . . . Der Perser oder Hindu oder Ägypter taucht aus seiner Versunkenheit . . . Madasch blickt nach vorne . . . Allan bellt . . . das Auto hält. Archibald springt ab . . .

„Olga . . .“

„Archi . . .“

Allan bellt die Frau an mit eifersüchtigem Bellen.

Feuer und Samen


Rasbins Basar ist ein wahres Labyrinth. Buden, kleine Buden, wie Zelte oder Archen. Durch die Buden führen enge Straßen und enge Gassen. Nur hie und da zeigt sich das Himmelsgewölbe, als ob der Basar von einem ungeheuren Schirm bedeckt wäre — weil man die Sonne fürchtet. In den Buden wimmelt es von Menschen wie in einem Ameisenhaufen oder Tausendfüßler-Karneval. Der Eingang in das Labyrinth ist leicht, aber der Ausgang? Doch wer denkt an den Ausgang? Das Auge liebt den Rausch des Unübersehbaren.

Jarrons Datteln, Aprikosen, Scherbet, Loemachms: „Sommenei“. Granatäpfel aus Schiras — man beißt und saugt, über die Lippen läuft der rote Saft; — zahllose Gewebe, Seidenzeuge und Brokat, Bacchanalie der Farben; Schüsseln, Schalen, Leppiche, Eisenwaren aus Chorassan, Schwerter von Schah Abbas — tausend und abertausend Dinge, ein Gewirr persischer Erzeugnisse. Dagwischen Brotfladen wie frischgefalgene Häute.

Archibald Mackasch betrachtet die Buden. Zwischen vielen Pfählen ist Hanf aufgebunden. Dort steht ein großer Koffer, neben dem der Saraphi sitzt. Der Koffer ist mit Leppichen behängt. Der Saraphi zieht den Hanf hin und her, um den Koffer zu zeigen oder zu verhüllen. In dem Koffer ist allerlei Geld aus Silber und Gold. Das Silbergeld besteht aus Platten, in alten Zeiten gab es kein Kleingeld, man schnitt Silber ab und gab es stückweise aus. Das Kleingeld, das „Schahi“ heißt, ist durchlöchert und auf Faden gezogen. Die Augen des Saraphi hüten die Münzen wie einen zauberhaften Rosenkranz. Dort an der Seite kommt ein beladener Esel. Er bringt Silber und Gold. Ob er beraubt wird? Aber in Persien ist Diebstahl gefährlich: Man hackt dem Dieb die Hände ab. — Archibald Mackasch bleibt vor einer Bude stehen. Althändler sitzen da. Man erkennt sofort die jüdischen Profile, besonders, wenn man

von hinten die Ohren ansieht, die gelb und mager sind und wie welke Pilze. Das sind persische Juden. Wo sind sie nicht anzutreffen? Die Allgegenwart Gottes hat nur der Jude ausdenken können. Die Alt Händler sitzen neben Kästen, in denen viele Edelsteine sind. Ein Händler färbt Perlen, als ob er wie Baruch de Spinoza Diamantschleifer wäre. Auch er betrachtet mit philosophischem Blick das Juwel. Die Händler bieten Mackasch, wie jedem, zuerst das Schwert an. Das Schwert ist aus der Zeit des Schahs Abbas. Schah Abbas war selbst ein scharfes Schwert, und die Güte des Schwertes wird in Persien nach dem Namen des Schahs Abbas geschätzt. Am besten kann das vielleicht ein Georgier empfinden. Das Eisen des Schwertes ist aus Chorassan. Mackasch prüft das Eisen. Aber der perlenfärbende „Baruch“ prüft Mackasch, ob er viel ausgeben kann oder nicht. „Er kann es“, lächeln die erfahrenen Augen und „Baruch“ öffnet den Kasten. Jetzt bekommen die Lippen Leben, als er die Namen aufzählt: „Merwarid“ — die Frucht des Lichtes, Perle, „Zemerond“, ein echt ägyptischer Smaragd, „Isched Schirag“, die Fackel der Nacht, Rubin. Archibald Mackasch kann weder dem Lächeln der kleinen Augen noch der Freude der dünnen Lippen widerstehen. Wer kann widerstehen? Archibald kauft den Smaragd. „Baruch“ reibt sich die Hände, die Lippen aber rufen: „Ein echt ägyptischer“. Archibald Mackasch geht weiter.

Nicht weit entfernt in einer kleinen Bude sitzt ein kleiner Mann und blättert in einem Buch. Das Buch scheint Allahs Antlitz zugewandt. Das Gesicht des kleinen Mannes ist eine moosüberwucherte Hieroglyphe. Die feinen langen Finger verraten Nachsicht und Schonung. In der Ecke der Koran in buntem Cassianleder. Daneben Saadis Gulistan, Firdusis Schah Nameh, Hafis Ghasele, Omar Chajjams Verse, das Buch Wisi und Ramini. Von den vergilbten und verschimmelten Blättern her kommt der Duft der Schiras-Rose, der iranischen Nachtigall, der Mandelaugen, der langen Wimpern, des jauchzenden Gesanges. Dort nebenan sind Miniaturen, darauf sehr oft dargestellt: eine schamhafte Jungfrau und ein Wildling und dabei Pfeil und Bogen, den Hintergrund bilden kleine rote Blätter auf moosfarbenen Gräsern. Die gepflegte Hand nimmt die Zeichnungen vorsichtig.



Archibald Mackasch hört Glockengeläute. Er blickt auf — man bereitet Schmuck für die Karawanen: man gießt Glocken und glättet Riemen. Plötzlich erscheint auch der Karawanenführer, der die Kamele führt. Die Köpfe der Kamele sind wie Chimären und sie blicken mit traurigen Menschengenügen, aus denen Verwunderung oder Verwirrung spricht. Sie, die die Wüste zu sehen gewohnt sind, fühlen sich beengt durch das wimmelnde Labyrinth. Der Karawanenführer paßt dem Hals des Kamels eine Glocke an; eine Glocke dann dem zweiten, dann dem dritten — er prüft die Tonart der Glocken am Halse der Kamele. Der Karawanenführer wählt die Glocken für die Kamele aus. Die Chimärenköpfe schwankeu wie wogende Ähren, und die Buden füllen sich mit phantastischen Schatten. Flüstern, Lärmen, Rauschen, Schreien. Jemand verkauft Rosenwasser oder Rosenöl. Für einen Tropfen Rosenwasser oder Öl sind mehrere tausend Rosen nötig, aber ganz Schiras ist ein Rosengarten.

Es kommen Straßenakrobaten. Sie machen vor den Buden halt und beginnen mit ihren Kunststücken.

Abseits werden Widder aufeinander geheßt, ein roter und ein schwarzer. Jeder von ihnen hat seine Anhänger.

Dort kämpfen ein Skorpion und eine Phalanga miteinander auf Leben und Tod. Ringsum hat man einen Feuerkreis gezogen, daß keiner entfliehen kann. Die Phalanga springt — der Skorpion folgt nach. Die Phalanga berührt das Feuer und hält ein. Der Skorpion stürzt herbei und sticht. Die Phalanga stirbt, der Skorpion entflieht. Aber ringsum ist die Feuermauer. Da wendet der Skorpion den Schwanz und bohrt den Stachel in den eigenen Kopf. Der Skorpion tötet sich selbst. In den Lärm mischt sich Furcht . . .

Aber die Furcht schwindet bald. Wieder Flüstern, wieder Lärmen und Schreien. Nur die Schachspieler hören den Lärm nicht. Wie in Nirwana versunken starren sie auf das Brett. Nebenan verkauft man ein Schachspiel. Figuren aus Bein sind die meisten, manche aus einfachem Knochen, andere aus Elfenbein. Sie sind verziert auf mannigfaltige Weise, am häufigsten rot gefärbt.

Neben den Schachspielern handelt man mit Federn und Papier. Die Schreiber verfassen auf dem niedrigen Tisch Bittschriften, wie ihre unbeweglichen Vorgänger im alten Ägypten. Eine gute und

schöne „Hand“ ist in Persien der ganze Reichtum. — Das Flüstern und der Lärm der Menge hüllen die phlegmatischen Schachspieler und die blinzelnden Schreiber ein. Überall sieht man den Kullach, die persische Mütze, hier und da den Ammame-Turban; an den Füßen die Bive — weiße Schuhe. Am Körper den Alba — ärmellosen Überwurf, sand-, wein- oder moosfarbig. Im Lärm taucht ab und zu ein Weib auf, mit dem Tschadur, einem schwarzen großen Kopftuch, über dem Gesicht den Kubend — einen weißen Schleier mit Bucklöchern für die Augen. Das Volk wogt und der Lärm nimmt zu. Man hört persische Gespräche. Mit der persischen Sprache kann man die Schlange aus der Höhle hervorlocken, so süß ist sie. Aber wenn der Perser zum Mädchen spricht — dann wird die Schlange zahm, vielleicht ein Haustier.

Archibald Mackasch verliert sich in dem Lärm. Plötzlich macht er halt. Er sieht, wie in der Ecke jemand ein Schwert betrachtet. Vielleicht ist „er“ es? „Er“ ist der Jüngling, den er in Abgerm gesehen hatte. Er betrachtet das Schwert so, wie der Araber ein nicht eingerittenes Fohlen. Archibald nähert sich ihm und stellt sich abseits; sein ganzer Körper zittert vor Erregung. Plötzlich erblickt ihn der Jüngling, Archibald schämt sich fast, daß er ihn betrachtet, aber er liebt auf dem Gesicht des Jünglings eine solche Freude, daß er unmittelbar davon angesteckt wird. Der Jüngling kommt ihm mit erhobener Stirne entgegen.

„Herr Mackasch, Sie in Kasbin?“

„Ja . . .“

Wie kalt berührt den Jüngling das kurze Wort!

„Erkennen Sie mich nicht?“

„Warum nicht? Habe ich Sie nicht in Abgerm gesehen?“

Der Jüngling wird freudiger.

„Kennen Sie meinen Namen nicht?“

Archibald stockt.

„Wamedsch Laschli . . .“

„Sehr angenehm.“

„Bleiben Sie lange in Kasbin?“

„Einige Monate . . .“

„O wie schön!“

Auf dem Gesicht des Jünglings freut sich die Sonne.
„Ich habe einen Lehrer des Georgischen gefunden.“
„Wen?“

„Ihren Landsmann, Sargis Petridse.“

„Sargis . . . Sargis . . . Wie gut ist das!“

Der Jüngling legt das Schwert auf die Seite. Jetzt ist er selbst das Schwert, das darauf wartet, gezückt zu werden.

„Sie betrachteten das Schwert . . .“

„Ja, aber ich konnte kein gutes Eisen finden . . ., hier zeigen sie jedes verrostete Eisen als aus Chorassan stammend . . . das ist noch nichts — jedes Schwert bezeichnen sie hier als das Schwert des Schahs-Abbas . . . hier dieses . . .“

Der Jüngling nimmt das zugebogene Schwert wieder.

„Ich zeige Ihnen ein gutes Schwert.“

Archibald spricht lächelnd zu ihm:

„Ein Schwert? . . . Sie? . . . Wo?“

„Kommen Sie zu mir . . . wenn Sie morgen wollen . . . in den kleinen Palast des Herrn Sipasalar.“

„Sehr gerne . . . sehr gerne . . .“

Archibald verabschiedete sich und kehrte nach Hause zurück. Vor seinen Augen blieb das Gesicht des Jünglings. Wieviel Unbefangtheit und wieviel Freude und wieviel Herzlichkeit! Nie hat Archibald so einen Jüngling gesehen. Diese Begegnung packte ihn an. Die Erregung, die das Gesicht des Jünglings in Abgerm befallen hatte, war nun in süße Milde übergegangen. In solchen Gedanken näherte sich Archibald dem Hause.

Das Haus ist aus Lehm gebaut. Braune Quadersteine: gelb — von der Sonne rostig. Die Straße staubig. Der hohe Zaun ist auch aus Lehm. Das Tor, massiv, verschließt den Hof selbst dem Einblick. Keine Verzierung von außen.

Im Hause sind zahlreiche Zimmer, fast alle mit Glasveranden. In der Mitte ein großer Saal. Darin Bassins mit Springbrunnen. Eine Seite des Saales ist nur Glasveranda, von der Decke bis zu dem Boden: Glasveranda aus kleinsten Glascheiben in verschiedenster Form. Die Glascheiben sind alle farbig: rot — grün — blau. In Persien herrschen drei Steine: Rubin — Türkis — Smaragd.

Der Ausgang des Raumes geht auf eine breite Terrasse, die in den Garten führt. Im Garten gebietet die Rose. Unter dem Obst ist die schwarze Kirsche überwiegend. Rings um den Garten herum Aloen als Wächter, hochgestreckt.

Archibald Mackasch tritt in den Hof ein, es schwindelt ihm vor den Augen. Der Schatten des fremden Jünglings schwebt vor ihm.

Mackasch bewohnt zwei Zimmer. Die Zimmer sind mit Filzen verhängt, die man nachts hochzieht und des Tags herabläßt. Nachts füllt sich das Zimmer mit Kühle, und des Tags ist es vor der Hitze geschützt. Das Zimmer behält die Kühle wie ein Keller. Draußen brennt die sengende Glut. Im Zimmer taucht man den Körper wie in eine Quelle ein. Archibald Mackasch tritt in das Zimmer, vor Hitze kochend. Das Zimmer ist einfach eingerichtet. An der Wand Leppiche. Auf dem Sofa Leppiche, auf dem Boden Leppiche und Lächer. In der Ecke ein Schreibtisch.

Auf dem Sofa sitzt Taba Tabai und betrachtet das Schwert.

„Ha! Archibald . . .“

„Langes Leben, Taba Tabai!“

„Wenn's dem Allerhöchsten beliebt.“

Auf dem Tisch steht des Vaters Bild. Das Gesicht mild mit zurückgehaltenem Feuer.

Der Filzvorhang bewegt sich, der draußen vor der Pforte heruntergelassen ist. Eine gelbe, trockene Hand wird sichtbar. Ist es etwa ein Dieb?! Nein: In Persien verlockt nicht einmal die Nacht zum Diebstahl. Der Vorhang öffnet sich handbreit. Der Eintretende ist wahrscheinlich besorgt, daß die Glut nicht ins Zimmer eindringt. Die Sandalen läßt er vor der Tür stehen, damit er keinen Staub ins Zimmer bringt. An den Füßen behält er Socken aus rotem Cassian. Er geht über den Teppich wie ein eingeschüchterter Schatten. Auf dem rechten Arm hat er einen dreifach zusammengelegten Teppich.

„Friede mit dir, Hassan!“

„Friede! Allah sei gepriesen!“

Er legt die rechte Hand wie ein großes Eichenblatt ans Herz und neigt den Kopf. Hassan ist bescheiden. Auch Archibald tritt ihm freundlich entgegen:

„Wie geht es dir, Hassan?“

„Gut . . . der Höchste sei gepriesen!“

Der Angekommene hebt die Hand in die Höhe, man sieht die langen geraden Finger wie Pflöcke, die Nägel poliert und rotgefärbt. Die sanften Augen mildern die gebogene Falkennase. Der lange Bart ist mit Henna gefärbt. Die langen Finger streichen zeitweilig den Bart.

„Hast du das Versprochene mitgebracht?“

„Hier . . .“

Und als hätte er ein zartes Kind in den Armen, legt er es vorsichtig ab und breitet es auf dem Boden aus.

„Echter Kaschan . . .“

„Echter . . .“

Taba Labai bestätigt es sofort bei der Berührung. Hassan breitet den Teppich auf dem Boden ganz aus. Die Größe: sieben mal fünf Ellen. Archibald und Taba Labai knien hin und prüfen.

„Es ist ein seidener . . .“

„Jarwohl: Chali-i-Ibrischum . . .“

Sie stehen auf, der Teppich ist von seltsamer Zeichnung. Hassan errät ihre Stimmung.

„Hängen Sie ihn an der Wand auf . . . dann sehen Sie besser . . .“

Taba Labai hängt den Teppich sogleich an die Wand.

Auch jetzt betrachten sie ihn entzückt. Grünes laubfroschfarbenes Gras. Hier und da wie Sonnenblätter. In der Mitte große weißliche Flecken. Im Mittelpunkt eine schlanke Gazelle, mit einem Profil, fein wie die Sichel des Mondes und von besonderer Kopfhaltung. Ihr zur Seite eine schamhafte Jungfrau. Sie hat des Mondes Stille. Ihre linke Hand streichelt den Hals der Gazelle. Die Augen blicken anderswohin: erwarten sie den Sonnenjüngling? Der Blick verläßt die Gazelle und die Jungfrau und sieht auf beiden Seiten zwei Jünglinge mit Pfeil und Bogen. Wollen sie die Herzen der beiden Jungfrauen gewinnen?!

Taba Labai ist erfreut. Archibald Madasch ist entzückt.

„Schön!“

„Ein Meisterwerk!“

Hassan steht beiseite und lächelt. So lächelt der Araber, wenn er einen jungen Hengst zur Schau vorführt. Taba Labai blickt Hassan an:



„Hassan! Die Rechnung morgen! Den Teppich läßt du hier!“

„Schon gut . . .“

Hassan verneigt und verabschiedet sich.

Archibald vermag den Blick nicht vom Teppich abzuwenden.

„Bewundernswert durch Farbauswahl und Farbenpracht . . .“

„An einem Teppich wird jahrelang gewebt . . .“

„Wieso?“

„Jegendeine Familie webt. Zwei — drei Jahre braucht sie. Der eine sorgt mehr für die Farben, der andere für die Linien, der dritte für die Komposition. Sie beratschlagen, dichten, schaffen.“

„Als ob sie mit den Fäden ein Märchen erzählten.“

„Ist es denn kein Märchen?!“

Und beide betrachten wieder den Teppich.

„Dieser Teppich ist Hellssehen: aus der Vision herausgewebt oder in die Vision hineingewebt.“

„Ich verstehe: manchmal schaffen wahrscheinlich solch einen Teppich die bunten Teppiche selbst . . .“

„Deshalb ist ein Teppich so seltsam . . .“

„Gewiß . . .“

Wieder Schauen und Mit-den-Augen-trinken.


Dann kommt ein anderer. Ihm folgt ein Dritter — dem Dritten ein Viertes.

Und so den ganzen Tag fort.

Einige bringen ein Schwert: garantiert Schah Abbas. Andere persischen Atlas. Andere persische Miniaturen. Andere Ringe mit Edelsteinen. Manche selbst Edelsteine: Smaragd, Rubin, Saphir, Türkis. Mancher Elfenbein. Andere altes Gold. Andere Medaillons. Und so fort ohne Ende.

Archibald Mackasch prüft jedes Ding. Flüchtig blickt er Taba Tabai an. In seinem unbewegten Blick liest er sein Urteil über das Ding. Er kauft. Taba Tabai geht fort.

Es ist, als halte die Sonne die Zeit auf. Alles ist wie nicht mehr da. Niederdrückend ist die Einsamkeit zu der Stunde, wo die Sonne erstarrt. Man liegt ausgestreckt und tut als ob er schlief. Manchmal zittert er wie im Traume. Archibald Mackasch ist allein. Vor seinen Augen schwebt noch das Bild des fremden Jünglings. Manchmal bedroht



der Schatten des Jünglings seine Einsamkeit. Ob Allan diesen Schatten wittert? Archibald blickt zum Thor. Die Dogge springt auf und stürzt bellend hinaus. Archibald folgt und bleibt auf der Terrasse stehen. Durch das Haupttor tritt die leuchtende Gestalt Olga ein. Lieblich begegnet sie der Dogge. Die stellt sich auf die Hinterfüße, als wolle sie mit den Vorderpfoten den Hals der Frau umarmen.

Archibald schweigt. In diesem Augenblick ist Olga wirklich die schlanke Diana Jean Coujons. Olga versteht das erregte Tier. Sie bringt mit sich die dürstende Blut der iranischen Hochebene. Sie ist selbst von der persischen Sonne verbrannt, als hätten ihre Brust und Arme die Sonnenblätter gestreift . . . Zur Nachmittagsstunde, wenn der Zephir spielend vorbeifliegt, reckt und neigt sich das volle Korn . . . Mit lässigem Schritt nähert sie sich Archibald. Der junge Mann führt die Frau in das Zimmer. Über dem Sofa ist ein Kaschanteppich ausgebreitet. Olga legt das weiße Tuch ab und wirft es beiseite. In ihren Haaren ließ die Sonne ihre heißen Blätter. Olga bleibt vor dem Teppich stehen. Sie flüstert für sich:

„Wie schön.“

„Für dich.“

Die Worte des jungen Mannes brennen auf den Schultern der Frau. Ihr Leib sinkt auf den Teppich. Sie kreuzt die Beine, liegt schwer wie die volle Traube am Weinstock.

Der junge Mann betrachtet das Weib, voll von Begierde. Er sieht: des Weibes Leib ist wie ein Stück des Ozeans, welcher nicht weiß, was ein Teil oder Stück ist. Eine Perlmuschel ist dieser Körper, die das Rauschen des Ozeans in sich behält.

Die Frau liegt auf dem Ruhebett. Der junge Mann sieht, wie ihre Augen größer werden. Die Iris ist nicht mehr zu sehen . . . Semrods Wasser trübt sich und wird neblig. Die Nasenflügel sind wie die Lefzen des Wildes: entzwei gespalten. Das Weib reckt und streckt sich auf dem Teppich aus. Der junge Mann sieht nicht mehr. Er atmet ein, wie die Erde atmet, welche den Regen erwartet mit ihren gesprungenen Rissen. Oder vielleicht erwartet die Brust gleich der gesättigten Erde den Pflug, der sie aufwühlt. Der junge Mann setzt sich an das Ruhebett. Die Frau rührt sich nicht. Er sagt mit gebrochener Stimme:



„Erinnerst du dich der Worte der Herodiade?“

„Am Spiegel?“

„Ja.“

„Ja, ich erinnere mich . . . ich glaube, es war so:


... un baiser me tuerait
si la Beauté n'était la mort.“

Die Lippen sprechen, oder spricht der Leib? Jetzt ist auch der Leib still.
„Die Küsse töten dich nicht . . .“, sagt der Jüngling, und die Frau hört nicht mehr zu.

Der Körper des Weibes füllt sich in der Umarmung des jungen Mannes . . . Urtriebe regen sich. In den Augen der Frau sind tausend Augen, alle flackernd und alle getrübt. Allan heult: Ist es Eifersucht? Nein, er ist ein Wild und wittert mit weiten Nüstern; ein Neß verhüllt die Sonne auf der Hochebene Trans. Die Frau erzittert vor Liebe, die keine Grenzen zu haben scheint. Die Frau ist glücklich wie die Mänade mit erweiterten Augen, deren Körper die Nähe des Dionysos erfüllt. — Ist Archibald glücklich? „Er ist glücklich“, denkt Olga. Aber das Herz spricht anders. Warum ist Archibald so in Gedanken versunken? Warum ist er nachdenklich in den Augenblicken der stark empfindenden Liebe? Das spürt Olga, das fühlt sie mit dem Leib, in dem die Instinkte noch nicht versiegt sind. Aber ihr bewußtes Denken weiß nichts davon.

Auch Archibald weiß es nicht. Als Olga fortgegangen ist und er allein bleibt, gibt er sich völlig seinen Gedanken hin. Warum ist sein Herz so traurig, warum sein Blick so getrübt? Archibald hört sein Herz klopfen. Stille herrscht auf Trans Hochebene, eingehüllt in Schwüle. In solcher Schwüle entstehen Doppelgänger. Ist er vielleicht auch ein Doppelgänger des „andern“? Archibald hört sein Herz klopfen und fühlt die Stille. In der Ecke des Zimmers hört man das Summen einer Fliege. Eine panische Trauer kommt plötzlich über ihn bei diesem Summen. Vergängliche Fliege —: Mahnt das nicht. „Nie wieder wirst du sehen, nie wieder, was du gesehen hast, was du genossen hast?“

Nie wieder — pocht sein Herz. Aber wird er nicht den Vater wiedersehen? Es ist doch nach Bagdad die Nachricht gekommen, daß



er am Leben ist und nach dem Kriege den Sohn sucht? Aber diese erwünschte Nachricht erregt das Herz noch mehr. Es ist als ob diese Stille nur deshalb sei, daß man das Herz schlagen hört. Archibalds Herz will ihn sofort sehen, in diesem Augenblick, sonst wird es zerspringen, zu glühender Kohle zerfallen. Aber hat er das denn auch in Hamadan empfunden? Hier ist es noch etwas anderes. In seinem Körper krümmen sich die fernnen Wurzeln, fühlend, daß sie durchschnitten sind. Plötzlich erinnert er sich an den Schatten des Baumes in Mesopotamien und an das dort gesprochene Wort Taba Labais: „Schrecklicher als alles ist gegenseitige Liebe. In der echten Liebe fühlt man, daß Liebe nicht erreicht werden kann, oder besser, daß man nicht erreicht, was die Liebe selbst will: das vollste Sein. Liebe ist Empfinden bis zum letzten Tropfen des Lebens – deshalb ist sie auch Empfinden des Todes. Den Tod empfindet nur der, der Liebe empfindet. Die Liebe ist ein Vorgefühl des Todes . . .“ Vielleicht hat Taba Labai recht – denkt Archibald. „Du wirst nie wieder sehen“, das sind die Worte, in denen die Liebe enthalten ist. Archibald fühlt wesenhaft den Atem des Todes: Alles wird zerstört, sogar Olgas göttlicher Leib, er selbst, die Begegnung mit ihr, alles. Das weiß er . . . nein – er weiß nicht, er fühlt es durch das Blut, durch das Fleisch, durch die Knochen. Das iranische Plateau ist in Stille eingehüllt, in sie tropft dieses Gefühl, ein Aufstauendes, das schmilzt. Deshalb ist vielleicht hier die Trauer in der Sonne selbst. Archibald hört Gesang vom Garten her. Ist das ein Singen? Nein, das ist Klagen und Weinen: hier liebt man und fühlt man, fühlt man den Tod. Der Sänger schlägt die Thari, die das Zittern des herausgerissenen Herzens selbst ist. Irans Hochebene hat die Thari geschaffen: in ihrer Klage geht die Liebe wirklich in den Tod über. „Du wirst nie wieder sehen, nie wieder“, ist ihre Melodie. Wo aber soll dieses Ich dann bleiben, wenn das vollste Sein nie wieder sein wird? Wird es nicht sein wie der Schatten, der dem Körper folgt, wie eine Erscheinung, die sich selbst sucht? Und Archibald sucht sich doch selbst? Was er auch sucht, er ist manchmal ein anderer. Oder jemand anders sucht ihn vielleicht . . . Die Stille wächst, als ob sie den dunklen Schoß der Ewigkeit ausbreite, wo alles von Anfang an schon geschehen ist, gewesen ist, was ist, was wird, was sein wird. Vom

Garten her ertönt die traurige Stimme der Thari, in der wirklich alles „gewesen“ ist, der Spieler und der Zuhörer, gewesen seit tausend und abertausend Jahren her. „Gewesen“ — weil der Tod alles „gewesen“ macht. Aber am Ende dennoch nicht tötet — nicht töten kann. Du wirst sehen, sehen, sagt es im Herzen. —

Nein, diese Stille und diese Thari — weg, weg, sonst wird man wahnsinnig. Archibald geht hinaus. Er geht und geht, er macht sich müde, aber die Gedanken kann er nicht bannen. So verbrachte er den ganzen Abend, blieb er unruhig die ganze Nacht. Nur manchmal stieg ihm das Gesicht Wamechs auf wie eine innere Freude. Wer mag er sein? fragte er sich.

Den andern Tag fängt er wieder zu malen an, müde und gelähmt. Taba Labai sitzt unbeweglich, wie eine Schlange hingestreckt auf dem heißen Sand. Ab und zu huscht ein Lächeln über seine Lippen; errät er Archibalds Gedanken? Archibald malt weiter. Schon lange arbeitet er an diesem Bild, aber bis jetzt konnte er es nicht vollenden. In Hamadan begann er das Porträt, in Kasbin arbeitete er weiter daran. Der Maler mißt den Freund mit den Augen.

Der Perser (oder Ägypter?) sieht aus, als ob er „Ruach Elohim“ höre. Die Nase — die eines Menschen . . . Der Mund — der eines Menschen. Der Bart — der eines Menschen. Überall — der Zug der Persönlichkeit. Er selbst — Persönlichkeit; dem Weltall nur einmal erschienen. Das ganze Wesen — nah und handgreiflich. Und dennoch: in die Ferne gerückt, das Sein irgendwohin versenkt oder eingetaucht. In der Mittagsstunde, wenn die Sonne sengt — versinkt das Pferd in glühendes Starrsein. Aber Taba Labai ist kein Pferd. Er ist etwas anderes. Mensch und Gespenst. Persönlichkeit und Schatten. Gesicht und Larve. Von allem losgelöst; vielleicht — um den Schöpfer des Alls zu schauen. „Ruach Elohim“, murmelt der Maler manchmal vor sich hin. Die unbewegliche Larve wird plötzlich in den schwefelgelben Augen bewegt. Solche Augen halten die Schlange auf dem heißen Sande auf. Der Maler überlegt aufmerksam. Ein individuelles Porträt will er malen, das ist klar. Aber der Maler fühlt, daß Taba Labais Gesicht von allem Nahen losgelöst sein muß. Der Maler will das aus der Ferne Schauende

ausdrücken. Es ist fast unmöglich auszuführen. Aber gerade die Schwierigkeit reizt den Maler.

Auf der Terrasse ist es kühl. Olga kommt. Sie streichelt Allan, der seine Herrin kennt. Olga nimmt ein Buch und legt sich auf eine Hängematte. Archibald malt weiter.

Sargis Petridse tritt ein. Er ist verlegen und schämt sich. Als er auf Olga zugeht, um sie zu begrüßen, zittert er. Olga merkt es und begegnet ihm mit anspielendem Lächeln. Archibald bittet um Entschuldigung. „Verzeihung, Herr Sargis, in einer halben Stunde bin ich fertig . . .“

„Bitte . . . fahren Sie nur fort . . .“

Laba Labai sitzt unbeweglich da, Archibald malt, Olga liest den Roman. Nur Sargis ist untätig und fühlt sich ungelegen. Bald sieht er die Teppiche an, bald prüft er die Bücher oder betrachtet die Gemälde. Plötzlich fällt sein Auge auf ein an der Wand aufgehängtes Schwert. Er geht und nimmt es herunter.

„Herr Archibald, woher stammt dieses Schwert? . . .“

„Ich habe es in Hamadan gekauft . . .“

„In Hamadan? . . .“ fragt er verwundert.

„Ja . . .“

„Wissen Sie, was darauf steht . . .“

„Nein . . .“

„Trubakidse . . .“

„Was?“

„Der Name eines alten georgischen Fürsten.“

Archibald Mackasch starrt gedankenlos die Farben an.

„Wie kam denn dieses Schwert nach Hamadan?“ fragt Olga, halb aufstehend.

Sargis Petridse brüstet sich:

„Einst wurde Kasbin von dem Heer der Thamar eingenommen . . .“

„Hamadan?“

„Auch Hamadan passierte das georgische Heer, bis Bagdad . . .“

„Wann?“

„Zur Zeit der Mongolen.“

„Trubakidse . . .“, spricht Laba Labai für sich. Olga wendet sich wieder zu Sargis Petridse:



„Existiert dieses Geschlecht heute noch?“

„Nach den Mongolen ist es verschollen . . .“

Archibald Mackasch ist, als blicke er Taba Tabai an. In Wirklichkeit aber schaut er in die Jahrhunderte. Olga läßt von Petridse nicht ab:

„Und was geschah nachher mit ihm?“

„Es zerfiel in zwei Teile: Tscholokaschwili und Makaschwili. Tscholoka und Mafa waren Brüder . . .“

„In welche Familien teilte es sich?“

Archibald Mackasch faßt die Worte nicht mehr.

„Tscholokaschwili und Makaschwili . . .“

„Fühlen Sie sich nicht wohl, Herr Archibald?“ fragt Taba Tabai.

„Durchaus. Beim Malen ist Stimmungswechsel nur natürlich . . .“

Der Maler malt weiter. Aber er fühlt, daß sein Herz irgendwo anders ist. Jetzt betrachtet Olga das Schwert.

„Es ist schön.“

„Darf ich es auch sehen?“ hört man Taba Tabais Stimme. Sargis Petridse nimmt das Schwert Olga ab und übergibt es Taba Tabai.

„Eisen aus Chorassan . . .“

„Nein . . . Chalyber Stahl . . .“, unterbricht ihn Petridse.

„Chalyber?! Was ist denn Chalyber?“ hört man Mackaschs aufschreckende Stimme.

„Ein uralter georgischer Stamm, der das Geheimnis der Eisenlegierung kannte und auch das feste Schmieden verstand.“

„Das habe ich gehört . . .“, murmelt für sich der Perser oder Ägypter.

„Aus welchem Jahrhundert kann es sein?“ fragt Olga.

„Aus dem 12. Jahrhundert . . .“

„Woran erkennt man das?“

„An der Inschrift. Mit solchen Buchstaben hat man im 12. Jahrhundert geschrieben. Die große Thamar schrieb auch so. Sehen Sie diese Buchstaben: wie sie die Richtung wechseln, gleich den Füßen der Heuschrecke.“

Petridse reicht das Schwert Olga wieder zurück. Olga betrachtet es mit vermehrter Liebe. Archibald Mackasch setzt sich. Er hört Laba Labai leises Wort: „Ruhen Sie sich aus.“ Allan nähert sich seinem Herrn und schmiegt sich an ihn. In den Ohren des Malers klingen die Worte: Trubakidse — Tscholokaschwili — Makaschwili — Ghalhier — große Thamar — das zwölfte Jahrhundert — die Einwanderung der Mongolen. — Schon in den Worten einander bezwingende Gegner. Wie klein und hilflos im Vergleich zu den Worten erscheint der rückgratstarke Archibald Mackasch! Pause . . . Olga gibt das Schwert an Sargis Petridse zurück:

„Sie sind verliebt in die georgische Geschichte . . .“

„Brennend ist sie und schön . . . deshalb . . .“

„Gibt's anderstwo nicht auch ein ‚Brennend und schön‘? . . .“

Sargis Petridse ist nur Pathos. Die entartete Pflanze behält manchmal die Wurzel als Urbild. Selbst der Stamm der Pflanze ist nicht mehr da. Auch der Boden nicht. Aber irgendwo, in einer Ecke ist dieses Stammes Wurzel doch geblieben. Die Wurzel lebt aus dem Vergangenen oder Gewesenen. Sargis Petridse ist das Pathos dieser Wurzel. Olga wiederholt die Frage:

„Anderstwo gibt es kein ‚Brennend und schön‘?“

„Nein . . .“

Labai Labai belebt sich. Er betrachtet Petridse, als sehe er ihn zum erstenmal. Archibald Mackasch hält den Kopf gesenkt. Fürchtet er sich, Petridse anzusehen? Sargis Besicht, von Pathos flammend, ist in der Tat erschrecklich. Mit ironischem Lächeln begegnet Olga dem Nein, seinem Nein. Petridse erzählt weiter, ohne übrigens von jemand dazu aufgefordert zu sein.

„Nein . . . Zeigen Sie mir anderstwo etwas so Brennendes und so Schönes . . . Aus Kleinasien kommt eine Jungfrau. Ihr Körper hätte manchen Jüngling in Aufregung versetzt. Alles hat sie verlassen. Nur den Glauben an Jesus bringt sie mit. Er ist ihr unsichtbarer Bräutigam. Sie kommt und weiß nicht wohin. Als ob sie von innerer Eingebung geleitet wäre, gelangt sie nach Iberien. Unsere Erde erweicht ihre Blut. Der Quell kühlte ihren Körper. In die Weinrebe verliebt sie sich. Sie taufte das Volk und gibt ihm das Kreuz . . . Ist das nicht ‚Brennend und schön‘? Aber gedulden Sie sich . . . So

etwas Brennendes und Schönes mag auch anderstwo sein. Aber gibt es denn irgendwo Ähnliches wie dies?: Aus einer Weinrebe schneidet sie ein Kreuz. Das Kreuz der andern ist aus Stein oder Eisen oder gewöhnlichem Holz. Immer trocken und kalt. Hier aber ist das Kreuz — aus einer Weinrebe. Die Weinrebe ist doch das Wahrzeichen der Erde — des Urgrundes — des Lebens. Anderstwo ist das Kreuz das Kennzeichen des Märtyrertums und der Strafe. Bei uns ist das Kreuz die Fröhlichkeit selbst . . . Aber bitte noch etwas Geduld . . . das ist noch nichts . . . Die Jungfrau verbindet die Weinrebe mit ihrem Haar, als ob sie den tränenden Reben die Wunden verbunden hätte. Das Kreuz — durch die Haare der Jungfrau verbunden! Zeigen Sie mir ein Bild — brennender und ergreifender! Das Kreuz aus der Weinrebe geschnitten. Das Kreuz mit den Haaren der Jungfrau verknötet. Die Haare der Jungfrau sind doch Wahrzeichen der Weiblichkeit — der Jungfräulichkeit — der Mütterlichkeit . . . Nein . . . Das Kreuz der andern ist unfruchtbar. Unseres aber — Fruchtbarkeit und Fülle . . . Dies Kreuz ruht heute noch in der Sions-Kathedrale zu Tiflis.“

Das Gesicht Sargis ist hell geworden. Trockenes Laub, wird es auf seine Art lichtsprühend. Olga lächelt nicht mehr. Laba Labai blinzelt nicht mehr, seine Augen sind unbeweglich, als wollte er Sargis mit den Blicken durchbohren. Archibald Mackasch senkt den Kopf noch tiefer. Er hält mit fürchterlicher Kraft etwas in den Händen. Das Herz schwillt ihm. Petridse ist bestürzt und blickt nach oben. Laba Labai spricht zu ihm mit weicher Stimme:

„Wenn Sie mir noch erzählen wollten . . . ausführlich . . .“

„Sobald Sie es wünschen . . .“ Pause . . .

Archibald streichelt Allan mit der Hand. Die Dogge bellt plötzlich, spißt die Ohren. Man sieht Wamech kommen. Allan stürzt auf ihn zu und will bellen. Aber der junge Mann streichelt ihn, und anstatt zu bellen schmeichelt ihm die Dogge. Mackasch steht auf und geht Wamech entgegen. Der drückt jedem die Hand, Olga küßt er die Hand. Mackasch blickt die Dogge und den jungen Mann an, als vergleiche er die beiden miteinander. Auffallende Ähnlichkeit in den Bewegungen und dem Gebaren, Rasse, durch Jahrtausende gezüchtet. Aber eines wundert ihn. Die Dogge bellt den Ankommenden nicht

an, als ob sie ihrem Herrn begegne. Hat etwa der junge Mann die Unbefangenheit des Wildes? Ihm fällt wahrscheinlich alles leicht.

Wamedch freut sich, Sargis zu sehen:

„Ich bin überzeugt, daß er über Georgien gesprochen hat.“

Dlga lächelt. Archibald lächelt. Auch Labai.

„Ich wette, über das Weinrebenkreuz sprach er auch.“

Das Lächeln vergeht. Mackasch blickt Wamedch an. Ist das Scherz? Oder soll es Sargis in seinem Pathos abkühlen? Nein. Vielleicht nimmt Sargis selbst es mit Spott und Kälte auf? Nein, Sargis antwortet mit gedämpfter Stimme:

„Du mußt alles verlächen, Wamedch . . .“

„Nein, Sargis . . . nein, mein Sargis! . . .“

Und der Siebenundzwanzigjährige klopft dem Bierzigjährigen auf die Schulter. Sargis beruhigt sich. Mackasch blickt Wamedch mit Staunen an: was für eine Wärme hat sein ganzes Wesen, und welche fröhliche Güte hat seine Hand! . . . Wamedch hat das Schwert gesehen und stürzt darauf los.

„Herr Archibald, von diesem Schwert haben Sie mir gestern erzählt!“

„Ja, es ist es.“

Wamedch lebte ganz auf, nahm das Schwert, stellte es mit der Spitze auf den Boden, bog es zur Hälfte, dann ließ er es plötzlich los und richtete es auf — so daß man das Klirren des Stahles hörte. Der junge Mann sagte für sich: „Es hat einen guten Klang.“ Dann streckte er es aus und prüfte die Klinge mit dem Auge. Das Schwert ist gerade wie ein im Busch hochgeschossener Rosenstrauch. Er sagte: „Wie ein Pfeil.“ Dann faßte er das Schwert mit der Linken, hielt es fest, mit der Rechten zog er den Stahl, bog ihn bis zur Hälfte und ließ die rechte Hand los — derselbe Stahl, derselbe Klang! Dann steckte er das Eisen in den Mund, hielt es mit den Zähnen fest und bewegte es hin und her. Aus seinen Augen bligte gleichsam das Schwert. Schließlich stellte er sich auf die Seite, schwang es mit geübter Hand einmal, zweimal, dreimal auf und ab — man hörte wie es die Luft durchschnitt im Summen des Stahls.

„Was für ein Schwert ist das!“ sagt der junge Mann für sich. Archibald sieht Wamedch an und denkt: so behandelst ein Araber ein

fremdes raffiges Pferd. Das Pferd braucht einen solchen Reiter. Wamech betrachtet wieder das Schwert. Olga fragt verstohlen lächelnd:

„Gefällt es Ihnen?“

„Es ist einen Sohn wert.“

„Peschtesch! Bitte!“ sagt Archibald.

Wamech ist verblüfft. Der Siebenundzwanzigjährige hat sich in einen siebenjährigen Jungen verwandelt: er senkt den Kopf, schämt sich und mäsigt sich.

„Nehmen Sie es zum Andenken! . . .“

„Ich danke Ihnen! . . .“ sagt er scheu mit heimlicher Freude. Er ist verlegen und läßt das Schwert in der Hand spielen.

„Es wird sehr gut zu Ihnen passen . . .“, sagt Olga zu ihm.

„Ich werde Ihre Feinde zerspalten . . .“

Wamech wird wieder kühner und spielt immer freudiger mit dem Schwert.

Sargis steht auf und will fortgehen.

„Herr Mačasch, wenn Sie Zeit haben, komme ich heute abend zu Ihnen, jetzt muß ich gehen . . . man erwartet mich . . .“

„Mit Vergnügen . . . entschuldigen Sie, ich habe Sie so lange aufgehalten.“

„Bitte sehr.“

Sargis ging fort.

„Er ist ein guter Mensch, der arme Sargis . . .“, flüsterte Wamech vor sich hin.

Taba Labai stand auf und ging ins Zimmer. Wamech folgte ihm. Taba Labai betrachtete den Teppich. Wamechs Blick fiel auf das Porträt. Er ging an den Tisch, nahm es in die Hand, bewunderte es und erbleichte. Mačasch trat ins Zimmer und sah den erschrockenen jungen Mann. Er erschrak selbst.

„Herr Archibald, wer ist das?“

„Ein georgischer Fürst . . .“

„Sein Name? . . .“

„Den kenne ich nicht . . .“

„Wer hat es Ihnen gegeben? . . .“

„Mein Vater hinterließ es mir . . .“

„Ihr Vater? . . .“

„Ja . . . vielleicht ist es sein Freund . . .“

Wamech durchbohrt Archibald wie ein Fehter mit seinen Blicken. Maafaschs Wille und Auge sind ungebrochen. Aber er fühlt, dem Auge des jungen Mannes kann er nicht widerstehen. Ist es stärker als seines? Nein. Er kennt nur einen Blick — einen festen: den des Laba Labai. Dessen Augen sind kalt und durchbohrend. Hier aber ist Wärme und Milde in den Augen. Einen solchen Blick hat nur das Auge der Quelle. Und jetzt täuscht er das Auge der Quelle. Wie sollte es da nicht trüb werden!

„Ein Freund . . . Ihres Vaters?“ fragt Wamech ungläubig und durchbohrt abermals Archibald mit den Augen. In den Augen Wamechs bleibt ein Funke von Mißtrauen. Das verwirrt Archibald und betrübt ihn. Aber inzwischen ertönt Olga's Stimme von der Terrasse her. Archibald geht hinaus. Laba Labai blättert in dem Buche. Wamech sieht wieder das Porträt an — er kann den Blick nicht abwenden. Archibald kehrt zurück.

„Ein Soldat hat nach Ihnen gefragt . . .“, sagt Wamech zu ihm.

„Ha! . . .“

Wamech eilt hinaus. Der Soldat lehnt an dem Geländer der Terrasse. Wamech fragt ihn:

„Fertig? . . .“

„Ja wohl . . .“

„Wie viele? . . .“

„Bier . . .“

„Doch alle arabische? . . .“

„Ja wohl!“

Olga wundert sich.

„Wir müssen ausreiten . . .“, sagt Wamech.

„Wer?“

„Wir alle . . . ich lade Sie ein . . .“

Archibald ist erstaunt, aber er fühlt, daß diesem jungen Manne niemand etwas abschlagen kann.

„Gehen wir!“

Archibald ist einverstanden, auch Olga und Labai.

„Einen Augenblick . . .“

Wamech eilt noch einmal in das Zimmer zurück, als ob er etwas vergessen hätte.

Die Sonne war noch nicht untergegangen, als Archibald sich von den Reitern verabschiedete und nach Hause ritt. Er erwartete Sargis Petridse, es wäre nicht gut gewesen, wenn Sargis ihn nicht zu Hause getroffen hätte. Er wäre ohnehin am liebsten mit seinen Gedanken allein geblieben. Er hatte heute so viel Neues erfahren: den Chalybier Stahl, die alte Familie Trubakidse, die sich im 14. Jahrhundert in zwei Familien spaltete, das aus der Weinrebe geschnittene Kreuz, verbunden mit dem Haare der Nino, die große Thamar, den Duft der georgischen Geschichte, vieles andere, das ihn mit der Erinnerung an den Vater verband.


Jetzt ist Archibald allein: Sargis ist noch nicht gekommen. Archibald ist wieder bei seinen Gedanken, und alles einzelne schließt sich wieder zum Ring. Der Vater, überall der Vater. Die Gedanken des Jünglings sind wie aus Metall gegossen. Es gibt keine Zeit, keinen Raum, keinen andern Gegenstand, fast nicht Olga, selbst nicht Wamech, nicht Taba Tabai — niemand, nichts in seinem Empfinden. Sein ganzes Wesen ist von einem festen Metall ausgefüllt, dessen Name „Vater“ ist. Archibald stand auf, losgelöst, ging in die Ecke, öffnete den Koffer, nahm eine braune Schatulle heraus, auf die ein dickes Pergament mit englischer Aufschrift geklebt war:

„Öffne das Kästchen, wenn du von einem Gedanken wie Metall erfüllt sein wirst.“

Der junge Mann betrachtete die Schatulle mit tiefem Erstaunen. Schon öfter kam ihm dieses Kästchen in die Hand. In London, Paris, Rom, Konstantinopel, Bagdad, Hamadan. Er hatte nie gewagt, es zu öffnen. Soll denn Kasbin dieses Ereignis zuteil werden? Der junge Mann sah unwillkürlich auf den Tisch, von wo ihm die honigfarbenen Augen des Vaters anblickten und dem Sohne gleichsam sagten:

„Öffne.“

Mit einem plötzlichen Ruck öffnet der Sohn die Schatulle. Er sieht darin ein ziemlich großes Päckchen, auf dem georgisch geschrieben steht: Trubakidse. Archibald liest den Namen und erinnert sich an den chalybischen Stahl. Er öffnet das Päckchen: viele Pergamente, viele Handschriften. Er liest — und versteht wenig. Warum hat er



nicht lieber Georgisch gelernt? Hat ihm der Vater nicht oft gesagt: „Laß das Georgische nicht!“ Archibald steht schweigend da, er weiß nicht, was er tun soll. In diesem Augenblick kommt Sargis Petridse. Archibald MacAsch läßt dem Ankömmling nicht Zeit zum Grüßen.

„Herr Sargis, ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen... Ein Geheimnis — als Geheimnis.“

„Ich schwöre bei dem Kreuze Ninos...“


„Ein Eid ist nicht nötig...“

„Bitte...“

„Hier sind Handschriften... Lesen Sie sie durch... Erzählen Sie mir...“

„Bitte geben Sie sie mir.“


Die Augen Sargis funkeln. Beim Anblick der gelben Pergamenthandschriften wird er selbst gelb. Sein Auge haftet an dem alten Georgisch und „das Pathos der erhaltenen Wurzel“ glüht wieder auf. Er liest zunächst für sich, dann erklärt er. Sein Gesicht entzündet sich mit dem Feuer des Propheten. „575 J. n. Chr., Monat Juli, starb Fürst Trubal Trubakidse. Seinen Namen führte er aus Chaldäa. Das Wort ‚Trubal‘ ist chaldäisches Ursprungs. ‚Baumstamm‘ soll es bedeuten. Sein Kern, das Herz ist das Feuer des Baumes. Ist er zersplittert, so gerät es manchmal in Wut und flammt auf. Der Baum brennt und selbst das Herz wird zur Asche. Ein anderer Baum — von dem Feuer entflammt — wird von ihm nicht gefaßt. Er selbst hat es niemand verraten. Nur einige haben es gewußt. Der Fürst hatte eine stattliche Figur. Schönes Äußere. Adlernase. Die Stirne — frei und hoch. Die Lippen dünn und regelmäßig: jungfräulich und grausam zugleich. Die Augen — in das Schwarz der nassen Schlange sich hüllend. Der Blick — seitwärtsgehend. Die Menschen sah er von der Seite an, über den Menschen hinweg blickte er mit seinem durchbohrenden Blick. Licht war in ihm. Mit geheimem Wissen war er vertraut. Besonders mit Moses und Pythagoras. Moses liebte er mehr. Eine feurige Seele hatte er und ein weiches Herz: wie Moses. Sprachen kannte er, Hebräisch und Griechisch. Hebräisch zog er vor. Er pflegte zu sagen: Mit den Göttern kann man nur hebräisch reden. Jahre hindurch sah man kein Lächeln auf seinem



Besicht. Wenn er lächelte, spendete er Licht um sich: er glich dem Kinde. Tränen sah man in seinen Augen nie. Man erzählt: die Kinder hätten durch das Schlüsselloch in sein Zimmer geblickt und gesehen, daß er weinte. Dies geschah in den Augenblicken der großen Freude. Er dichtete Verse — besang Moses. Öfters sagte er: es gibt keine hellere Erscheinung als die vom Sinai. Es gibt keine heftigere Wut als den Sturz der Tafel der Gebote. Es gibt keine größere Bezwingung des Volkes, als das Wandern durch die Wüste 40 Jahre lang. Es gibt keinen heftigeren Fluch, als den von Israel. Es gibt kein grellerer Hellsehen, als die Offenbarung des Messias. Öfters gedachte er der Wut Moses und seines Fluches: „Israel hat seinen Gott verraten, so mag es in die vier Richtungen des Windes verwehen.“ Aber dann fügte der Fürst hinzu: In der Todesstunde erweichte dennoch Moses Herz, und er sprach: „Sehet Israel! Einmal kommt die Stunde — wo der Ewige einen Propheten wie mich euch sendet. In den Mund legt Er ihm das Wort, und was der Ewige ihm aufträgt, wird er alles euch sagen.“ Zuletzt pflegte er seines Todes zu gedenken und zu sagen: Es gibt keinen bitteren Schmerz als den, das gelobte Land nicht zu schauen oder nicht schauen zu können. Es hat keinen einsameren Menschen gegeben. Es gibt keinen grausameren Tod: Moses verzehrte sich gleichsam . . . Die Gedichte las der Fürst laut. Sogar heute kennen manche noch Bruchstücke davon auswendig. Geschriebenes hinterließ er nicht. Er liebte feuerrote Stuten, aus der Wüste zugeführt. Wenn er sich erzürnte — tobte er sich aus beim Reiten: Er fürchtete selbst seinen Zorn. Ein gütiger Mensch war er. Die Lüge verschmähte er. Er war immer wahrhaftig. Auf der Brust hatte er ein Muttermal: das Zeichen der Sonne. Familienzeichen — pflegte er zu sagen. Von den Farben liebte er Gelb — Blau — Rot. Am meisten — Gelb. Er liebte den Frosch, welcher nach dem Regen auf den Baum klettert und durch Quaken Gott preist. Er sah gerne die gehörnte Schlange, welche auf dem heißen steinigen Ufer sich häutet. Er liebte die große Mittagsstunde, zugleich aber fürchtete er sie. Er starb, als die Sonne hielt auf der Höhe ihres Bogens: Unter einer großen Eiche schlief er ein . . .“

Archibald atmet aus. Sargis ist außer sich.

„Dann . . .“, hört man die Stimme. Sargis lieft.



„Zu der Zeit des hl. Brigol Chandzheli lebte ein Mann — Irubakidse. Vorname — Radame. Der Mann war heldenhaft, feurig, Überwältiger, hatte eine schöne Frau. Feinde verfolgten ihn einmal. Radame und sein Weib trieben die Pferde zum äußersten an. Sein Weib war schwanger, konnte nicht weiterreiten: ‚Löte mich, sprichst sie zu dem Mann. ‚Warum?‘ erwidert er. ‚Besser ich sterbe, als daß ich den Feinden in die Hände falle.‘ — ‚Und dann?‘ ‚Dann rettetest du dich.‘ Der Mann schwankt. Von weitem hörte man Pferdegetappel. Der Mann zieht den Dolch, sticht zu. Die Verwundete wirft er in den Fluß. Der Mann flüchtet. Die Feinde folgen ihm nach. Der Mann hat sich gerettet . . . Es vergeht die Zeit. Da wird ihm gemeldet: die Wunde war nicht tödlich, die Fischer haben das Weib gerettet. Radame ist erfreut. Ein Fest veranstaltet er am Schwarzen Meer. Das Weib kommt. Sobald er sie erblickt — schreit er entsetzlich auf, hat er sie doch einmal geopfert. Er fühlt die Schicksalsstunde, besteigt einen Hengst, spornst ihn an. Dem ihm entgegenreitenden Weibe wirft er einen Ring zu. Das Weib fängt ihn auf. Der Mann jagt auf dem Hengst in das Meer: er verschwindet. Erst begreift das Weib nicht. Dann — folgt sie ihm . . .“

„Warten Sie ein wenig . . .“

Archibald kann seine Aufregung nicht unterdrücken. Sargis ist in höchster Spannung.

„Jetzt lesen Sie weiter.“

Sargis liest.

„In alten Zeiten besuchte Iberien der hl. Vater Johannes: Ein Mönch aus dem heiligen Athos. In seiner Heimat sah er Neid, Mißtrauen, Verrat. Das Herz schmerzte ihn. Man erzählt: er hätte einen Fluch ausgeschleudert. Er wanderte wieder nach dem Athos zurück. Dort erzählte man ihm: in Spanien seien Georgier. Er ging hin, um sie zu besuchen. Dies alles erfuhr ein Fürst Irubakidse. Auch er begab sich dahin. Er wollte die Füße des hl. Johannes küssen. Unterwegs erfuhr er: der Vater Johannes sei auf halbem Wege zurückgekehrt. Irubakidse beschloß, nach dem Athos zu gehen. Aber plötzlich faßte er den Entschluß, Spanien zu besuchen. Er begab sich dahin. Dann — nach dem Athos. Nach Georgien kehrte er nicht mehr zurück . . .“

Archibald Mackasch ist gespannt. Sargis Petridse verliert die Stimme. Zitternd nimmt er ein anderes Heft und liest mit bewegter Stimme:

„Ein Fürst Trubakidse hatte eine Stute — feuerrot — aus der Wüste, als Geschenk ihm dargebracht. Der Fürst war jähzornig und stolz. Zwar sein Herz war mild und weich. Niemand außer dem Fürsten bestieg die Stute. Es geschah, daß die Erleuchtete selbst, die große Thamar, ihn um das Pferd bat. Der Fürst wechselte die Farbe. Niemand wußte, ob vor Freude oder vor Zorn. Er schickte ihr das Pferd. Am andern Tag brachte man ihm die Stute zurück und übermittelte den Dank Thamars. Der Fürst wechselte die Farbe. Niemand wußte, was es Freude oder Zorn. Er gab den Begleitern das Pferd zurück. Thamar staunte und ließ den Fürsten fragen, wie sie es deuten solle — als Geschenk oder als Beleidigung. Der Fürst ließ ihr sagen: wie das Herz der Herrscherin es entscheiden möge . . .“

Archibald Mackasch fühlt sich erleichtert. Sargis Petridses Gesicht überschleicht ein Lächeln. Er nimmt ein anderes Heft und liest:

„Das Jahr 1250. Monat Oktober. Es geschah Seltsames. Die Mongolen eroberten Georgien. Alle fügten sich ihnen. Bloß der große Kardu, der Nachkomme des großen Fürsten Trubak Trubakidse unterwarf sich nicht. Kardu war ein Freund von Sargis Djakeli, von und zu Zichisdjwari. In seinem Fürstentum wurde das Kreuz aus der Weinrebe aufbewahrt. Die Mongolen stürmten das Fürstentum. Kardu setzte sich zur Wehr. Der Führer der Mongolen ging auf Kardus Seite über. Man erzählt, Lalla, die der hl. Nina geweihte Jungfrau, habe ihm gefallen. Die Mongolen gerieten in noch größere Wut. Den übergegangenen Führer verwundeten sie. Gimmit, Kardus Sohn, verschwand. Ein Verräter gab das Geheimnis des Lassis-Lores preis. Kardu wütet. Das ganze Fürstentum erhebt sich. Man flieht und gelangt an einen Abgrund. ‚Kardu‘, schreit der Wütende. Seine Träne erblickt ein kleines Kind. Es reißt sich los, findet das Weinrebenkreuz und bringt es zu den Flüchtlingen. Staunen. Man sieht: Das Kreuz setzt Knospen an, und aus den Knospen schlagen Weintrauben hervor. Die Flüchtlinge schwelgen in himmlischem Entzücken. Taghelle Vision sehen sie: Gimmit reitet auf einem roten Pferd. Ein Aufschrei und in den Abgr . . .“

„Nicht weiter lesen!“ schreit Archibald Mackasch. Sargis — bebend:

„Nur die Nachschrift.“

„Lesen Sie!“

Er liest.

„Kardu hatte ein Muttermal auf der Brust: das Zeichen der Sonne. Das Kind war Lallas von Kardu. Gimmit unterlag nicht. Laschari nennt man ihn . . .“

Schweigen. Leere. Archibald Mackasch sieht aus, als habe ihn ein Sonnenstich getroffen. Sargis Petridse reißt seine tränenden Augen weit auf. Die Hände zittern ihm. Es vergeht eine halbe Stunde — ohne Worte. Dann richtet sich Archibald auf und deutet wortlos — er möge irgendein anderes Pergament nehmen. Sargis nimmt es und liest.

„Im 14. Jahrhundert lebte ein Fürst Trubakidse. Der Mann war feurig und gütig. Mit seinem Gesicht und seiner Seele ähnelte er dem alten Trubakidse. Er schrieb Gedichte. Ein Gedicht entging dem Untergang — ‚Trubakidses Rebweib‘. Moses und Pythagoras liebte er wie jener. Auch hatte er auf seiner Brust ein Muttermal: das Zeichen der Sonne. Er pflegte zu sagen: sein Geschlecht sei von der Sonne Samen: heiß wie die Sonne — hell wie die Sonne — wütend wie die Sonne — wahrhaft wie die Sonne. Als er das Herannahen des Todes fühlte, ging er auf eine Terrasse. Die Terrasse erhob sich über einem unübersehbaren Feld. Auf dem Felde schimmerte der graugrüne Mais. In Fülle streute die untergehende Sonne purpurtote Strahlen über das schimmernde Feld. Trubakidse fühlte den Tod — und plötzlich fiel von der Wand das Schwert. Der chalybische Stahl brach auseinander. Trubakidse fühlte das Ungewöhnliche: als ob in ihm das Rückgrat seiner Familie zusammengebrochen wäre. Vor dem Tode schrie er in den unübersehbaren Raum ein fürchterliches Wort: das Chaldäerwort des ‚Ur-Feuers‘. In diesem Augenblick wurde in dem Stall die feuertote Stute störrisch, riß sich los und stürzte hinaus. Der Fürst sieht, daß das Pferd wild geworden ist und daß es stürzen wird. Die Stute aber läuft dem Rebweib des Fürsten nach, einem tscherkessischen Weib, rothaarig. Mit der Wurfschlinge fängt sie das Pferd, schwingt sich auf das ungesattelte zitternde Tier und reitet zum Fluß. Die Wiese breitet vor ihr

sumpfiges Moos aus, und die Sonne streut über sie ihr Rot. Die aufgelösten Haare des Weibes lassen im Wehen den Streifen der Sternschnuppe hinter sich. Das Weib stürzt mit dem Pferde in den Abgrund. Trubakidse sinkt nieder, wie hingemäht . . .“

„Genug! Lesen Sie nicht weiter!“ schreit Archibald Makasch. Sargis — zitternd:

„Nur die Nachschrift.“

„Lesen Sie!“

Er liest.

„Trubakidse hatte zwei Söhne: Maka und Ischolaka.“

„Wiederholen Sie noch einmal.“

„Maka und Ischolaka . . .“

„Maka und Ischolaka . . .“, sagt Archibald für sich. Sargis sagt leise:

„Erinnern Sie sich nicht, daß ich Ihnen sagte: Makaschwili und Ischolokaschwili stammen von hier?“

Archibald spürte einen Stich im Gedächtnis, als habe ihn ein Sonnenstich getroffen. Sargis Petridse fängt mit brennenden Augen Gespenster, seine Hände zittern.

Leere. Schweigen.

„Was ist das für ein Heft?“


„Das muß die neue Zeit behandeln.“

Archibald erkennt die Handschrift des Vaters. Er sagt:

„Lesen Sie weiter . . .!“

Sargis liest. Archibald ist nur Furcht.

„Ich, Thamas Makaschwili, aus Georgien entflohen, schreibe das Schlußwort. Ich bin auch ein Nachkomme der Trubakidse. In den letzten Jahrhunderten hatte sich unsere Familie in Kachien niedergelassen, in Tqaltho. Sie wurde von Krankheit heimgesucht: von Fallsucht und Wahnsinn. Meinen Vater schreckte der Boden und sein Fluch, und er siedelte nach Imerien über, in die Nähe von Saitme (Hirschhain). Aber auch dort verfolgte ihn das Unglück. Der Vater starb an einer bösen Krankheit. Meine Mutter ging an den Kindern zugrunde. Mir starben vier Brüder und drei Schwestern. Von ihnen unterlag ein Bruder dem Feind, ein anderer stürzte mit dem Pferde in den Abgrund. Von den Schwestern tötete die eine der Gemahl,



und die andere raffte die Fallsucht hinweg. Ich selbst verlor drei Söhne und zwei Töchter. Auch starb meine Frau im Wochenbett. Ich blieb mit meinem vierjährigen Sohne allein. Es drohte mir das Aussterben meines Stammes. Auch mich schreckte der Boden und sein Fluch. Ich verkaufte die Güter, außer Haus, Hof und Kapelle, und eilte nach Europa, wo ich meine Jugend verbrachte. Meinen Sohn nahm ich mit. Unsere Familie glaubte an die Magie des Namens, und aus Furcht vor dem Aussterben änderte ich den Namen des Kindes: Archil in Archibald, aber den Familiennamen Makaschwili in Makasch. Mich selbst nannten sie in Europa abgekürzt Makasch. Auch hier drückte mich unheilbarer Kummer. Ich hatte Heimweh nach Georgien und wollte zurückkehren, aber ich wagte es nicht. Es schreckte mich, dem Sohne nahe zu sein, es schreckte mich, ihm mein Schicksal zu übertragen. Ich verließ den fünfzehnjährigen Sohn, ließ ihm Geld zurück und beschloß, in das Land der Basken zu gehen, wo ich ein den Georgiern verwandtes Volk vermutete, wie es im 11. Jahrhundert der Mönch Johannes glaubte und ersehnte. Die Sehnsucht nach Georgien tötet mich. Mein Herz denkt an die schöne N . . o . . . Sohn, wachse, werde ein Mann. Ich wache über dich aus der Ferne. Stirb nicht, ohne Georgien gesehen zu haben. Geh nicht aus der Welt, ohne einen Sohn zu haben. Ich übergebe dir die Geheimlehre, welche unsere Familie von Generation zu Generation nur mündlich überliefert hat, da sie wußte, daß das geschriebene Wort untergehen wird. Es ist möglich, daß ich dich nicht wieder sehe. Wisse und glaube an das Folgende: Unsere Familie ist aus dem Schoß des alten Babylon hervorgegangen; die Wurzeln der georgischen Sprache, du wirst es einst erkennen, sind aus einem vergangenen babylonischen Sprachstamm heraus geboren. Der Samen unserer Familie ist das Feuer, das die Chaldäer väterliches Feuer nannten, da das Element der Göttlichkeit der Vater ist. Du wirst einst erfahren, daß im Weltall die Eins das Zweite, das Zweite das Dritte schafft und so ins Unendliche, aber wenn der Gedanke aufsteigt, wer alles schafft, dann denke an den Vater. Jeder Vater ist Sohn und jeder Sohn Vater, aber über diesen und jenen Vater schreibe ich dir nicht, sondern über den Vater, der in allen Söhnen ist, aber schließlich als Sohn und in den Söhnen nicht aufgeht. Jeder Sohn

muß diesen Vater fühlen, dann wird er Anteil am Ewigen haben. Nur ist dieses Geheimnis für den Unerfahrenen schrecklich. In diesem Gefühl scheint es dem Sohn oft, daß das, was ist, schon gewesen sei, daß er selbst nicht nur der ist, der er jetzt ist, sondern daß er auch von jeher gewesen sei, da dieses Gefühl des Vaters in ihm ist und er doch der Vater von jeher war. Fürchte dich nicht davor. Vor dem Auge des Höchsten ist alles, was geschieht, schon von jeher geschehen. Nur auf diesem Wege wirst du des Ewigen teilhaftig werden. Das Kultsymbol unserer Familie ist die Sonne. In Mesopotamien, dort, wo unsere Wurzeln liegen, ist die Sonne keine astronomische Erscheinung, sondern ein lebender Mythos. Sieh die Sonne Ekbatanas und impfe sie deinem Körper ein. Unsere Familie liebte auch das Adlerauge, das als einziges in die Sonne sehen kann. Das Adlerauge sieht dort in ihr mit dem Leben den Tod. Das Wapen unserer Familie ist das Schwert, das der Schlange ähnlich ist, am Griff hat es ein Adlerauge. Die Schlange ist das Kind der Sonne, und die Veränderung und Erneuerung des Weltalls erschien in Gestalt des Schlangenhelmes oft unserer Familie. Wisse das und glaube es. Wenn du zum Manne herangewachsen bist, werde ich dich sehen. Wenn ich sterbe, ohne dich gesehen zu haben, wirst du im Lande der Basken mein Grab finden und mir eine Handvoll Erde streuen als heißen Kuß. Thamas Makaschwilli- Irubakidse."

Schweres Schweigen. Die Leere wächst und erfüllt sich mit dem Atem des Namenlosen. Archibald ist in Tränen gebadet. Die Hand Sargis zittert nicht mehr.

"Was ist das?" fragt Archibald mit gedämpfter Stimme. Sargis nimmt das kleine Bündel und öffnet es: Es erscheint ein Schlangenhelm gleich einem mit Zauber gewickten Halsgeschmeide.


"Ein Schlangenhelm . . .", flüstert Sargis mit leiser Stimme.

"Was ist noch da?" fragt Archibald mit gedämpfter Stimme.

Sargis nimmt ein Stückchen Erde heraus.

"Die aus Georgien kommenden Siedler brachten immer ein Stückchen ihrer Erde mit . . .", sagt Sargis kaum hörbar.

Mit Tränen in den Augen küßt er die Erde und küßt er Archibald. Aber er weiß, daß auch Archibald Tränen in den Augen stehen, die




Träne aber muß allein sein — und er geht fort. Archibald nimmt das Stückchen Erde, er fürchtet das Stück zu zerbröckeln, so trocken ist es, so arm, legt es an sein Herz, das einmal sich in diese Erde verwandeln wird, und vergießt wortlos Tränen. Die Tränen süßern in die eingetrocknete Erde, und die Erde wird durchweicht.

Im Garten läßt jemand die Thari klagen. Frans Hochebene hüllt sich in Nacht.

Die versteinerten Augen

Im Westen der Stadt ist das große Steintor. Kleine Buben treiben die Herde hindurch. Die Herde wälzt sich dahin und führt satte Fülle und Ruhe mit sich. Die Sonne geht unter. Archibald ist spazieren gegangen und Allan folgt ihm. Er überblickt die Herde; er ist selbst wie die Herde: ganz Fülle. Doch Ruhe? Archibald blickt in sich: das Feuer ist unter der glimmenden Asche versteckt, aber die Funken springen und glühen auf. Der wunderliche Name des Feuers: Trubakidse. Im Gedächtnis brennen fremde Worte und Laten: Kadames Verirrung, die Flucht nach Spanien, der Stolz oder die versteckte Liebe vor der erlauchten Thamar, Kardus aufbrausende Leidenschaft, vieles, vieles andere — alles das ist durch die Ruhe des großen Trubakidse in eins geschmiedet, von dem Schrei des letzten Trubakidse zusammengeschweißt. Im Charakter Weichheit und Härte, Unbeständigkeit und Blut. Und überall der „Vater“, nicht der seine, Thamas, allein, dessen flammender Name wie ein feuriges Hufeisen in das Gedächtnis schlägt; solche Hufeisen, denkt er, hatte vielleicht nur Lamerlans rasendes Pferd. Archibald sieht auf die untergehende Sonne: „Trans Sonne ist wirklich keine astronomische Erscheinung, sie ist ein lebendiger Mythos.“ Archibald fühlt: Mit der Sonne lebt die Familie Trubakidse. Aber er ist doch auch ein Trubakidse. Und zugleich durchflutet seinen Körper eine heiße und süße Woge; war das Sonne in ihm? Archibald fühlte etwas Neues, Ungewohntes: in dem schweren Gedanken fremde Leichtigkeit und Schweben. Vielleicht fühlt das auch Allan, er bleibt oft stehen und sieht die Freude des Herrn, mit einem Blick seiner Tieraugen, der lacht. Archibald legt die Hand auf den Kopf des Tieres. Er geht eine halbe Meile weiter und erblickt in der Nähe der Gärten eine in alte Fegen gehüllte Gestalt. Er nähert sich. Die Gestalt rührt sich nicht. Archibald wundert sich. Ein Perser mit erloschenem Augenlicht



lauscht auf etwas. Den Augen scheint der Blick abhanden gekommen. So wird ein in Sumpf geworfener Zunder zu Asche. Archibald sieht die unbewegliche Gestalt an und wundert sich: was sieht er? Vor ihm ist doch nichts. Dann fragt er. Die Gestalt bleibt unbeweglich, als ob sie nichts höre. Auch Allan wundert sich. Bald sieht er die Gestalt an, bald Archibald. Ha! etwas blüht in Archibalds Gehirn auf: vielleicht sieht sie sich selbst, innen, in der Tiefe: das ist das Geheimnis des Iran.

Archibald geht weiter, und wieder brennt sich diese heiße Wunde ins Gehirn. Das Vater-Feuer der alten Chaldäer! Vielleicht verbrennt sich auch diese irre Gestalt an diesem Feuer — erloschenen Augenlichts, doch geflügelten Geistes. Das väterliche Feuer! Hier ist vielleicht der tiefste Ursprung des Brennens: das Sichlösen von jedem Ding, von jedem Wesen, vom eigenen Ich sogar, das Eintauchen und Sichversenken in die Tiefe und Breite: weit, weit in die Oberwelt oder in die Unterwelt. Das große biblische Stehenbleiben der Sonne, kein Laut, kein Rauschen der Blätter, nur Erstarrten und Versteinern, Schmelzen und Schwinden. Das Verlorensein des Persönlichen. Das Schwinden jeglicher „Maia“, und das Erschauen des „Einen“ — welches in jedem als „Erzeuger“ ist; vergeistigend und bewegend. Ha, löst das das Rätsel des ägyptischen Profils, des ägyptischen Stils? Dort war das wirkliche Schauen des „Ur-Feuers“. Deshalb ist das Profil des ägyptischen Menschen so unbeweglich, so weitschauend. Das Gesicht ist mumienhaft, steinern: weil der Blick, in das Ewige übergegangen, erstarrt ist. Pyramiden. Höhlen. Gräber. Mumien. Menaphthen — Ramsesse — Radameffe. Steine — Steine — Steine. Unbewegtheit überall. Leblosigkeit? Tod? Nein, Schauen des Allerhöchsten, Lebendigen — und Aufreißen der Augen. Schauen des Todes und Erstarrten des Blickes. Die Versteinernung des Auges, des Ur-Feuers. Und dabei welche Schärfe und Kraft! Archibald erinnert sich. In Konstantinopel stehen im Museum zwei Sarkophage, fast nebeneinander, ein hellenischer und ein ägyptischer. Der erste aus Marmor, mit hellen und zierlichen Figuren gemeißelt. Aber weich und bleich wie der weiße Marmor selbst. Der andere aus Stein. Nein. Niemand kann sagen: ob er aus Eisen, aus Stein, aus Stahl, aus

Bronze oder aus etwas anderem ist. Stahl-Stein oder Stein-Stahl: grünlich, fest, moosfarbig, sonnenverbrannt. Die Form: ein riesiger Schlangenkopf. Ihn kann keine Weltkatastrophe zerstören, so stark und scharf ist er. Und die Deutung: Bei dem hellenischen Sarkophag ist der Tod ein Spiel, hier aber Furcht und Geheimnis.

Archibald kehrt nach Hause zurück. Er fühlt: der Feuerkern ist innen wieder zu Asche geworden. In der Ferne tauchen andere neue Linien auf: Sairme, die schöne N. . o. Wo ist Sairme oder wer ist N. . o? Soll er Sargis fragen? Das wäre nicht gut. Soll er wie nebenher Wamech fragen? In diesem Augenblick drängt es ihn dazu, aber Wamech ist seit zwei Tagen nach Hamadan. Archibald hat sich dem Palast Sipa-Salaris genähert, der außerhalb der Stadt in einem Park liegt. In diesem Palast ist jetzt das Krankenhaus des Städtebundes. An dem großen Tor sind die Krankenschwestern versammelt. Darunter Olga. Dort spielt ein kleiner Leierkastenmann, und ein grüner Papagei reicht den Schwestern Schicksalslose.

„Archi, Archi, weißt du, was mir der Papagei prophezeit hat?“

Olga geht auf Archibald zu.

Bei dem Rufe „Archi“ lärmte der Papagei und machte Anstalten als wolle er fortfliegen.

„Gugu, was hast du angerichtet? Halt! —“

Der kleine Mann hält den Papagei fest.

„Was hat er dir gesagt? . . .“ fragte Archibald Olga.

„Neben andern Dummheiten auch diese: es wartet deiner ein weiter Weg . . .“

„Wen erwartet kein weiter Weg?“

„Gewiß . . . Archi . . .“

Olga will etwas sagen, aber Gugu schreit auf und fängt wieder zu rufen an: Archi, Archi, Archi . . .

„Du siehst, er kennt dich . . .“, scherzt Olga heiter.

Archibald bewundert Gugu. Er muß sehr, sehr alt sein: die grüne Farbe ist gebleicht, die Krallen sind verkalkt, der Schnabel zerrieben und die Stimme heiser. Aber die Augen! Das sind nicht die Augen eines Vogels, nicht eines Papageis. Archibald erinnert sich nicht solche Augen je erblickt zu haben. Viele Zeiten haben

diese Augen gesehen, die Zeit ist in diesen Augen wie erloschen, in den Pupillen verschimmelt.

„Laß uns diesen Papagei kaufen . . .“, sagt Archibald zu Olga.

„Verkauft der Mann ihn denn?“ fragt die Schwester, eine Freundin Olgas.

„Warum nicht? . . .“

Olga lacht und fragt den kleinen Mann:

„Was kostet dein Papagei? . . .“

„Ich verkaufe Gugu nicht . . .“, sagt der kleine Mann und streichelt den Schwanz Gugus.

„Was verdient Gugu täglich? . . .“

„Wenig . . . fünf . . . zehn . . . fünfzehn Schahi . . .“

„Dreißig persische Thumane werde ich geben . . .“, hört man plötzlich die Stimme Archibalds.

Der kleine Mann ist starr: Dreißig Thumane! Das ist für ihn ein Vermögen. Aber wie kann er Gugu opfern? Vor zehn Jahren hatte er in Kirmanschah Gugu gesehen bei einem Kaufmann. Gugu tat es ihm an. Er hat Geld gesammelt, ihn gekauft. Seit Jahren ist Gugu sein verschwiegener Freund. Oft, wenn er allein bleibt mit Gugu, spricht er mit ihm und liebkost ihn. Er kennt alle seine Worte, Rufe und Gebärden. Aber dreißig Thumane! — Das ist doch ein ganzes Vermögen für ihn! Ha, möge Allah das Vermögen verfluchen! Der kleine Mann fühlt, daß ein plötzliches Glück nicht immer verlockend ist. Wenn er doch heute nicht ausgegangen wäre! Dreißig Thumane — denkt der kleine Mann.

„Vierzig Thuman . . .“, ruft Archibald.

Der kleine Mann kann nicht mehr. In seine Augen treten Tränen. Er sagt nichts. Er nimmt Gugu in die Hand, preßt ihn ans Herz und küßt ihn.

„Bitte, da . . . nur lassen Sie mich ihn von Zeit zu Zeit sehen . . .“

„Wie Sie wünschen . . . kommen Sie her und besuchen Sie ihn . . . ich wohne hier.“ Archibald zahlt ihm das Geld aus, aber der kleine Mann sieht das Geld gar nicht an. Er läßt den Kopf hängen und schaut ab und zu wie ein Verbrecher zu Gugu hinüber: Gugu ist still, er versteht nicht. Das Geld gleitet von selbst in die Tasche. Dann dreht sich der kleine Mann um, als ob er sich vor dem letzten

Blick fürchte. Gugu flattert und winselt leise, Archibald sieht auf die Seite und senkt den Kopf.

Die Schwestern gingen ins Krankenhaus. Archibald kehrte nach Hause zurück. Dort hing ein großer leerer Käfig, und Gugu wurde untergebracht. Allan knurrte. Bald sah er den Herrn an, bald Gugu. Gugu stieß fremde Worte aus, Allan verstand sie nicht. Hat ihn denn sein Herr verraten? Er sieht Archibald mit traurigem Auge an, springt hin und her und drängt sich um die Knie des Herrn. Der junge Mann versteht die Eifersucht der Dogge und streichelt das Tier. „Nein, mein Allan, wie könnte ich dich vergessen!“ Allan legt den Kopf auf die Knie des Freundes und knurrt fröhlich.

In der Dämmerung kam Olga reisefertig.

„Was gibt es?“ fragte Archibald verwundert.

„Ich habe eine Depesche bekommen . . . sie haben meinen Bruder nach Petersburg gebracht . . . von der Front . . . verwundet . . . ich fahre . . .“

„Geht morgen ein Dampfer von Engeli ab?“

„Der Dampfer geht am Donnerstag nachmittag ab . . .“

„Heute ist Dienstag . . . reise morgen . . .“

„Morgen kann ich kein Auto bekommen, morgen geht das Gepäck ab . . .“

„Heute? . . .“

„Heute ist ein Auto da . . . Es geht zufällig eins vom Roten Kreuz ab.“

„Wo ist das Auto?“

„Am Tor . . . es erwartet mich . . .“

„So plötzlich . . . so schnell . . .“


„Ich werde bald wieder zurückkehren . . .“

„Ich werde bis Engeli mitfahren.“

„Es ist leider kein Platz mehr frei . . .“

Durch Archibalds Herz zieht ein bohrender Schmerz. Olga ist zu unabhängig: in ihrer ganzen Gestalt liegt eine Leichtigkeit, als ob sie nur bis zur nächsten Station führe. Archibald verabschiedet sich stumm und begleitet sie bis zum Tor. Allan kläfft. „Also schnell“, ruft der Chauffeur. Olga steigt ein, und das Auto fährt ab.

„Ich werde bald wieder zurückkehren . . .“, ruft Olga.



Allan bellt, als ob Olgas liebes Wort ihm gelte. Archibald blieb allein. Gargis kommt nicht. Laba Labai ist nach Teheran gefahren. Wamech nach Hamadan. Olga wie weggeflogen, so plötzlich, so unerwartet. Archibald kann vor schweren Gedanken den Kopf nicht heben. Als ob sein Herz herausgerissen wäre und das herausgerissene Herz schlage leidend weiter. Der Papagei ist traurig. Nur von Zeit zu Zeit flattert er und schreit: „Archi, Archi.“ „Was denn noch?“ denkt Archibald. Allan nähert sich ihm und legt den Hals an die Knie des Freundes. Archibald brennt, aber das ist kein stilles und langsames Feuer: flammend ist es und schnell. Und plötzlich stürzt er hinaus, als ob ihn ein Bliß durchfahren hätte. Allan folgt ihm fröhlich. Archibald geht in die Garage des Roten Kreuzes und bestellt für morgen einen Platz in dem Gepäckauto bis Enzeli. Er wird sie einholen und noch einmal in Enzeli sehen — hofft Archibalds herausgerissenes Herz. Er kehrte nach Hause zurück. Die Nacht bringt keine Ruhe: weder dem Papagei, noch Allan, noch Archibald. Alle drei sind wie im Fieber.

Am andern Tage um 11 Uhr faust das Gepäckauto über die Hochebene von Bujnak.

Es ist merkwürdig: Wohin man auch in Persien geht, immer ist die Gegend ein unermessliches Becken, ringsum von Bergen umgeben. Überschreitet man irgendein Bergjoch, so kommt man wieder in ein ausgehöhltes Becken. Bujnak liegt auf dem höchsten Kamm des Elburs. Der Bergkamm von Bujnak ist merkwürdig: Hier ist der Rücken selbst wieder eine Hochfläche. Vom Rande schwebt man in ein flaches Becken hinein. Der ganze Bergkamm ist das Becken selbst, ein umgedrehtes Becken, dessen breiten Boden eine weite Steppe bildet. Archibald Mackasch denkt an den Berg Rücken von Sultanbulagh zurück. Aber Bujnak ist großartiger. Und die Luft: wie in den ersten Tagen der Welterschöpfung.

Die Station Juzbaschtschai blüht auf. Es folgt eine zweite und dritte. Das Auto beginnt launisch zu werden, dann hysterisch. Der Chauffeur hält an — der Motor ist beschädigt. Die Reparatur dauert einige Stunden. Archibald ist traurig: er wird sie nicht erreichen. Vielleicht fährt ein anderes Automobil vorbei? Aber wann? „Ich kann sie nicht erreichen, ich werde sie nicht sehen.“ Sein Herz

pocht wieder, wird wieder aufgewühlt. Allan umkreist den Freund. Der Freund streichelt ihm den Kopf und wird selber ruhiger.

Ringsum Risse und Spalten. Über einem Abhang schweben die Köpfe von Schimären wie vom Winde wogende Ähren. Kamele sind es — es muß eine Karawane sein. Wenn die Karawane nach Mendischil geht, will Archibald ihr folgen. Mendischil erreichen sie noch diese Nacht. Dort kann man gelegentlich ein Auto bekommen. Dann würde er am Morgen nach Engeli fahren. Noch andere Mitreisende teilen Archibalds Absicht.

„Gut“, sagt ein Russe.

„Gut“, bestätigt ein Jude.

Auch andere sind einverstanden und gesellen sich zu der Karawane.

Dzin, dzin, don, don, gaun, gaun.

Durch die Felsen zieht die Karawane. An hundert Kamele: große, kleinere, einhöckerige, zweihöckerige. Alle beladen. Hie und da auch Esel — beladen. Die Begleiter erscheinen wie Zwerge. Kamele und Esel haben Glöcklein an ihren Hälsen hängen: große, mittlere, kleine aus Metall, aus Holz — allerlei. Manche sind so groß, daß sie die Last empfindlich erschweren. Dzin, dzin, don, don, gaun, gaun.

Durch die Felsen schlängelt sich die Karawane. In dem hauchlosen Raum ertönt das Klingeln der Glöcklein gleich einer nomadischen Symphonie. Den schlaffen Schritt ihrer weichen und traurigen Füße regeln die Kamele nach dem Klang der Glocken. Auch die Köpfe verändern ihre Haltung danach. Alle bewegen sich wie ein Körper. Als ob die Karawane ein Riesentwurm wäre, mit verblichenem Körper. Das Tönen der großen Glocken erleichtert der Karawane die Last. Hier ist Rhythmus. Ein Stolpern — ein Fehltritt — ein seitwärts Schwanken — und die Glocke fällt aus dem Ton. Das Kamel fühlt den Mißklang im gemeinsamen Reigen und verbessert unwillkürlich sofort seinen Fehler.

Dzin, dzin, don, don, gaun, gaun.

In den Felsen hat sich der Riesentwurm ausgedeckt: die Karawane schlängelt sich dahin. Die Wirbel des Wurmes sind farbenreich: manche rötlich, manche braun, manche gelblich, manche weißlich, manche aschgrau. Aber am häufigsten die Farbe der verblichenen

Nelke. Die Köpfe folgen einander als wären sie Schimären: die Körper bleiben gleichsam zurück. Die Schimären blicken mit den Augen von Menschen. In den Augen Stolz und zugleich unsagbarer Kummer, auch schäumende Lüsterheit. Die Bewegung des Körpers: hochmütig — sonnenhaft — sonnengesleckt. Die Karawane schlängelt sich dahin. Der Riesenwurm ist jetzt in eine Riesenschlange verwandelt. Sie windet sich in den Felsen. War es die Wollust der Wüste, die dies sonderbare Tier gebar — diesen Bastard aus Tier und Vogel? Aber warum ist dieser Bastard so anziehend und anmutig? Er ist wie ein Mensch, bestraft durch den häßlichen Körper dieses Vogel-Tieres. Die ganze Wüste findet sich hier wieder: ihr Blick in die Weite — ihr Kummer — ihr Schlummer. Iran ist hier. Sein Atem.


Dzin, dzin, don, don, gaun, gaun.

Links und rechts Felsen: wie zerschlagene Rippen eines prähistorischen Mammuts. Manche steil, manche schräg, ausgestreckt oder ausgenölbt. Ärolithen, Monolithen. Nackte Gespenster: von Pyramiden — Höhlen — Sarkophagen. Ausschweifung der Phantasie eines Pharaos, oder Zerbröckeln der glimmenden Sonne und ihre Versteinerung. Und Farben — Farben . . . Archibald Mackay erinnert sich des Blickes von dem Bergücken von Sultanbulagh, denkt an das Wort von Laba Labai: „Hier ist Adams Auge vomöten.“ Bloß um Adams Auge willen haben sich diese Felsen aufgeredt? Herrliches Bild: Irisblatt, Nußbaumblatt, Alpenrose, Farnkraut, Nelke, Kirsche, Henna, Bronze, Eisen, Schiefer, Kiesel, Honig, Moos, Rosenstrauch, Schlange und der sagenhafte Zauberstein, Chwitho genannt, Laubfrosch — alle Gewächse und Reptilien — mit Farben und Schattierungen. Selbst die Farben ergießen sich teils stromweise in den Felsbasalten, teils breiten sie sich als Brokat über Steigungen, Neigungen oder Abhänge aus, manche als Regenbogenstreifen zwischen Felsrändern und Falten sich spannend. Das erfahrene Auge kann sogar ein Zusammenspiel von Tieren, Vögeln, Pflanzen, Metallen sehen, wie es weder die Biologie, noch die Botanik, noch die Geologie kennt. Mit einem Blick sieht man: Moos und Nelke wetteifern miteinander. Die Nelke siegt. Mit einem andern Blick: Schiefer und Chwitho wetteifern miteinander. Chwitho siegt. Zuletzt unzählige Laubfrösche, wie von Schwänzen bunter

Pfauen hin und hergeworfen. Oder der schimmernde Körper des Drachen mit Kornelkirschflecken, und alles zusammen gleichsam Flammen der Sonne, in Edelgestein abgeklärt.

Archibald Mackasch denkt: Kein europäischer Maler hat je von solchen Farben geträumt. Hier versteht man, was den persischen Teppich oder die persische Miniatur geschaffen hat.

Die Karawane stockt einen Augenblick. Dann schlängelt sie sich weiter. Archibald Mackasch wendet seinen Blick von den Felsen ab. Als ob er etwas höre: den wirklichen Stillstand der Sonne. Die Vision im Erstarren des großen Nachmittags. So eine Stille unterbricht Pan gern, der mit Schreien durch die Luft eilt. Pan und die Furcht vor Pan. Hier verdoppelt sich die Wirklichkeit. Verdoppelt sich auch ihr Beschauer. Die Zeit bleibt stehen. Nur die Vergangenheit ist da. Die Gegenwart schwindet. Die Zukunft blüht ab und zu gleich einem Gedanken auf, und der wie eine Erinnerung an das Geträumte. Archibald Mackasch taucht in den von der Sonne umhüllten Kreis ein. Alles Sichtbare ist nur der Schatten des Vergangenen, glühendes Brandmal des Gewesenen oder Vergangenen. Hier ist es, als ob nichts da wäre. Hier ist alles nur Erinnerung an das Gewesene. Hier ist das Gewesene selbst: alte Ereignisse, weit in die Vergangenheit gerückt. Kein Erdenfleck in Europa kann soviel Spuren von ihm aufweisen. Gleich Astralschatten gehen hier die größten Ereignisse der Geschichte um. Astralschatten mit niedergeschlagenen Blicken und umnebelten Augen — grimmig und den Blick nach innen gewandt. Das sind Irans nackte Felsen. Archibald Mackasch taucht unter in den in der Sonne erstarrten Raum. Aber, was ist das? Sein Reisegefährte, ein Jude in den Fünzigern, abseits stehengeblieben, singt den Felsen etwas zu — oder murmelt er? So pflegt der galizische Jude zu singen in dem im Sonnenschein schimmernden Staub. Archibald, eben noch in die Sonnensfülle versunken, taucht wieder auf. Hört zu. Was singt der Mann? Oder was weint er? Der Jude ruft etwas herbei — oder erinnert sich? Er ruft das gelobte Land herbei. Er erinnert sich der alten Heimat. Sehnsucht nach dem Unbekannten. Seufzen nach dem Unausprechlichen. Archibald gibt sich Erinnerungen hin. Diese Karawane scheint die ewig gleiche zu sein: die ur-



alte. So wanderten früher die Stämme der Hebräer: zwischen dem Roten Meer und dem Persischen Golf, zwischen Palästina und dem Euphrat. Das Volk ohne Lüre — ohne Dach — ohne Bett. Statt der Häuser Zelte, statt der Betten Sand. Zum Wandern Kamele und Esel. Volk, von einem fremden Feuer angefaßt ruhelos, unseßhaft. Im Land nicht verwurzelt, oder unfähig, sich dem Boden anzupassen. Des Volkes geheimer Name: Ibrim — jenseits werdend. Es sehnt sich danach, „dort“ zu sein. Es strebt „dorthin“. Aber sobald es das Jenseits erreicht, taucht sofort ein neues Land als Jenseits auf. Dieses Volk, das immer neues und neues Land begehrt, immer andere und fremde Wege geht. Sein innigster Wunsch: überall sein. Bald vor den Abgöttern des Moloch zu Boden gestreckt. Bald in den babylonischen Orgien schwelgend. Bald von den moabitischen Weibern trunken, von ihren glühenden starren Augen und heißen schwarzen Körpern. Aber weder die Abgötter des Moloch, noch die babylonischen Orgien, noch die moabitischen Kurtisanen — kein Wesen, kein Ding war imstande, dies sonderbare Volk an eine Stelle zu fesseln. Es sah immer nach der Wüste hin. Als ob die Wüste mit ihrem fremden Hauch Ibrim anzöge: wo nur der Sand den Durst stillen kann. Dieses Volk, unenträtselt, von Feuer gebrannt, wandert mit der Karawane. Wohin? Um das Ersehnte zu erblicken?

Archibald MacAsch folgt der Karawane. Auch der Hebräer, der jemand zu rufen scheint. Ist es nicht die Karawane? Die ewig alte? Wiederum dieselbe Sehnsucht nach dem Unbekannten. Wiederum dasselbe Seufzen nach dem Unausprechlichen. Die Karawane schlängelt sich weiter. Was will sie schauen? Archibald MacAsch sieht: Medien, zwischen dem elamischen Golf und der arabischen Wüste ausgebreitet; in der Ferne: der Berg Sinai, finster zwischen dem Roten Meer und der Wüste aufgetürmt; Zufluchtsort für des Landes verwiesene, ewig irrende Flüchtlinge; auf der Bergeshöhe ein Osiris-Tempel. Im Tempel hört man „Ellohim“. Araber — Semiter — Hebräer — schwarze Stämme. Alle gehen hin zum Opfer, zum Gebet.

Archibald MacAsch folgt der Karawane. Neben ihm der Jude, kummererfüllt; er murmelt noch. Die Hitze — die Sonne — die Luft —


alles geht ganz in Erinnerung über — in die Erinnerung an das Geträumte:

Man sieht den Osiris-Tempel. Im Tempel ein Priester — Japhor. Er kennt die Geheimnisse der Nilebene oder der Iranischen Hochebene. Zu ihm kommen sie alle: Lybier — Araber — Semiten.

Die Karawane vor ihm zieht, endlos, gleichmäßig. Was zeigt sich dem Träumenden? —

Vor Japhor dem Priester steht ein fremder Jüngling. Der Greis fragt: wer bist du? Der Jüngling nennt die Namen Osiris und Elshim zugleich. Der Äthiopier staunt. Ägypter ist der Jüngling. Der Greis Japhor betrachtet ihn: der Körper mittelgroß. Die Stirn — die des Widders, die Augen — die des Adlers, mit unruhigem Funken: unbeweglich und durchbohrend, schwarz wie die schwarze Schlange im Flußbett des schwarzen Flusses. Das Gesicht ruhig, aber in Gedanken versunken. Der Greis Japhor erkennt ihn: es ist jener Jüngling, der im Tempel immer abseits steht. Man nennt ihn den Schweigsamen. Man fragt ihn. Der Jüngling spricht. Er stottert — sucht er nach Worten? Er spricht weiter, stottert wieder. Fürchtet er seine Gedanken zu verraten? Plötzlich bricht der Jüngling im Sprechen ab, blickt seitwärts, sieht die Dinge nicht an, blickt über die Dinge hin, oder durchbohrt sie mit seinem Blick und schaut hindurch. Er steht gespannt. Auf einmal blickt er sich um und spricht ein seltsames Wort aus, einen seltsamen Namen. Das Wort oder der Name ist ein Blitzschlag, der den Baumstamm niederbrennt. Auch sein Gesicht ist jetzt ein Stück des Blitzes. Er sieht nicht danach aus, als ob es ihm um Arbeit zu tun sei. Aber, nimmt er sich einer Sache an, so ist kein Wesen, kein Ding imstande, ihn aufzuhalten. Da sind zusammengepresste Lippen. Da wird der Willensbogen gespannt. Man sieht die breite Stirn. Man liest das Zeichen des Schicksals: Feuer. Des Jünglings Name ist Hofarsip.

Der Jude neben Archibald murmelt. Spricht er den Namen aus? Archibald sieht den Juden an. Die Karawane zieht, sich wiegend, weiter. Der Hebräer murmelt und betrachtet die nie angebrannten Felsenränder. Archibald Mackasch sieht den Juden immerfort an. Ha! Das ist Japhors Stirn. Die eiserne polierte Stirn des Äthiopiens. Vor Japhor — Hofarsip. Erzählt er etwas?



Memphis Tempel. Im Tempel Hofarsip. Der Jüngling bereitet sich zur Einweihung vor. Ein seltsamer Jüngling. Alle fürchten ihn, auch die Priester. Selbst die Frauen fürchten den Jüngling. Wenn sie ihm begegnen — so erleichen sie: als ob das Weib in ihnen aufgewühlt würde. Ramses der Zweite verdächtigt ihn: will dieser hochmütige Jüngling etwa den Thron besteigen? Der Jüngling begehrt nicht den Thron: weder den des Königs noch einen andern. Aber die fürstliche Mutter — oder vielmehr Stiefmutter — begehrt für ihn den Pharaonenthron:

„Sieh dieses Land an: die Tempel, die Obeliskten, die Pyramiden, den Nil, das Delta, Memphis: alles wird dein sein, wenn . . .“

Der Jüngling runzelt die Stirn: er kann zornig werden. Aber er steht vor seiner Mutter oder Stiefmutter. Eine Handvoll Sand nimmt er und verstreut ihn durch die Finger. Das Wort ist hart — die Stimme noch mehr:

„Nicht soviel will ich den Thron . . .“

„Du verwirfst den Glauben deiner Ahnen . . .“

„Niemals . . .“

„Was willst du denn?!“

„Die Pyramide ist unbeweglich . . . Sie muß bewegt werden . . .“

Die Karawane schwenkt und steigt abwärts. Archibald Mackasch betrachtet die Felsen, nein, die Pyramiden: Wer vermag es, diese nackten Giganten in Bewegung zu setzen? Wer ist dieser Wahnsinnige, der es fordert?

Der Jüngling ist Flamme. Aber er steht vor seiner Mutter oder Stiefmutter. Er fällt auf die Knie. Bittet er um Segen oder um Freiheit? Die Mutter oder Stiefmutter reißt von ihrer Stirn die Lotosblume und reicht sie ihm. Der Jüngling neigt sich zur Blume, atmet ihren Duft ein. Seine Rüstern sind die des Wildes. Die Mutter geht. Das Geheimnis ihres Sohnes erfährt sie nicht. Der Sohn richtet seinen Widderkopf auf.

Die Karawane schlängelt sich weiter. Der Hebräer speit fremde Worte aus. Mackasch geht im Schatten der Steine. In den Felsen — Höhlen, nein, er ist in Memphis Tempel!

Der Jüngling bemüht sich um das Geheimnis des Hermes. Ein Wollen, ein Dürsten. Die Seele wird eisern, der Wille steinern, der

Charakter wird gemeißelt, der Verstand weitet sich, kennt keine Grenzen. Die Priester fürchten den Jüngling. Unmöglich ist es, ihn zu beugen oder zu biegen. Ihn zu brechen, hat keiner die Kraft. Auch der große Priester fürchtet ihn, der Nebra.

„Was ist das letzte Ziel deiner Wünsche?“

„Das hier . . .“

Der Jüngling schlägt mit der Hand an die Schatulle, in der Memphis höchstes Buch der Geheimnisse liegt. Es zu lesen, ist nur dem Oberpriester erlaubt.

„Willst du Oberpriester werden?“

„Ich will nur wissen, was hier geschrieben steht . . .“

„Außer dem obersten Priester darf keiner dies Wissen empfangen.“

„Osiris fragt niemand, wem er das Wissen zuteil werden läßt.“

Der Jüngling ist felsenfest. Der Oberpriester schwankt.

Maakasch blickt wieder nach den Felsen hinauf. Was kann sie sprengen? Der Hebräer speit hebräische Worte aus. Die Köpfe der Chimären lösen sich auf in dem von den Dunststreifen der Sonne durchzogenen Raum. In Archibald träumt es weiter:

Der Oberpriester fürchtet den Jüngling; der Pharao fürchtet ihn. Sie beschließen: der Jüngling bleibe als Schreiber im Tempel — der Schreiber kann den Thron nicht besteigen. Der junge Schreiber ist Obergewermeister über die Arbeiten. Der Pharao will die Festungen Pelusim und Heliopolis vereinigen. Unzähliges Volk arbeitet. Hebräer arbeiten da. Sie verstehen sich gut auf Steinmetzarbeiten. Aber an Gehorsam sind sie nicht gewöhnt. Der Jüngling sieht: der ägyptische Aufseher schlägt einen schutzlosen Hebräer. Der Jüngling ist nur Wahrheit und manchmal Wut. Er stürzt hin und schlägt den Ägypter tot. Vor dem Horn der Verfolger flüchtet und flüchtet er, weit — weit in wüste Gebirge.

Die Felsen runzeln sich oder recken sich. Der Hebräer murmelt: erwähnt er den Namen des Jünglings? Maakasch sieht den Hebräer an; der blickt auf den angekohlten Felsenrand. Ha, Japhors Stirn ist das, des Äthiopiens eiserne polierte Stirn. Vor dem Äthiopier steht wieder der Jüngling gesenkten Hauptes.

„Was begehrst du, Jüngling?“

„Ich will gepeinigt werden . . .“

Der Äthiopier aber weiß etwas. Er sieht den Jüngling bohrend an.

„Was ist dein Begehren, Jüngling?“

„Osiris zu schauen . . .“

Der Äthiopier weiß: der Mörder — besonders ein dem Tempel Geweihter — kann Osiris nicht schauen. Ja, er könnte ihn schauen, aber nur, wenn der Ermordete ihm vergibt. Aber wie den Weg zu ihm finden? Der Mörder muß an sich selber den Mord erleben, muß sich von seinem Körper trennen, den Ermordeten schauen, ihn um Vergebung bitten.

„Bist du bereit, Jüngling?“

„Ich bin bereit . . .“

Maakasch ist es, als ob die Sonne in den Felsen stehengeblieben wäre. Was kann sie aufhalten? Was kann ihr Widerstand leisten? Der Jude murmelt nicht mehr. Die Karawane scheint für einen Augenblick stehenzubleiben. Erwartet sie etwas Außergewöhnliches?

„Bist du bereit, Jüngling?“

„Ich bin bereit . . .“

Strengstes Fasten, Beherrschung der Seele, Spannung des Willens. Fürchterliches und alles überwindendes Wollen. Der Äthiopier versenkt den Jüngling in den Tempelschlaf. Er legt ihn in das Gewölbe des Tempels. Es vergehen ein, zwei, drei Tage, vergeht eine ganze Woche. In hundert Fällen erwacht vielleicht einer. Aber der Jüngling ist ein Überwinder selbst der dunklen Mächte. Nach zehn Tagen steht er auf.

Die Sonne schreitet wieder durch den Himmelraum, sieht Maakasch. Der Jude atmet frei. Die Karawane zieht weiter, erleichtert. Die Felsenleiber freuen sich.

Aus dem Dunkel des Tempelgewölbes tritt der Jüngling, verfohnt, sieht sich um: dahinten ist Ägypten. Ach, wie weit. Hat sich ein Berggrutsch dazwischen gelegt? Anderes Land — andere Welt.

Der Hebräer neben Archibald ruft laut: Moses! Moses! Wen ruft er? Ist er wahnsinnig geworden? Moses — ist der hebräische Name Hofarsips.

Archibald Maakasch ist es plötzlich klar, warum Moses von Trubaf Trubafidse geliebt wurde. Jetzt lebt er in seinen Ahnen und sieht: die Erscheinung auf dem Berg Sinai — die Wanderung durch die

Wüste — den Jähzorn und den Sturz der Befehlstafeln — die Be-
zwingung des trotzig und eigensinnigen Volkes — den Fluch Israels
— die letzte Vereinsamung des Menschen. Er fühlt die Bitterkeit,
daß er stirbt, ohne Kanaan gesehen zu haben. Und vor ihm erwächst
der königliche Mensch, dessen Jähzorn in diesen nackten Felsen sich
nur mit der sengenden Wut der Sonne messen kann.

Archibald MacKasch sieht Licht in diesem Wirtswart. Er sieht die
glühenden Felsen. Die Karawane schlängelt sich in den gewundenen
Schluchten. So eine Karawane zog dort, bei dem finsternen Greise.
In solchen Felsen brannte der feurige Busch, vor dem der Jude
auf sein Anklöß stürzte. Vielleicht ist diese Karawane ein Stück von
jener Karawane. Die Felsen sind aufgefürmt wie die Mondschatten
und starren von innen heraus, grimmig. Erinnern sie sich des Ge-
wesenen oder des Geträumten? Wahrscheinlich: deshalb sind sie so
schwer und starr. Die Erinnerung an das weit Zurückliegende
ist Stein geworden. Vielleicht wanderte früher in Kleinasien mit einer
solchen Karawane das alte Geschlecht Trubakidse. Vielleicht ist die Kara-
wane ein Stück davon? Und wenn kein Stück davon — so doch die
Fortsetzung in schleppender Langsamkeit — Erinnerung — brennende
Vision! Und in diesen Felsen, in diesen Schluchten, in diesen Ab-
gründen, in diesen Wegen, in diesen Karawanen, in diesen Völkern,
in diesem Jähzorn und Hinstürzen steht ein Gesicht: zusammen-
gezogen und finster, gleich dem vom Bliß gebrannten Baum oder
Stein, streng und wahrhaft: der Jüngling Hofarsip.

Sechs Kilo wiegt das Herz des arabischen Pferdes. Was kann
dem Schlag dieses Herzens gleichen? MacKaschs Herz schlägt wie
das des arabischen Pferdes. Aber was ist das Herz des arabischen
Pferdes im Vergleich zu dem Herzen Hofarsips? Einfaches Fleisch:
wenn auch sechs Kilo schwer. Was ist im Vergleich zu diesem Her-
zen MacKaschs Herz? Der Schmerz der Ameise. Was ist selbst Olga?
Selbst Wamech? Selbst Laba Labai? Das Nichts. Ja: das Nichts.
Archibald dringen die Tränen ins Auge: daß im Weltall so einer
war. Was ist die Einsamkeit eines von Adams Kindern im Vergleich
zu Hofarsips Einsamkeit? Nichts. Großer Trubakidse, du hast recht.
Heute habe ich das Leben empfunden. MacKaschs Herz ist erweicht.
Das spürt die Karawane.

Dzin, dzin, don, don, gaun, gaun.

Das Klingen der Blocken hört allmählich auf. Der Weg führt am Fuß der Felsen vorbei. Der Fels wirft einen Riesenschatten. Die Karawane ruht im Schatten. Daneben ein Fluß, beinahe ausgetrocknet. Hat ihn ein Drache ausgeschlürft? Hier und da eine Wasserpfütze, gleich einem trüben Quell, gleich dem Auge, das dem Erlöschen entgegensteht. Drüben abermals Giganten: dickbäuchige Leviathane von Felsen, befriedigt und dennoch schläfrig, von der Begierde erschöpft und von der Wollust ermüdet, ausgestreckt und gekrümmt gleich dem Rückgrat des riesigen Mammuts. Rasende Goliathe, miteinander ringend — einer bezwingt den andern nicht — und in diesem endlosen Ringen versteinern sie sich, ineinander verflochten, mit Armen, mit Köpfen, mit Beinen. Nachmittag. Wahrscheinlich ist der bockfüßige Pan vorübergelaufen. Die Sonne erweicht alles, die grausame. Auch die Farben bleichen allmählich. Das Moos wetteifert mit der Nelke. Jetzt siegt das Moos. Der Schiefer streitet mit Ehwittho. Jetzt siegt der Schiefer. Das rote Luch wird schlaff. Es summt keine Fliege. Es rauscht kein Blatt. Die Kamele legen sich nieder, ihre Begleiter folgen ihnen. Die Augen der Kamele und der Menschen prüfen einander. Die Augen der Menschen fürchten sich, in den Augen der Kamele Schmerz oder Jorn zu erblicken. Sie sind zärtlich und streicheln sie mit der Hand. Nicht das leiseste Geräusch. Kein lautes Wort. Die Körper der Kamele, aneinandergereiht, bilden die Fortsetzung der Steine und der Felsen. Der große Wurm ist jetzt wie jener Stein mit zerschlagenem Rückgrat, über den Steinen die Köpfe der Chimären aneinandergereiht. Die Köpfe blicken mit Menschenaugen: sehend wie die Steine — so von weit, weit her. Die Köpfe nicken. Leises Geräusch. Die Köpfe rühren sich — wie im Wasser schwimmende Halme. Alle sind wohltauf. Nur, was ist mit dem einen?! Ein mittelgroßer Perser, der Kopf glatt rasiert und die Augen aus der Tiefe blickend, geht zu dem Kamel. Das Kamel ist braun. Warum sieht es seinen Herrn nicht an?! Ist es von der Sonne gesengt und gelähmt? Nein: seine Augen sind schleimig, es weint vielleicht oder hat Schmerzen.

„Behan!“

Der Perser streichelt ihm den Kopf mit der Hand. Seine Hand ist Zärtlichkeit. Sanft blickt das Kamel ihn an. In den Augen: Wehmut.

„Bechan! Tut dir etwas weh?“

Bechan wendet den Kopf ab, er will vielleicht seine Tränen nicht zeigen. Nebenan ein pferdegroßer Esel. Springt auf, trampelt und fröstelt, als ob er eben aus dem Wasser herausgekommen wäre. Das ist das Zeichen des Todes. Der Perser sieht ihn an, und seine Gedanken durchbohrt etwas Scharfes und Bitteres: hat der Langohrige den Tod gesehen?

„Bechan!“

Das Kamel schaut seinen Herrn an, in den Augen wiederum Wehmut. Aber es mischt sich etwas darein: es will vielleicht dem Herrn Hoffnung geben. Dann senkt es traurig den Kopf. Nicht das leiseste Geräusch. Keine Fliege summt. Kein Blatt rauscht. Ab und zu bellt Allan. Weit hin erschallt sein Bellen, verliert sich in der Schlucht. Die Kamele bewegen sich, als ob sie aufstehen wollten. Ist das nicht eine bekannte Stimme? In den nackten Felsen Persiens erschallt des Löwen Gebrüll, und das Donnern des Gebrülles hallt wider in den offenen Klüften. Ist das seine Stimme? Nein: Die Kamele legen die Köpfe aneinander wie wogende Ähren . . . So sucht eine Schafherde Kühlung unter dem Schatten der Eschen auf der Flussinsel beim Erstarren der Sonne. Die Augen scheinen etwas zu fürchten. Vielleicht wittert die Herde das Gespenst eines Adlers oder Habichts? Nein, hier ist andere Furcht . . . Am Fuß der Felsen haben die Kamele sich niedergelegt. Aus der Tiefe des Schattens schauen die Augen der Chimären auf die Felsen. Fürchten auch die Chimären etwas?! Nein, das ist andere Furcht. Ein Perser – sein Gesicht ist Nirwana – betrachtet etwas. Was betrachtet er? Nichts. Vielleicht lauscht er? Da ist doch kein Geräusch?! Dennoch lauscht er . . . Archibalds Reisegefährten, der Hebräer und der Russe, unterhalten sich miteinander mit gedämpfter Stimme. Archibald steht abseits.

„Was für ein Schweigen.“

„Furchtbare Stille . . .“

Pause.



„Wenn hier plötzlich ein Orchester zu spielen anfing.“

„Was wäre das!“

„Fünftausend Violinen . . . dreitausend Cellos . . . Orchester von zehntausend Mann . . .“

„Und Beethovens ‚Neunte‘ spielte . . .“

„Oder etwas von Bach . . .“

„Was wäre das?!“

„Ein Wunder . . .“

Mačasch mit leiser Stimme:

„Das ist doch Musik hier . . .“

Der Hebräer und der Russe schweigen. Und Mačasch flüsternd:

„Das ist Sphärenmusik . . .“

Der Hebräer und der Russe sehen verwundert auf. Mačasch jekt für sich:

„Das ist viel mehr . . . diese Musik . . .“

Der Hebräer und der Russe halten den Atem an. Sie blicken zu dem Perser hin. Der Perser betet: mit dem ganzen Körper.

Nitwana ist zerrissen. Mačasch sagt zu den Reisegefährten:

„Er hört zu . . .“

„Wem? Wem?“ fragen die Augen des Russen und des Hebräers.

„Dem Ewigen . . .“

Der Hebräer und der Russe horchen auf etwas.

Von der Spitze des Felsens stürzt Sand herab. Ist vielleicht eine Eidechse vorbeigelaufen? Wie Eidechsen gleitet der Sand herunter auf die tausendäugigen Steinchen. Rascheln, wie durch ein Nadelöhr. Die Chimären blicken um. Ihre Augen fürchten nichts mehr. Etwas ist zerbrochen — oder ist geboren. Der Perser wacht aus seinem Halbschlummer auf. Mačasch spricht für sich:

„Der Augenblick ist geboren . . .“

Der Hebräer und der Russe schweigen.

„Nein: er löste sich vom Ewigen.“

Ganz erklängt Archibalds Stimme:

„Das Augenblinzeln . . . des Ewigen . . .“

Dzin, dzin, dzin. — Don, don, don, gaun, gaun, gaun. Wieder die Karawane. Wieder der Weg, wieder die Felsen. Der mittelgroße Perser schreitet neben Bechan einher. Er wendet den Blick

nicht von ihm ab. Dem Kamel ist die Last zu schwer. Ein anderer Perfer kommt.

„Was hat er?“

„Er ist schwach . . . die Last vielleicht zu schwer . . .“

„Vielleicht . . .“

Das Kamel wird angehalten. Der Reigen der Karawane ist gestört: als ob ein Wirbel dem Rückgrat der Karawane entnommen wäre. Dem Kamel wird die Last erleichtert. Bechan nimmt wieder teil am Reigen. Aber die Trauer verläßt seine feuchten Augen nicht. Es kommt ein dritter Perfer.

„Was hat er?“

„Ob er krank ist? . . .“

„Vielleicht . . .“

Man hält an. Der Reigen stockt. Man nimmt ihm gänzlich die Last ab und belastet damit andere. Ohne Last folgt Bechan der Karawane. Dennoch schlottern ihm die Knie. Ein vierter Perfer kommt.

„Ob wir ihn beschwören sollten?“

„Wollen wir es versuchen . . .“

Der Perfer mit dem rötlichen Bart läßt das Kamel niederknien. Vorsichtig zieht er seinen Kopf zu sich. Flüstert ihm fremde Worte ins Ohr. Aber Bechan hört nicht. Ein fünfter Perfer kommt. In einem Horn bringt er Wasser, reicht es ihm. Bechan trinkt ein wenig, wendet den Kopf ab: als schmecke ihm das Wasser nicht. Seine Blicke sind seitwärts gerichtet.

„Bechan!“

Bechan kann nicht mehr aufstehen.

„Bechan!“

Bechan, auf den Knien — fällt zu Boden.

„Er kann nicht mehr.“

„Er kann nicht mehr.“

„Er kann nicht mehr.“

Die Karawane setzt sich in Bewegung. Mit Tränen in den Augen nimmt jemand Abschied von Bechan.

Dzin, dzin, dzin, don, don, gaun, gaun.

Die Karawane setzt ihren Weg fort. So ist die Welt. Der eine bleibt zurück, niedergeknickt, der andere geht seines Weges.

Aber was soll der Zurückgebliebene tun? Sich verlieren, verschwinden? Dzin, don, gaun.

Was für ein Ton dringt da in die Stimmen der Glocken hinein? Die Karawane hält an. Die Köpfe der Kamele — der Chimären neigen sich, blicken zurück. In den Augen: zusammengepreßte Wehmut. Hinten — Bechans Heulen, des zurückgebliebenen Bechan, des verlassenen Bechan, des zusammengebrochenen Bechan. Heulen — grauenshaft. Das Kamel folgt der Karawane. Aber die Füße brechen ihm zusammen. Der mittelgroße Perser eilt zu dem Kamel zurück.

„Bechan! Bechan!“

Bechan weint nicht. Der Perser ist es, der weint. Bechan heult und stöhnt. Archibald nähert sich dem Perser. Der Perser schlägt seine Arme dem Kamel um den Hals.

„Bechan! Bechan! Bechan!“

Einmal noch rafft sich Bechan auf. Macht ein paar Schritte. Sinkt dann wieder hin, wie niedergemäht.

„Bechan! Bechan! Bechan!“

Bechan heult nicht mehr. Bechan stöhnt nicht mehr. Auch weint er nicht. Bechan blickt mit den Augen . . . Oh! diese Augen: um das Leben flehend, um ein wenig Leben, um eine Handvoll Leben . . .

„Bechan!“

Die Augen schauen den Perser liebevoll an. Aber was ist dieser Liebe beigemischt? Nicht Liebe, ein Tropfen Nichtliebe, der in den sterbenden Augen aufblitzt, da er sieht, daß er selber stirbt und daß der andere am Leben bleibt. Im Gehirn des Persers sticht es.

„Bechan!“

Die Augen flehen nicht mehr um Leben.

„Bechan!“

Der Kopf neigt sich und fällt schwerfällig auf den Stein.

„Bechan! Bechan!“


Bechan bewegt sich nicht mehr. Der Perser weint. Archibald unterdrückt einen Schrei. Borne: Dzin, dzin, don, don, gaun, gaun. Die Karawane zieht weiter . . .

Es war schon Nacht, als Mackasch Mendchil erreichte. Er fragte nach einem Auto nach Enzeli. Es stand keins zur Verfügung. Müde, erschlagen und erschöpft warf er sich aufs Lager, wie eine abgemähte

Ähre, und schlief ein. Am andern Morgen stand er früh auf und fragte nach dem Auto. Auch jetzt steht noch keins zur Verfügung.

„Ich kann sie nicht mehr erreichen, ich kann sie nicht sehen,“ bedrängte der Kummer Archibald. Er ging hinaus in die Umgebung von Mendchil. „Mendchil“ bedeutet „Reich der Winde“. Warum geht kein Wind? Der Wind ist verwirrend, Stimmung zerstörend. Aber in der startmachenden Sonne kann man den Wind erwünschen, dachte Archibald. Die Sonne ist allmählich böse geworden, wie ein blutdürstiger Drache. Der Atem des Horizontes war beklemmend, alles glühte. Eine schreckliche Stille sank herab: des großen Mittags, des nackten Mittags Stille. Wer sagt, daß die Nacht schrecklicher ist? Der Tag ist schrecklich, der große nackte Mittag. Das hat der Orient gefühlt: nur zur Zeit des großen Mittags wird der Tod geboren. Das hat Hellas gefühlt: nur zur Zeit des großen Mittags wird der hochfüßige Gott geboren, der plötzlich dahineilt und einen Augenblick die Stille unterbricht. Wer das Getrampel des Pan hört, der erscheint sich selbst als Doppelgänger, der sein Urbild sucht. Die Furcht vor dem Pan, welche mehr ist als jede andere Furcht, der Orient hat sie gekannt. Die Furcht vor dem Pan — Archibald hatte sie gestern zum erstenmal erlebt. Der arme Bechan, der verlassene Bechan, der aufgegebene Bechan. Die Augen, Augen, Augen: Bettler des Lebens, Bettler um eine Handvoll Leben. Aber auch die Handvoll Leben ist nicht da, und die Augen schließen sich für immer. Archibald hat zum erstenmal in Hamadan den Tod gesehen, gestern aber hat er dem Tod die Hand gereicht, hat er ihn körperlich gefühlt. Das ist das Los aller, und es gibt einen Augenblick, in dem man dieses Los vorausfühlt, fühlt mit dem Blut, dem Fleisch und den Knochen. Und dieser Augenblick ist der große Mittag, der große Mittag des Orients. Bechan stirbt — die Karawane setzt ihren Weg fort. Der Jüngling Hosarsip-Moses führt Israel zum äußersten Ende des gelobten Landes und stirbt selbst an der Schwelle, ohne es gesehen zu haben. In den Felsen stirbt der gefallene Bechan. Vielleicht ist Bechan Hosarsips Herz. Aller Herz in seinen letzten Schlägen ist seines: In Archibalds Herz stirbt Bechan. In Archibalds Herz ist der Tod.

„Er kann sie nicht mehr erreichen, nicht sehen.“



Dies „Jetzt“ kann er nicht erreichen, dies „Jetzt“ kann er nicht sehen. Aber wird nicht der Augenblick kommen, in dem er Olga nie mehr erreicht, niemals wieder sieht? In Archibalds Herz stirbt etwas — Stirbt nicht das Herz selbst? Wenn jetzt der hochfüßige Gott vorbeieilte! Archibald fürchtet sich.

Plötzlich wurde der Lärm eines Autos hörbar. Er sah hin: Wamech. Wenn ein verdurstendes Wild die Quelle sieht, wird es aufgewühlt und freudig. Archibald stieß auf den Jüngling wie ein verdurstetes Wild. Das Auto hielt an.

„Wamech! . . .“

„Archibald! . . .“

Nur diese zwei Namen wurden in Freude ausgestoßen. Dann fand Wamech das Wort:

„Sie waren nach Engeli gefahren, unterwegs hatten Sie einen Defekt am Auto?“

„Ja.“

„Olga fährt heute von Engeli ab, ja?“

„Heute geht das Schiff um 5 Uhr ab . . . Ich wollte mündlich eine Mitteilung überbringen . . .“

Archibald senkte verschämt den Kopf. Wamech wandte sich an den Chauffeur:

„Stepko, können wir sie nicht einholen?“

„Nein . . . es ist schon 1 Uhr . . .“

Wamech dachte nach.

„Wir wollen ihr eine Depesche schicken . . . das Schiff geht übermorgen ab . . .“

„Das wird nichts nützen . . . Sie hat Eile . . .“

Pause. Dann sagte Archibald:

„Wohin wollen Sie?“

„Nach Engeli . . . heute, morgen werde ich dortbleiben . . . ich habe Geschäfte . . . übermorgen muß ich nach Georgien reisen . . .“

„Nach Georgien?“ flüsterte Archibald für sich.

„Ja, nach Georgien . . . Ich muß auf die Weinlese.“

„Auf die Weinlese?“ flüsterte Archibald wieder.

„Ja, auf die Weinlese . . . Meine Mutter schreibt es.“

Schweigen. Wamech sah den Chauffeur an:

„Stepko, lassen Sie das Auto in der Garage . . . Wir wollen spaziergehen, nicht wahr, Herr Archibald? Eine Meile von hier ist ein Garten . . .“

„Sehr gerne“, antwortete Archibald.

Sie ließen das Auto stehen. Sie begaben sich zu dem Garten. Plötzlich schlug Allan an. Allan, Allan! Wamech liebte ihn, und die Dogge kroch freudig um seine Knie herum. Archibald war gespannt, er fragte zögernd:

„Wo in Georgien liegt Saitme?“

„Saitme? Saitme ist meine Gegend . . . Auf der Bergseite von Pherfati . . . Woher kennen Sie Saitme?“

„Ich habe in Europa davon gehört. Von einem Georgier . . . Das ist Ihre Gegend?“

„Ja . . . mein Dorf ist dort . . .“

Archibalds Herz klopft stark.

„Ist es eine schöne Gegend? . . .“

„Eine sehr schöne . . .“

Archibalds Herz klopft stärker.

„Ein schöner Name ist Nino . . .“

„Warum denken Sie daran? . . .“

„Es gibt eine Erzählung von einem Kreuz aus Reben.“

„Das hat Ihnen wohl Sargis erzählt . . .“

„Ja . . .“

Archibalds Herz klopft noch stärker:

„Gibt es noch andere georgische Frauennamen, außer Nino, die mit N anfangen?“

„Ich glaube nicht.“

„Oder, der vielleicht wie ‚Nino‘ aus vier Buchstaben besteht?“

„Nein.“

Archibalds Herz klopft immer mehr.


„Was für ein schöner Name . . .“

„Meine Mutter heißt Nino.“

„Ihre Mutter?“

„Ja, meine Mutter.“

Bemerkte Wamech, daß Archibald etwas erschrak? Aber plötzlich traf sein Blick auf Frucht bäume und er eilte hin. Er zückte das



Schwert, gleich als ob die Äste Feinde wären, schlug er auf die armdicken Äste. Mit jedem Schlag mähte er Zweige ab und hieb sie herunter: einen, einen zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten, siebenten.

Archibald sah ihm mit Wonne zu: sah seinen Körper angespannt, das Handgelenk wie geschmiedet, die Arme voll Spannung. Und die Augen: Augen, die das Feuer des Trubakidse sprühten!

„Er ist es, er ist es unbedingt.“ „Saitme, Saitme, die schöne N. . o“: berichteten die Worte des Vaters. Er sah noch mehr: dieser hier war sein Vater, der echte Thamaz, den er in seiner Kindheit sah. Wamech wurde noch wütiger. Archibald näherte sich ihm.

„Prüfen Sie Ihre Kraft?“

„Nein, den Chalybierstahl. . .“

„Sie sind stark und feurig.“

„Der Stahl ist stark und scharf.“

Mit Freude sah er den gezückten Stahl, und mit einem Ruck steckte er ihn in die Scheide.

„Sie sind dem Chalybierstahl ähnlich“, sagte Archibald lächelnd. Wamech schämte sich und senkte den Kopf. Plötzlich erhob er die hohe Stirn und sagte zu dem Freunde:

„Ich habe eine Bitte.“

„Sagen Sie. . .“

„Werden Sie mir sie erfüllen?“

„Ich werde sie Ihnen erfüllen. . .“

„Gehen Sie mit mir nach ‚Saitme‘, da werden Sie die Weinklese sehen. . .“


Archibald war starr vor Freude. Er brachte kaum hervor:

„Ich werde mitgehen. . .“

Wamech zückte das Schwert wieder, schwang es hin und her, und im Summen der durchschnittenen Luft ließ er seine Freude austoben.

Sairme

Von weitem hält man es für einen einzigen großen Baum, in der Nähe zählt man neun Eichen. Neun Brüder bilden in einem Durchmesser von 15 Ellen einen Kreis. Das Lebensalter der Brüder überschreitet wohl hundert Jahre. Eines jeden Stamm ist untersezt — wahrscheinlich der größeren Widerstandskraft wegen. Die Eichen haben keine eigenen Wipfel. Sie haben bloß Äste. Dort, wo die Äste beginnen, bemerkt man die Wunden der Eichen. Man sieht — einst hat man sie gestuht. Und dann hat man die sprießenden jungen Äste plattgedrückt, damit die Eichen ineinander verwachsen konnten. Die auswüchsigem und gekrümmten Arme der neun Brüder halten einander umklammert. Vielleicht vermag nur ein Erdbeben sie zu trennen. Die in- und übereinandergewachsenen Äste haben ihrerseits Zweige in die Höhe sprießen lassen, wie es jeder Baum zu tun pflegt. Man sieht unten neun Stämme von neun Brüdern und oben das Blattwerk. Das Blatt der Eiche ist dick. Blatt haftet an Blatt. Der Kreis der neun Eichen ist eine Laubhütte. Kein Sonnenstrahl durchdringt das Dickicht der neun Eichen. Die Sonne ist in den Wipfeln steckengeblieben. Große Eicheln fallen manchmal zu Boden. Über dem von der Sonne scharlachrot gefärbten Dickicht ertönt der Blutgesang der Grille. Der Mittag zerrinnt. In der Laubhütte des Eichendickichts hört man ein Lied gleich unterirdischem Getöse. Begleitet ein Weinkrugwäscher den Gesang der Grille? Der Kreis des Eichendickichts ist nicht ganz geschlossen: die eine Seite wird von einer geraden Linie durchschnitten. Hier ist die lange stahlfarbige Kelter ausgestreckt gleich einem verwundeten Drachen. Von der Kelter aus sieht man einen Weinberg auf einem geneigten Hügel. Welche hat die Traubenblätter beschlichen: Bitriolfarben gehen in Schwefelfarben über. Man bringt Weintrauben, gelbe und schwarze. Man trägt sie in kleinen und



großen geflochtenen Körben, Frauen und Kinder. Neben der Kelter steht ein Weib in Schwarz. Sie wäscht einem kleinen Knaben die Füße. Die Füße springen vor Freude. Kommt die Freude aus den Händen des Weibes oder von dem kalten Wasser? Die Hände des Weibes sind dünn, gerade und abgehärtet. Das Wasser kristallklar und kühl. Nein, hier ist andere Freude: die Füße des Knaben springen heute vor Erwartung, weil sie die vollen Trauben treten werden. Ihre Augen aber funkeln und wetteifern mit den Perlen der Trauben. Das Weib richtet sich auf. Der Körper hochgewachsen. Auf dem Kopf ein einfaches Kopftuch. Das Gesicht ruhig: dem langen Oval merkt man kaum an, daß es Kummer verbirgt. Die Augen als bewegten sie sich nicht. In ihnen das bläulich funkelnde Schwarz. Der Körper hager. So ein georgisches Gesicht haben Heiligenbilder der Maria.

Die Knaben springen in die Kelter hinein. Die Füße schwelgen. Die Unterschenkel erzittern. Die Trauben fangen an zu tränen, aber vor Lust. Die Kelter wird trunken von der dichten Nässe des Traubensaftes. Die Nässe strömt Duft aus: gibt es auf der Welt etwas mit diesem Duft Vergleichbares?

In der Nähe der Kelter stehen Nussbäume. Sie wetteifern mit den Eichen an Größe. Noch sind ihre Blätter vom Welken unberührt. Auch hier Höhe und Kühle. Unter den Nussbäumen sind lange Feldsteine zum Sitzen. Auf einem Stein sitzt ein Greis und raucht eine Pfeife. Die Blätter rauschen leise. Wahrscheinlich hört der Greis ihnen zu. Oder vielleicht erinnert er sich an vergangene Zeiten. Vor dem Greise steht eine Hütte, aus kräftigen Eichenholzpfählen gebaut. Der Greis betrachtet die Hütte. Hier wohnt Niko, sein jüngster Sohn mit Weib und Kindern. Hier wohnt auch Nino, die Witwe seines mittleren Sohnes mit Töchtern und Sohn. Der Greis erinnert sich an den Sohn, der ihm frühzeitig verlorengegangen. Das Herz schmerzt nicht — es ist schon vernarbt. Das Herz erinnert sich nur an den Schmerz. Der Greis zieht Dampf aus der Pfeife. Spuckt aus. Jetzt blickt er zur Seite. Etwas entfernt liegt die Hütte. Noch weiter entfernt wiederum eine Hütte. Drüben eine gleiche Hütte. Ganz am Ende abermals eine Hütte. Des Greises Herz schwillt an: dies alles sind seine Nachkommen. In der letzten Hütte wohnt sein

ältester Sohn. Er wird schon sechzig Jahre alt sein. Er hat Kinder und Kindeskinde. Auch in den übrigen Hütten wohnen die Söhne des Greises mit ihren Familien. Kinder und Kindeskinde, zahlreich. Der Greis richtet seine Schultern auf. Die Labakspfeife hält er stolz. Spuckt aus. Der Greis flüstert — oder zählt er? Soviele Söhne, sovielle Töchter, sovielle Kinder, sovielle Kindeskinde. Soviele verheiratet. Ihre Kinder und Kindeskinde. Der Greis lächelt — er ist glücklich. Aber, wieviele sind es denn? Der Greis zählt. Oh, das Alter! Er ist außerstande zu zählen. Doch er braucht nicht zählen zu können. Er, der Stammvater, ist doch ein starker Baum! Und der Greis sieht zu den Eichen auf. In seinen Nachkommen ist er so stark wie die Eichen. Er raucht die Pfeife und spuckt wieder aus. Er, Saridan, der stammkräftige Bauer.

Zu ihm stürzen die Kinder. Eines faßt ihn an den Beinen, das andere am Arm, das dritte am Rücken.

„Großvater, der Vater hat mir Zunder für dich mitgegeben . . .“

„Großvater, Feuerstein bringe ich dir!“

„Großvater, wer hat dir das Feuerzeug gemacht?“

„Großvater, ist dies Messer scharf?“

„Großvater, deine Schuhe sind kaputt . . .“

Mit knochigen Händen streichelt der Greis die Kinder. Liebköst sie. Lächelt. Die Kinder trampeln hin und her. Saridan fragt einen jeden:


„Hast du viel Trauben gegessen? Hat der Mais dir geschmeckt, hat die Kuh gekalbt? Ist Alia beschlagen?“

Die Kinder umarmen den Greis.

„Na, jetzt aber geht!“

Die Kinder laufen davon mit Schreien und Johlen.

Saridan steht auf. Auf den Stock stützt sich der fünfundachtzigjährige Greis. Noch ist er rüstig. Geht langsam. Seine Beine sind noch stark. Er trägt Sandalen. Langsam geht er. Blickt abseits von der Hütte. Ist sein Augenlicht geschwächt? Trotzdem unterscheidet er die gekräuselten Maishalme und ihre gelben Haufen. Die Mais-scheune, aus Alpentosen oder Eichenmistel geflochten. Ein Hüttchen, Speicher, Pferdestall. Dort eine Schafshürde. Daneben der Kuhstall. Daneben der Schweinestall und der Hühnerhof. Die Augen



des Greises leuchten immer stärker. Dies alles in einem Hof. Und in den anderen Höfen? Noch mehr, viermal soviel. Saridan geht gebückt. Jetzt empfindet er das nicht. Den weißen Bart streicht er mit der Hand: Das Weiß ist leicht durch das Gelb des Bockbartes gedämpft. Die Augenbrauen sind buschig. Hier und da auch ein schwarzes Haar. In den Ohren sieht man reichlich Haare. Trotz seines Alters ist er rüstig. Er geht langsam. Der Hof ist lang. Am Ende des Hofes stehen Marktsteine, Dzelkwa genannt, fünfhundert- oder tausendjährige. Der Greis sieht sie. Baumstein denkt er. Ihre Stärke gefällt ihm. Hier ist ein Hügel. Zur Linken rauchwolkenfarbene Berghänge. Hier gibt es alle Bäume: Kiefer, Tanne, Eiche, Buche, Kastanie, Eibe. Einzelne hundert Ellen hoch. Dreißig Arme sind wohl nötig, um den Stamm von manchen zu umspannen. Den Berg nennt man Sairme — Hirschhain. Zwischen dem Berg und den Dzelkwa ist eine große Schlucht. Darin ein kleiner Bach, schwarz wie Galle, aber klar. Nach rechts wird die Schlucht schmaler und schwindet. Man sieht die große Ebene des Rion bis nach Mingrelien und sogar darüber hinweg, bis zum Meer verlaufend; wie der fruchtbare Leib der Erde. Man sieht die Ebene sich gegen die Felsen von Kutais stemmen. Weiter nach rechts die Niederung von Kvirila als glatte Fläche, wie ein Riesenbecken ausgedehnt und gleichsam in ein langes Boot verwandelt, das Tal des Chanisflusses, der Zusammenfluß des Rion und Kvirila. Der Wald vom Udjamethi, zu Bäumen aufsteigende Smaragde und zuletzt die weite Ebene des Rion. Saridan steht neben den Dzelkwa. Er überblickt Aleen, Ebene, Gebüsch, Wälder. Ist es möglich, daß das Licht seiner Augen so schwach geworden? Warum ist da soviel Nebel? Hier ist doch das Firmament immer so rein und so klar? Warum ist das Gehfeld so begrenzt? Von hier aus schnellte der Blick doch wie ein Wurf mit der Schleuder. Ha, verflucht das Greisenalter. Tränen in den Augen? Nein, auch die Tränen sind ausgetrocknet. Er blickt jetzt nach links: Sairme! Wie oft ist er hier auf Jagd gewesen! Wieviel Hirsche hat er erlegt! Wieviel Antilopen verwundet! Wieviel Maulesel! Wieviel wilde Eber! Wer kann es aufzählen? Nicht einmal seine Nachkommen hat er ja aufzählen gekonnt! Der Greis wendet sich um. Die Sonne geht unter wie ein

schimmerndes Kupferbecken, hinunter in das Dunkel des Erden-
schosses. Über die Gegend breitet sich das Rot der Kornelkirsche aus
und ergießt sich über die Gipfel der Berge. Im Tal glüht noch der
Brand des untergehenden Beckens, den Bergen zugewandt, ent-
zündet er die Steppe in gedämpftem Feuer. Der Sonne Sprühen
erstarrt bläulich. Was gleicht diesem Bild? Der Greis sieht in den
Sonnenuntergang. Auch ich werde untergehen, denkt er. Des Greises
Denken ist langsam. Der Greis wird weich und kehrt zum Haus
zurück.

Von weitem hört man das Brüllen einer Herde. Die Herde zieht
dahin, satt und träge. Der Ochse, die Kuh, das Pferd, der Büffel-
ochse, das Schaf, der Stier, das Kalb. Die Herde geht langsam. Sie
wird getränkt. Die Bäuche füllen sich und schwellen an. Ein Ochse
verfolgt eine Kuh. Der Knabe schreit sie an und der Ochse stürzt
zur Seite. Die Herde gerät in Verwirrung. Ein Ochse greift den
andern mit den Hörnern an. Der Knabe schreit auf sie ein. Die Ochsen
lassen voneinander. Abseits steht der Stier, kampfbereit wirbelt
er den Staub auf. Die Kuh brüllt. Der Stier brüllt. Der Stier
stößt die Kuh in das Euter und fängt an zu saugen. Der Knabe eilt
hingu und trennt sie mit der Hand voneinander. Die Herde zieht
schwerfällig dahin. Die Sonne ist bereits untergegangen. Die Herde
nähert sich den Ställen, drängt hinein und macht sich's bequem. Auch
die Hühner gehen auf die Quittenbäume und setzen sich zur Ruhe. Das
Geschrei legt sich, als dringe es von weit her. Das Lärmen nimmt
ab, verstummt. Der Abend bricht ein. Weilschendunkle Farben um-
weben die Gegend. Der Greis, wieder gelassener, ist auf den Altan
getreten. Stille und Schlummer. Bald schlummerte Saridan auch.
Weit im Dorfe bellte ein Hund. Das Gebell vertiefte die Stille. Der
Greis stand auf. Mura lief bellend zu dem Tor. Der Greis lehnte sich
an das Geländer und horchte. Er hörte fremdes Bellen. Mura lief
zurück zu den Nussbäumen, den Schwanz zwischen den Beinen. Im
ganzen Dorfe kann kein Hund Mura überwältigen. Hat er vor einem
fremden Hunde Angst gekriegt? Den Greis wunderte das laute
fremde Gebell.

„Wer da?“

In dem Hof hörte man Pferdegetrappel. Das fremde Bellen brach ab.

„Großvater! Großvater!“

Zwischen tausend Stimmen erkennt der Greis diese Stimme.

„Wamech! Mein Kind!“

Mura schmeichelte sich an Wamech an. Der junge Mann streichelte den Kopf des Hundes. Die Pferde band er an. Stürmte auf den Altan. Archibald hielt Allan fest.

„Großvater! Großvater!“

Er umarmte ihn, küßte ihn.

„Wamech, mein Kind!“

„Herr Archibald, bitte treten Sie ein.“

Archibald ging hinauf. Allan hielt er dicht an der Seite. Aus dem Hause kamen die anderen, Mutter Nino, Onkel Niko und seine Frau und Kinder.

„Wer ist der junge Mann?“

Man vernahm in dem Lärm die Stimme des Greises.

„Mein Freund . . . aus Persien . . .“

Prüfende Augen musterten den Fremden.

„Mein Sohn! Wamech!“

Die Mutter umarmte ihn. Die barfüßigen Knaben schmiegteten sich an seine Beine. Wamech nahm bald den einen, bald den andern, bald den dritten an der Hand. Küßte sie alle. Einer der Knaben erblickte Allan, und sprang vor Furcht zitternd zur Seite.

„Fürchte dich nicht! Das ist nur ein großer Hund. Zwei Wölfe erwürgt er . . .“ beruhigte ihn Wamech. Dann auf einmal:

„Wo ist Matassi?“

„Sie hat sich heute den Kopf gewaschen . . . sie trocknet die Haare, kämmt sie . . .“ Wamech riß sich los. Archibald sah Nino an. Wamech stürzte in das Zimmer, packte die Schwester, hob sie hoch, setzte sie sich auf die Schulter und trug sie auf den Balkon. Archibald sah ihre entblößten Beine. Wamech ließ sie herunter. Matassi schämte sich.

„Meine Schwester Matassi! Ist sie nicht schön?“

Beim Licht der kleinen Lampe sah man die erzürnte Matassi: wie eine eben in die Vogelfalle geratene Rotdrossel. Den fremden Mann sah sie mißtrauisch an. Die Augen blühten dunkelblau. Manchmal wurden sie auch von Rubinflammen durchzuckt, aber nur für

einen Augenblick. So blißen in der Dunkelheit die Augen des Hengstes. Plötzlich riß sie sich los und stürzte wieder in das Zimmer. Nicht ein Wort hatte sie gesprochen. Archibald atmete die Luft ein, die Matassi berührte, hinterließ sie nicht den Duft einer wilden Blume?

„Woher sind Sie?“ fragte der Alte Archibald.

„Aus England . . .“

„Georgisch können Sie doch?“

„Etwas . . .“

„Was für ein Land ist England? Wohnen da nicht die Engländer?“

„Natürlich doch . . .“

„Auch unser Thamas ist zu den Engländern gegangen . . .“

„Wer?“ schrie es in Archibalds Gehirn auf.

Er unterdrückte einen Schrei. Wenn nur jemand käme! Ha, das ist doch Wamechs Onkel Niko. Aber Niko spricht nicht gern. Wieder hörte er die Stimme des Greises. Archibald fürchtete sich, die Unterhaltung fortzusetzen, fürchtete den scharfen Blick des Alten. Der sah ihn im Halbdunkel nicht an, er wandte sich an Niko:

„Führe die Pferde in den Stall . . . Sorge gut für sie . . .“


„Habe keine Sorge!“

Der Greis sagte etwas. Aber schon kam Wamech zurück.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Archibald . . .“

„Aber ich bitte Sie . . .“

Nino und Matassi deckten den Tisch. Archibald blickte bald Nino, bald Matassi an. Jetzt verfluchte er die trübe Fettlampe, die er eben noch gesegnet hatte; er konnte nicht deutlich sehen. Man setzte sich an den Tisch zum Abendessen. Später wurde Archibald in sein Zimmer geführt. Nino und Matassi hatten es während des Abendessens gerichtet. Alles war bereit: sauberes Bett, saubere Bettwäsche, Tisch, Stuhl. Nur das Fenster war zerbrochen und ein großes Rissen darin eingequetscht. An den Wänden aus Zeitungen herausgeschnittene Bilder. Matassi kam herein. Sie brachte Wasser in einem Krug, Becken, Seife, Handtuch. Archibald wunderte sich. Sie goß ihm das Wasser in das Becken. Er wusch sich die Hände und atmete des Weibes Nähe ein, einen Duft wie der des neu aussprießenden Waldes. Matassi ging weg. Er folgte ihr mit den Blicken. Oh, wie ärgerlich war diese kleine Lampe. Dennoch



konnte er ihren Körper unterscheiden, schlank wie ein gespannter Bogen, der Körper einer Diana. Die Hüften noch nicht breit. Die Brust noch nicht hoch gewölbt. Noch einmal kam sie herein. Ein Becken brachte sie mit, im Krüge Wasser. Archibald war erstaunt. Matassi nur Bescheidenheit.

„Für die Füße!“

Archibald sagte:

„Lassen Sie . . .“

„Nein . . . Ich selbst . . . wasche sie Ihnen . . .“

Archibald war betreten. Plötzlich trat Wamech ein, begriff sofort seine Verlegenheit.

„Das ist alter Brauch bei uns . . . Dem Gast wäscht die Tochter die Füße vor dem Schlafengehen . . .“

„Muß ich den Brauch unbedingt befolgen?“

„Wie es Ihnen beliebt!“

Matassi ging hinaus. Das Handtuch nahm sie mit. Auch Wamech verabschiedete sich.

„Schlafen Sie wohl! . . .“

„Danke Ihnen!“

Traum oder Wachsein? Ein Traum vielleicht, der ihm aufsteigt. Das zweijährige Kind lernt laufen. Geht, fällt. Ein langhaariger und großer Mann hebt es auf. Das Kind fürchtet sich: ist das nicht das Ungeheuer, womit man es bange macht? Es weint. Jetzt nimmt ein Weib es auf die Arme und trägt es weg. Wohin? Was weiß es? Borne ist etwas Hohes, Schwarzes und Großes. Manchmal hört man Rauschen. Das Kind fürchtet sich. Das Weib beruhigt es: das ist der Wald, wo keine Ungeheuer sind, wie man ihm gesagt hat. Nein: nur der Hirsch ist da und der Maulesel, Hirsch und Maulesel. Was ist das — Hirsch? Nun, was dem Kalb ähnlich sieht. Das Kind weint nicht mehr. Das Weib nimmt das Kind mit in die Mühle. Lärm. Das Kind streckt die Hand aus und zeigt auf etwas. Mais wird gemahlen. Was ist Mais? Die Grütze ist doch aus Mais. Das Kind beruhigt sich. Grütze! schreit das Kind. Wo ist hier Grütze? Jemand kommt heraus, auch langhaarig und groß. Ist das nicht ein Ungeheuer? Sieh, hier: ein Apfel! Das Kind nimmt ihn. Er fällt ihm aus der Hand, in das Wasser. Das Wasser

reißt den Apfel mit sich. Das Kind weint – „Mutter“. Die Mutter ist weg, heißt es. Die Mutter kommt bald wieder. Das Kind geht auf der Wiese herum und schreit: hat es ein Dorn gestochen? Das Weib bückt sich zu ihm. „Was weinst du? Den Ball kann ich dir nicht geben!“ Das Kind blickt zu der untergehenden Sonne und streckt die Hand aus. Das ist der rote Ball. „Ball . . .“ schreit das Kind. Jemand sagt: „Morgen wird es windig sein.“ Wieder blickt es zum Horizont. Der Ball ist nicht mehr da. „Ball . . .“ Das Kind gähnt. Abend. Das Weib führt das Kind nach Hause. Ein Jüngling hat einen Weidenstock geschnitten. Eben hat er die Rinde abgezogen und reicht ihn dem Kind. Was für einen Duft hat der Stock! Ha, das Weib nimmt das Kind und legt es in die Wiege. Das Kind weint. „Schlaf ein . . . Cia, popeia . . .“ Das Kind weint nicht mehr. Es schläft ein . . . Schlaf oder Wachsein?

Archibald sah durch das Fenster die Morgendämmerung. Der Atem war ihm beklommen.

Am andern Abend saßen sie unter dem Nußbaum. Sein Schatten war breit und undurchdringlich, und unter dem Baum ein langer Feldstein zum Sitzen.

„Großvater, hast du schon so ein Schwert gesehen?“

„Zeig her . . .“

Wamedch reichte es ihm hin.

„Ein gutes Schwert . . . Woher hast du es?“

„Mein Freund schenkte es mir . . .“

Archibald saß nebenan, hörte gespannt zu.

„Ein gutes Schwert . . .“

Der Greis konnte den Blick nicht abwenden. Er prüfte den Stahl.

„Hast du irgendwo schon solchen Stahl gesehen?“

„Ja.“

Archibald war nur Spannung.

„Wo hast du ihn gesehen?!“

„Da . . .“

Ihnen gegenüber, drei Werst entfernt, ein Hügel. Auf dem Hügel eine hölzerne Kapelle und ein altes Schloß.

„Auf dem alten Herrschaftsgut der Makaschwili . . .“

„Eben dort . . .“


- Archibald rührte sich — merkten es der Greis und Wamech?
- „Ich glaube, da wohnt jetzt niemand . . .“
- „Nein, niemand . . .“
- „Großvater Saridan! Sind die Makaschwili wirklich aus-
gestorben?“
- „Ja!“
- Archibalds Gehirn durchzuckte es.
- „Ganz ausgestorben?“
- „Nein, einer lebt noch . . .“
- Archibald horchte mit seinem ganzen Herzen.
- „Wo ist er?“
- „Er ist ins Ausland gegangen . . .“
- Archibalds Herz wollte aufhören zu schlagen.
- „Schon lange?“
- „Ja, schon lange . . .“
- „Wie lange denn?“
- Der Greis dachte nach.
- „Ha, in dem Jahr, in dem du geboren bist . . .“
- Vor Archibald blitzte ein großes Licht auf und schwand sofort.
Er blickte zu dem Hügel: eine hölzerne Kapelle und ein altes Schloß.
Es war ihm, als hörte er die Worte des Greises von weitem. Er
erinnerte sich an etwas. Wamech nahm dem Greise das Schwert ab.
- „Also hast du solch ein Schwert gesehen?“
- „Genau so eines . . .“
- „Hast du auch Makaschwili gesehen?“
- Archibald war wie erstarrt, es stieg ihm heiß in die Augen.
- „Den Thomas? Aber natürlich . . .“
- In Archibalds Augen trat eine große Träne.
- „Wie war er?“
- „Gut . . . sehr gut . . . Feuer war er . . . gütig . . .“
- Heimlich wischte sich Archibald die Träne ab. Sein Herz schlug
heftig, das Herz sah ja niemand. — — Der Greis stand auf, ging
langsamen Schrittes. Wamech betrachtete Archibald mißtrauisch.
Beide schwiegen.
- „Herr Archibald, wollen wir ein wenig austreiten?“
- „Gerne . . .“

Die Pferde standen bereit. Sie ritten aus. Allan ließen sie bei Matassi, an die er sich gewöhnt hatte. Archibald sah um sich. Ha, diese Schlucht! Wohnten hier nicht die Ungeheuer, die Kindern Angst machten? Ha, dieser Bach, hauste nicht der Wassermann darin? Dieser Hügel, dieser Weinberg, dieser Grenzbaum — Dzelkwa — kannte er ihn nicht, ist er jetzt kleiner geworden als damals? Archibald war in Gedanken weit weg. Ein Jahrhundert schien seitdem verstrichen. Er ritt, — und trotzdem wußte er nicht, wo er war. Er fühlte, daß er weit sei, im Reich der Träume. Wamechs Stimme brachte ihn zu sich. Es ging aufwärts, irgendwohin. Sie ritten zwischen Häusern. Manche Hüttchen waren aus Balken, manche mit Ziegelfteinen gedeckt, andere mit Farnkraut oder Latten; denn in Saitme ist reichlich Holz dafür vorhanden.

Überall Höfe, große und kleine. Hier hängt Wäsche, dort kauen Ochsen das frische Heu. Kinder spielen, in Lumpen gekleidet. Die Frauen binden ihre Kopftücher zurecht, wenn sie den Männern begegnen, und lassen ihre Augen funkeln. Hier hört man Schweine grunzen, dort bellt ein Hund — der Dorfhund; das ist eine Rasse für sich. Man muß ihn necken, sonst fühlt er sich beleidigt und läßt nicht ab.

Nichts hat sich geändert, dachte Archibald im Reiten. Sie haben jetzt die Steigung genommen.

Ein großer Zaun. Eibenpfähle übereinandergeschichtet. Der Zaun ist wie eine Wand. Die als Wand übereinandergeschichteten Balken werden von zwei Pfählen gehalten, welche in die Erde gerammt sind. Die Enden zweier Pfähle sind durch Eichenmistel miteinander verbunden. Ein großes Einfahrtstor. Man öffnet es, man geht hinein. Das Tor schließt sich von selbst: ein großer Holzblock ist drangebunden, welcher das Tor anzieht. In dem Hof hie und da Pferde- oder Eselmist. Die kleine hölzerne Kapelle sieht grau aus wie eine erstarrte Fledermaus: verlassen, ausgefetzt, hinausgeworfen. An den Wänden unzählige Spinnen und Spinnweben. Arme Kapelle: Wie ein in der Wüste verlorenes Gebet. Hier ist das Schweigen des Todes — dies Schweigen hat einen Duft. Gegenüber der Kapelle das Schloß. Groß, drei Stockwerke hoch, aus kräftiger Eiche, doch zur Seite geneigt wie ein krummer Hals. Die



Fenster alle eingeschlagen, wie Augen, die ausgekratzt oder zerdrückt sind. Die Türen zerbrochen oder verfallen. Das Dach nur verfaulte Latten. Zahlreiche Latten sind vom Schimmel bedeckt und darüber eine Farbe gleich dem Reif des grün gewordenen Kupfers. Hier ist die Stille des Vergangenen — dies Vergangene hat einen Duft.

In dem Hof Nussbäume und Eichen. Sie stören fast die graue Stille. Die Gegend ist tot. Hier stirbt der Sonnenschein.

Archibald stand versteinert; das war der Tod . . .!

Wamech blickte nach dem Zaun. Jemand war hinaufgeklettert. Die Wange eingeschnitten, mit Augen wie die eines schleichenden Tieres. Zwar war der Blick abseits gerichtet und spöttisch und zugleich durchbohrend. So ein Auge kann befehen. Der Unbekannte hatte gerösteten Mais in der Hand und aß. Seine Wangen spielten. Wamech fragte ihn:

„Wohnt jetzt hier niemand?“

„Wer kam hier wohnen?“

„Warum?“

„Dieser Ort ist verwünscht . . .“

„Verwünscht?“

„Hier heult öfters auf den Bäumen der Uhu . . .“

„Der Uhu!“

„Diese Gegend ist verdammt . . . auch streichen hier nachts die bösen Geister herum . . .“

„Und dann?“

„Nachkommenschaft gedeiht hier nicht . . . die Frucht stirbt hier ab . . .“

„Sind die Leute hier ausgestorben?“

„Ja . . .“

„Alle?“

„Nein, einer blieb übrig . . .“

„Wo ist er jetzt?“

„Er flüchtete irgendwohin . . .“

„Ist dem Geflüchteten niemand geblieben?“

„Einen drei- oder vierjährigen Sohn hatte er . . .“

„Wo ist er?“

„Er hat ihn mitgenommen . . .“



Archibald lehnte sich an die Mauer.

„Erinnerst du dich seiner noch?“

„Watum nicht! Unsere Salome stillte das Kind.“

„Welche Salome?“

„Kazias Salome . . .“

„Lebt sie noch?“

„Ja, sie lebt . . . bloß krank ist sie, die Arme . . .“

„Lieg sie?“

„Sie ist ans Bett gefesselt . . .“

Archibald strauchelte am Rand eines Hohlweges — oder . . .

„Was ist mit Ihnen?“

„Ich strauchelte nur.“

„Die Gegend ist wirklich verdammt . . .“

„Verflucht . . . alle meiden diese Gegend . . .“

Mit diesen Worten verschwand der Unbekannte. Sie gingen um die Kapelle herum. Sie ist wie ein toter Gedanke. Gräber, Steine mit Inschriften: Makaschwili, Makaschwili, überall Makaschwili. Archibalds Wurzeln schreien. Werden es die Gräber hören?

Sie näherten sich dem Hause. Neben dem Hause, auf einem Abhang, ein großer Nußbaum. Seine großen Wurzelknorren ragen aus der Erde hervor, obgleich die Wurzelspitzen tief in der Erde sitzen. Archibald fiel über die Wurzeln. Er erinnerte sich, daß man den kleinen kranken Archil über diese Wurzeln führte. — Archibald umklammerte die Wurzeln mit den Armen. Wamech war bestremdet.

„Was ist mit Ihnen?“

„Die Kräfte haben mich verlassen . . .“

„Gehen wir . . .“

Schweigen unterwegs. Nur Wamech unterbrach das Schweigen.

„Armer Fürst . . .“

„? ? ?“

„Wo mag er jetzt sein?“

„? ? ?“

„Oder sein kleiner Sohn?“

„? ? ?“

„Arme Amme Salome?“

„? ? ?“

„Wie, wenn wir sie auffuchten? . . . Vielleicht leidet sie Not.“
„Besuchen wir sie! Besuchen wir sie!“
Das hatte nicht Archibald gesprochen — jemand schrie es in ihm.
„Kehren wir um! . . .“

Eine kleine Hütte, davor ein Wetterdach ohne Bretter. Drinnen an der Hüttenwand das Bett. Auf dem Bette seufzte ab und zu die Kranke. Nebenan die Wärterin.

„Willkommen!“

Sie stiegen ab, banden die Pferde an die Pfähle des Wetterdaches.

„Sind Sie schon lange krank?“

„Ja, schon sehr lange!“

„Mein Freund ist Arzt . . .“

„Seien Sie gesegnet!“

Die Kranke hob sich etwas. Veräschzte Augen, doch von weitem sieht man den Funken darin. Die Brust ausgetrocknet und eingefallen. Die Hände nur Haut und Knochen. Die Wärterin wendete sich zu den Fremden:

„Sehen Sie!“

Der Fremde betrachtet die Kranke und wagt nicht, sich ihr zu nähern. Wamech fragt, als wollte er seinen Freund aus der Verlegenheit helfen, die Kranke:

„Sie haben den Sohn des Fürsten gestillt?“

„Des Malaschwili, ja . . .“

„Wie lange ist es her? Erinnern Sie sich dessen?“

„Kleiner Archil . . . Mein Kind . . . wie soll ich mich nicht erinnern? . . .“

„Archil hieß er?“

„Archil . . . kleiner Utschiko . . . Wenn ich ihn nur noch sehen könnte . . . in der Todesstunde . . .“

„Sie werden ihn sehen . . . Sie werden ihn sehen . . .“

Das sagte nicht Archibald — jemand schrie es in ihm. Wamech war erstaunt. Das Weib sah Archibald in die Augen.

„Sie . . .“

Archibald wußte nicht, wie das Weib seine Rede fortsetzen würde. Von seinem Sitz riß er sich los und fiel an die Brust mit Schlußzen.

„Ich bin . . . ich bin . . . Archil . . .“, brachte Archibald heraus. Ihre Brüste küßte er. Aus diesen Brüsten hatte er einmal die Milch gesogen. Die Brüste sind ausgetrocknet. Woher sollte sie noch Milch haben? Aber die Augen! Die Augen der Kranken! Hier war alles: Träne, Liebe, Wurzel, Freude, Auferstehung. Wieder Träne und noch einmal Träne. In der Träne war alles.

„Archil . . . Archil . . .“

Die ausgetrockneten Hände umarmten seinen Hals. Welche Lippen küssen so? — — — Man hörte nur das Schluchzen des jungen Mannes.

Sie stürzten hinaus. Wamech war weit vorne und spornte das Pferd an. Archibald war zurückgeblieben. Sein Pferd bewegte sich langsamen Schrittes. Warum hat Wamech sich entfernt? Vielleicht kränkte es ihn, daß er ihm solange das Geheimnis vorenthalten hatte? Wamech ist mißtrauisch. Archibald bedauerte es. Langsam ritt er weiter. Wieder das Schloß. Der Nußbaum schien ihm trübselig. Die Wurzel noch mehr. Er stieg ab. An der Lüre des Haupttores band er das Pferd an, ging hinein. Verdammter Ort? Nein, das ist sein Heimatsort! Die Heimat darf man nicht verfluchen. Hier wurde er geboren, an diesem Ort, in diesem Haus. Hier schnitt ihm die Hebamme das Nabelband ab. Es vereinigte sich mit der Erde. Wo sind seine Leile? Verloren? Verschwunden? Nein, hier sind sie, in der Erde. Der junge Mann blickte hin und her: Niemand. Die austragende Wurzel des Nußbaumes betrachtete er. Fiel nieder wie abgemäht. Küßte die Erde. Durch die Wurzel steckte er den Kopf und kroch hindurch. Stand auf: jetzt aber stark. Noch einmal blickte er die Wurzel und die Erde an, dann drehte er sich um, bestieg das Pferd und spornte es an. Niemals hatte er solch eine Kraft in sich verspürt. Der Körper war gepackt von dem Ansturm fremder Rhythmen. Kein Hemmnis. Kein Hindernis. Wenn es eines gibt, überspringt er es oder bezwingt es. Des jungen Mannes Kraft übertrug sich auf das Pferd; seine Füße wußten nicht mehr, ob sie jemals gestrauchelt waren. Aber in diesem freudigen Vorwärtstürzen blieb ein Schatten: Wamechs Davonjagen. Warum entfernte er sich? Aber siehe da — Wamech? Er reitet ihm wieder entgegen. Er spornt das Pferd an. In der einen Hand hält er einen kleinen Krug mit Wein gefüllt — wohl von dem Nachbarn geholt.

Er nähert sich, die Stirn frei. Also war es nichts mit seinem Mißgö-
trauen! Guter Wamech!

„Archi . . .“

„Nein, Archil, Archil!“

„Die Erde hat ihren Sohn wiedergefunden . . .“

Archibald trank von dem Wein und ließ auch Wamech trinken.

„Sein Erzeuger sei gesegnet . . .“

„Sei gesegnet . . . sei gesegnet . . .“

Ihre Pferde näherten sie einander. Die Hände drückten sie ein-
ander. Die Pferde bäumten sich. Archibald trank noch einmal und
ließ auch Wamech trinken.

„Sein Erzeuger sei gesegnet . . .“

„Sei gesegnet . . . sei gesegnet . . .“

Wamech leerte den Krug aus und warf ihn zur Seite. An einen
Stein schleuderte er ihn, und der Krug zerschellte.

„Warum haben Sie ihn zerschlagen?“

„Damit andere Lippen ihn nicht berühren . . .“

„? ? ?“

„Damit der Krug keinen anderen Wein begehre . . .“

Wamechs Pferd bäumte sich. Er spornete es an, ritt, zückte das
Schwert, fauste an den Bäumen vorbei. Abseits war eine Esche.
Einen armdicken Ast hieb er ab. Der Ast fiel. Das Pferd riß er
herum und stürzte zu Archibald hin.

„Was für ein Stahl . . .“

Er blickte mit Stolz auf das Schwert.

„Thamas Malaschwili hätte einen minderwertigen Stahl nicht
in die Hand genommen.“

„Dieses Schwert also . . .“

„Ist das meines Vaters . . .“

Wamech war jetzt das Schwert selbst. Das Pferd knirschte im
Zaum, wie er es spornete.

Am Abend sahen sie dem Auslesen des Maises zu. Der Mais
hatte sich wie ein Hügel an die aus Mistelrutten geflochtene Scheune
aufgefürmt. Die Eibenpfähle der Scheune sah man nicht mehr. Auf
dem Haufen saßen Knaben und Mädchen. Unter ihnen auch Matassi.
In dem weißen Haufen war sie wie ein Meertweib in dem Schaum

des Meeres. Am Boden, am Pfahl stand ein Dreifuß. Darauf saß Saridan und rauchte die Pfeife. Neben ihm schlummerte Allan, ausgestreckt. Der Maishaufen war in Nähe des Mondes gehüllt. Der Mais wurde ausgelesen. Auf die eine Seite wurden die ausgelesenen Maiskolben gelegt, auf die andere — die Hülsen. Gelbe Kolben: gleich goldenen Schlangensteinen. Hülsen gleich schaumweißen Muscheln. Und Duft, Duft: der Maisstangen, der Hülsen, des Strohs. Wamech war unter den Kindern. Er half bei der Arbeit mit. Archibald beschäftigte sich mit den Maiskolben. Koch er diesen Duft zum erstenmal? Den Duft des Maiskolben kann man nicht aus dem Gedächtnis verlieren. Eine Weite öffnete sich. In weiter Ferne sah er eines Kindes Hände . . . spielten die Hände mit den Maiskolben?

Wamech ließ von Saridan nicht ab:

„Wie war die Geschichte von dem steinernen Jüngling?“

„Welcher steinerne Jüngling?“

„Na der, welcher jenseits des Flusses in den Fels gehauen ist.“

„Ja . . .“

„Ist es wahr, daß die wilden Tiere, wenn sie ihn sehen, ihre Grausamkeit vergessen?“

„Ja, es ist wahr . . .“

„Ist es wahr, daß die Vögel ihre Flügel hängen lassen, sobald sie nah an ihm vorbeifliegen?“

„Ja, es ist wahr . . .“

„Erzähle uns doch, Saridan!“

Das war Matassis Stimme. Ihr Auge glänzte wie ein von Wasser umspülter Amethyst. Archibald sah sie an.

„Erzähle! Erzähle!“ schrien die Mädchen und Knaben. Der Greis rauchte die Pfeife, spuckte aus. Mit leiser Stimme fing er an.

„An dem Fluß war eine Mühle . . . einst . . . in uralter Zeit . . . Der Müller, ein Greis, hatte einen Enkel . . .“

„Einen Jungen, nicht wahr?“

Die Mädchen drängten aneinander. Die Hülsen raschelten, dann wurde es still.

„Ja, einen Jungen . . . einen kräftigen Jungen . . . Einmal sagte der Greis zu dem Enkel: „Glaube nicht, mein Kind, daß der Fluß

immer fließt. Es gibt in der Nacht einen Augenblick, wo der Fluß einschläft . . .“

„Schläft auch der Fluß ein?“

In den Amethysten war Glanz und Staunen.

„Ja, mein Kind . . . alles muß einschlafen . . . in der Nacht, wenn auch nur einen kleinen Augenblick. Und dann sagte der Greis . . . zu seinem Enkel . . . Wer den Augenblick ertwischt, der sieht etwas Ungewohntes . . .“

„Was sieht er? Was sieht er?“

Die Mädchen sprangen auf.

„Er wird sehen, daß aus dem Flusse eine Jungfrau auftaucht . . . eine schöne . . .“

„Eine Jungfrau? Und eine schöne?“

Die Knaben drängten sich.

„Jawohl . . .“

„Und dann . . .“

„Und dann: Der Enkel staunte über die Geschichte . . .“

„Des Flusses Schlaf . . . ich versteh das nicht recht.“

Der Amethystenglanz von Matassis Augen bligte im Mondeschein.

„Alles mußt du vergessen, mein Kind. Dann erst schaust du des Flusses Schlaf . . . so sagte der Greis . . . ja . . .“

„Der Jüngling wurde natürlich von dem Wunsch ergriffen, die Jungfrau zu sehen?“ lächelte Wamech.

Der Greis lächelte auch.

„Von dem Wunsche ergriffen, und wie! Der Jüngling wurde ganz krank. Nachts schlief er nicht . . . Einmal schlief der Greis ein . . . fest schlief er . . . fest . . . Der Jüngling stand auf und nahm ein Netz . . . ging hinaus . . . folgte der Flußströmung . . . Es war eine mondhelle Nacht . . . an eine Stelle kam er . . . warf das Netz aus . . . kein Fisch wollte anbeißen . . . Traurig wurde der Arme . . . ließ von den Fischen ab . . . stieg auf den Felsstrand . . . von da aus startete er den Mond an . . .“

Archibald hörte das Wort „Mond“. Er blickte hin: Der Mond war im Erlöschen. Er blickte zu Matassi. In des Mondes Schein war des Mädchens Gesicht von Schneebau überzogen. Matassi hörte mit angehaltenem Atem zu.

„Was wollte er, als er den Mond anstarrte?“ drängten die Mädchen. Der Greis tat einen Zug aus der Pfeife. Dann spuckte er aus.

„Was er wollte? wer weiß! Nachdenklich wurde er . . . als führte ihn der Fluß sich . . . jawohl . . . er vergaß alles . . . nur eines hatte er im Gedächtnis . . .“

„Die schöne Jungfrau, nicht wahr?“ scherzte Wamech.

„Die schöne Jungfrau, jawohl . . . nur sie hatte er im Kopfe . . . wie an einen Traum erinnerte er sich . . . als träumte er mit offenen Augen . . .“

„Was ist ein Traum mit offenen Augen?“ fragten die Knaben.

„Ein Traum mit offenen Augen? Ha, der Mensch hat manchmal die Augen geöffnet . . . aber er schläft . . . er träumt . . .“

Die Knaben verstanden es nicht. Die Mädchen auch nicht.

„Nun, so wie Matassi: den Mond sieht sie an und träumt dabei . . .“

Der Bruder umarmte die Schwester. Matassi war verlegen.

„Dann, dann, Großvater?“

„Dann schlief der Jüngling ein . . .“

„Der schimmernde Mond schmiegt sich an den Fluß . . . schmiegt über ihm . . .“

Archibald hörte das Wort „Mond“. Jetzt auch das Wort „Fluß“. Er blickte zu Matassi. War sie des Flusses Wellenweib, vom Monde berührt?

„Der Mond schmiegte sich an den Fluß?“

„Ja . . . schmiegte sich an . . . Der Fluß dehnte sich sogar . . . Der Mond leuchtete allzusehr . . . Der Fluß floß träge . . .“

„Und dann, dann?“

„Dann schlief der Fluß auch ein . . .“

Die Mädchen und Knaben staunten. Die Hülsen raschelten, und die Maiskolben lagen still in den unbeweglich gewordenen Händen. Der Mond streute schiefe Strahlen aus.

„Und dann, dann . . .?“

„Dann erschrak der Jüngling . . . fuhr zusammen . . .“

„Und der Fluß?“

„Der Fluß bewegte sich . . . schäumte . . .“

„Und der Schaum?“

„Der Schaum verwandelte sich in eine Jungfrau . . .“

„Und dann, dann . . . ?“

„Dann löste sie sich wieder in Schaum auf . . . das schöne Weib . . .
jajwohl . . .“

„Und der Jüngling?“

„Der Jüngling erstarrte . . . zwar sein Herz erschrak vor Freude . . .!“

„Und dann?“

„Dann schlief er wieder ein . . . ein wenig . . . und als er erwachte . . .“

„Was sah er?“

„Er sah, daß Hände seine Augen zudrückten . . .“

„Wessen Hände?“ sprangen die Mädchen auf.

„Der Jungfrau Hände?“ drängten die Knaben.

„Des Weibes Hände . . . ja . . .“

Der Greis rauchte. Spuckte aus. Archibald hörte das Wort „Hände“. Er blickte zu Matassi. Der Maiskolben stak, zur Hälfte entkörnt, in der Hand Matassis. Die feinen Finger drückten mit Zärtlichkeit den gelbzähni gen Maiskolben.

„Und dann, dann?“

„Der Jüngling hob die Hand . . . seine rechte . . . berührte die ihn umklammernde Hand des Weibes . . . voller Furcht berührte er sie . . .“

Matassi richtete sich träge auf.

„Und darauf?“

„Dann: heiß war des Weibes Hand . . . Der Jüngling sah die Hand nicht . . . des Weibes Hand, er berührte sie nur . . . Mit seiner Hand küßte er den Arm . . . des Weibes Arm . . .“

Matassis Arme reckten sich.

„Ha . . .“

Die Knaben bewegten sich.

„Na, ja . . .“

Der Greis lächelte und spuckte aus. Archibald hörte das Wort Arm. Er blickte zu Matassi. Ihr Arm war zur Hälfte entblößt. Dieser Arm war Schüchternheit und Begehren.

„Und dann, dann?“

„Dann fragte sie der Jüngling: wer bist du? Das Weib antwortete: Namen habe ich nicht . . . ohne Namen bin ich . . .“



„Hoooo . . .“

„Süß war des Weibes Stimme . . . Der Jüngling schreie ihr: von nun ab bin ich dein . . . Das Weib erwiderte ihm: ich werde zu dir kommen. Als sie das sagte, blickte sie den Jüngling an und stürzte ins Wasser . . .“

Einen Augenblick schwieg alles. Plötzlich stürzte der Rand des Haufens, auf dem Matassi saß, zusammen. Mit einem Schrei glitt Matassi herunter. Das entblößte Knie traf Archibald. Wamech fing Matassi auf, hielt sie fest, scherzte.

„Matassi ist sicher das Flußweib . . .“

„Ha — ha — ha . . .“

„Als du in die Hülsen abstürztest, dachtest du wohl, das sei der Fluß?“

„Der Haufen brach zusammen und riß mich mit . . .“

Matassi war verlegen; ob sie das entblößte Knie spürte?

„Und dann, Großvater?“

„Dann wurde der Jüngling traurig . . . verwilderte . . . Den Tag verbrachte er im Schatten . . . nachts eilte er zu dem Felsen . . . er verblödete . . . zwar wußte er vieles Seltsame . . . man sagt, er hörte das Gras wachsen . . . jawohl . . . an des Weibes Arme erinnerte er sich . . . immer an des Weibes Arme . . .“

Matassis Arme reckten sich.

„Des Weibes Arme?“ konnten die Knaben sich nicht beruhigen.

„Na ja, des Weibes Arme . . .“

„Und dann?“

„Dann ging er einmal an den Felsrand . . . auch jetzt schien der Mond . . . setzte sich . . . schlief etwas ein . . . Der Schlummer bemächtigte sich seiner . . . ob ein Augenblick verging oder ein Jahrhundert, merkte er nicht . . . Und wie hätte er es fassen können? Als er erwachte, fühlte er, daß jenes Weib bei ihm war . . . die Augen drückte sie ihm nicht mehr zu . . . doch sah der Jüngling jetzt auch mit den Augen nicht mehr . . . wie in Nebel war er gehüllt . . . Nebel hatte er vor seinen Augen . . . die schöne Jungfrau zog ihn mit sich . . . in ihr Dunkel . . . Der Jüngling wurde trunken . . . auch das Weib wurde es . . . Das Weib war weiß wie Stein und fest . . . in des Jünglings Händen . . . der Jüngling trank von dem Stein . . .“

„Von dem Stein trank er?“

„Nun ja . . .“

Pause.

„Was hast du, Matassi?“

Wamech betrachtete die zur Erde gesunkene Matassi. Matassi errotete, richtete ihren Körper auf. Archibalds Hand fühlte ihren entblößten Arm.

„Nichts. In den Nussbäumen schien mir etwas Lebendiges.“

„Sagte ich doch, mit offenen Augen träumt sie . . .“

„Ha — ha — ha . . .“, lachten Mädchen und Knaben.

„Und dann, Großvater?“

„Dann begann der Jüngling sie zu bitten — ihr Gesicht möge sie ihm zeigen . . . Das Weib erwiderte: Unsichtbar bin ich . . . wenn der Sterbliche mich sieht, wird es ihm teuer zu stehen kommen . . . so sagte sie, erzählt man . . .“

„Ein Unhold war sie . . .“

„Na sicher . . .“

„Was geschah denn mit ihm?“

„Der Jüngling wurde stumm . . . keinen Laut konnte er mehr vorbringen . . . auch sah er niemand an . . . niemand hörte er . . . einen Wunsch nur hatte er . . .“

„Die Zauberin zu sehen?“

„Die Zauberin zu sehen, gewiß . . . An des Flusses Ufer ging er, schlief wieder ein, der Schlummer bemächtigte sich seiner . . .“

„Soviel Schlaf!“ lachten Mädchen und Knaben. „Und dann, dann?“

„Dann rührte sich der Fluß . . . blieb sogar stehen . . . Der Jüngling erwachte und sah, daß das Wasser die Brust geöffnet hatte, aus den Wellen tauchte ein Weib auf . . . ja, tauchte auf . . . die Wellen waren Schaum . . . in dem Schaum war das Weib . . . nackt . . .“

„Sah der Jüngling sie?“

„Das Weib rief ihm zu: sieh mich nicht an . . .“

„Sah sie der Jüngling dennoch an?“

„Natürlich sah er sie an! Die Augen fesselte das Weib . . . schwarze Haare hingen über die Schultern herab . . . wie eine dunkle

Wolke . . . dicke schiefe Augen ließ sie funkeln, wie Diamanten, wie blaue Steine im Bach . . .“

„Konnte das Weib ihn nicht hindern?“

„Wie hätte sie das machen sollen! Einmal rief sie ihm noch zu: ‚Sieh mich nicht an‘. Aber, was konnten seine Augen Besseres sehen? Da rief das Weib noch einmal: ‚Nun wirfst du mich ewig schauen‘ . . .“

„Und dann?“

„Dann tauchte das Weib wieder ins Wasser unter . . . verschwand . . .“

„Und der Jüngling?“

„Der Jüngling wurde zu Stein . . .“

Schweigen.


„Also ist dieser steinerne Jüngling jener Jüngling?“

„Jener Jüngling, des Müllers Kindeskind . . .“

Alle saßen stumm. Archibald sah: Der Mond, ein nacktes weißes Weib. Der Maiskolbenhaufen: Goldene Schlangensteine. Die Hülsen: Schäumende Perlmuscheln. Über dem Flusse des Mondes Neß. Darin das Bild des schönen Weibes. Das Neß schwindet, das Schöne zerfließt. Über dem Maiskolbenhaufen — Matassi. Wen sah sie an? Wem hörte sie zu? „Maia“ — dachte Archibald. Allan bellte den Mond an.

Eine Woche später. Ein Birnbaum, von Efeugirlanden umarmt. Unter dem Birnbaum — Däsen. Alle schwarz: ohne Brandmal. Mit epischer Gelassenheit kauten sie das Gras. Mit dem Schwanz wehrten sie die Fliegen ab.

Auf einem Kloß saß Archibald. Er blickte zu dem Weinberg hinüber, der Weinberg war noch ein grauer See. Das Vitriol machte die Blätter fleckig. Es war Weinlese. Viele Frauen und Kinder waren beschäftigt. Die Sonne stand hoch. Die Grille hörte mit Zirpen auf. Ab und zu hörte man das dumpfe Tönen des Weintrugwäschers aus der Erdhöhle. Der Weinberg rührte sich, als wäre ein wildes Tier darin, das mit lästernem Mund die vollen Trauben abriß. Auf den Pfählen waren Pferdeschädel aufgesetzt, damit kein böser Blick den Weinberg treffe. Lachen, Rufen, Flüstern.



„Matassi“, hörte man die Stimme der Mutter. Aus den Blättern tauchte des Mädchens Kopf hervor.

„Was willst du, Mutter?“

„Nimm dich doch des Gastes an . . .“

Archibald hörte die Stimmen. Die Worte unterschied er nicht. Er blickte wieder den Weinberg an, die rote Wohlthat der Sonne, den fruchtbaren Schoß der Erde. Er blickte zur Seite. Matassi kam schüchtern auf ihn zu. Einen Korb hielt sie in der Hand, geflochten aus Weizenähren. Der Korb war mit Weintrauben gefüllt. Ihr Körper schlank, der Kopf geneigt, das Haar in einer Flechte herabhängend, armdick. Des Haares Farbe wie Saitmes dunkle Wolke oder der Eiche dickes Blatt, schwärzlich.

„Bitte!“

Sie reichte ihm den Korb hin.

Archibald dankte, nahm ihr den Korb ab. Seine Augen umfaßten das Mädchen, Matassi schämte sich, zuckte, hob den Kopf, blickte auf; in ihren schwärzlichen Augen glänzte es wie blaue Steine. „Maia“, dachte Archibald. Wie gebannt blickte er auf Matassi. Plötzlich wandte sie sich um und ging zum Weintrage. Archibald sandte ihr seinen Blick nach. Wem ähnelt sie? Die Augenbrauen der großen Thamar hat sie, regelmäßig, wie es sie nur in Georgien gibt. Aber Thamars Blick war milde. Hier dagegen Feuer, fremdartiges. An wen erinnert sie ihn? Ha, an Traschanda, an das persische Mädchen. Aber in Traschandas Augen ist Wehmut der Weite.

Hier dagegen ist Munterkeit. Auf Traschanda schmolz der Mond. Auf Matassis Körper brennt die Sonne. Matassi kam zurück, brachte einen Teller für die Trauben.

Archibald nahm eine Traube und hielt sie in die Höhe.

„Wie heißt diese Traube?“

„Rothorn . . .“

„Und diese?“

„Bizka . . .“

„Diese?“

„Kradhuna . . .“

Archibald blickte bald Matassi, bald die Trauben an.

„Sind das nun besonders gute Trauben?“
„Dies Jahr sind sie längst nicht so gut wie sonst.“
Matassi war nicht mehr schüchtern.

„Erntet man sonst noch bessere?“

„Ja, viel bessere . . .“

Matassis Stimme klang jetzt kühner. Sie sah, daß Wamech kam.
Ver schämt eilte sie in den Weinberg.

„Ha, Wamech.“

„Matassi hat Ihnen die Trauben gebracht?“

„Ganz recht . . . was für eine hübsche Schwester haben Sie,
Wamech.“

„Meine Schwester ist auch Ihre Schwester . . .“

Wamech lächelte. Archibald verspürte eine ungewöhnliche Freude.
Da fiel ihm etwas ein. Er sagte hastig:

„Wamech: hier sind tausend Rubel . . . schicken Sie sie Salome
ins Spital.“

„Mit Freuden. Ha . . . wie wird sich die Arme freuen! . . .“

„Wamech, Wamech . . .“, hörte man Saridans Stimme.

„Hier bin ich, Großvater . . . gleich komme ich . . .“

Wamech ging. Archibald sah wieder zum Weinberg hinüber. Dort
verbarg sich Matassi zwischen den Blättern. „Ist auch Ihre Schwe-
ster . . .“ Ist sie wirklich Schwester? Nein. Vielleicht das Weib,
das in das Herz eindringt? Nein. Vielleicht Freundin? Nein. Weder
Schwester, noch Geliebte, noch Freundin. Und zu gleicher Zeit:
Schwester — Geliebte — Freundin. Ein anderes Wort, ein anderer
Name müßte gefunden werden! Matassi erschien wieder, sie trug
einen vollen Korb. Archibald ging ihr nach und holte sie ein.

„Ich trage den Korb . . .“

„Nein, ich selbst . . .“

„Nein! sagen Sie mir?“

Archibald lächelte, Matassi gab nach. Weich sagte sie:

„Nehmen Sie . . .“

Matassi eilte voraus. Archibald trug den Korb und ging zur
Kelter. Schüttete die Weintrauben ein. Matassi hielt in der Hand
den „Chapi“¹, voll Weinsaft.

¹ Ausgeleertter Kürbis, auf dem Lande als Weingeschirr im Gebrauch.

In ihrer Stimme war ein fremder Laut...

„Er wurde eben ausgepreßt ... ist süß, versuchen Sie.“

„Danke Ihnen...“

Er nahm ihr das Gefäß ab und schlürfte. Dann füllte er selbst „Chapi“ auf.

„Jetzt trinken Sie...“

„Ich habe schon viel getrunken...“

„Und wenn ich Sie bitte...“

Matassi nahm den Trank von ihm entgegen. Ihre Augen überschatteten sich, der Blaustein wurde groß und feucht. Matassi riß sich los. In den Weinberg flüchtete sie. Archibald ging zur Seite. Ha, jetzt erinnerte er sich an den Dienst des großen Kardu und der heiligen Nino. Nino ist Matassi ähnlich. Die blauäugige Jungfrau, ganz Weib schon. Voller Liebe zu ihrem Land und seiner Traube. Aus dem Weinstock schneidet sie das Kreuz. Tränen der Freude vergießt der Weinstock. Die Tränen trocknet sie mit ihren Haaren. Dem Weinstock tun die Haare wohl. Eine Haarflechte schneidet sie ab und windet sie um den Weinstock. Matassi ist Nino. Wenn er Matassi malt, so wird das Nino sein. Er blickte hin. Wieder Matassi. Jetzt zur Seite der Mutter. Groß ist sie wie die Mutter. Warum lacht die Mutter nicht? Warum umschwebt nie ein Lächeln ihr Gesicht? Und warum schweigt sie immer? So ist das georgische Heiligenbild der Maria. Archibald durchflog ein ferner Gedanke. Vielleicht erinnerte sie sich mit Liebe an den Verlorenen, den Gatten. Archibald ver-scheuchte den Gedanken und ging zu den Dzelkhwä. Dort saß der Greis Saridan, neben ihm Wamedsch.

„Also morgen fahren Sie fort?“

In des Greises Stimme liegt Schmerz.

„Morgen müssen wir fahren...“, erwiderte Wamedsch.

„Das Herz flüstert mir etwas zu...“

„Was?“

„Auch der Körper ahnt etwas Schlimmes...“

„Was?“

„Daß ich dich nicht wiedersehe...“

„Großvater, Großvater Saridan!“

„Ja, mein Kind...“

„Nein . . . nein . . . Großvater Saridan . . . Deine Tage sind noch lang . . .“

„Auch das Lange hat ein Ende . . .“

Von dem Dzelkhywa überblickte Archibald die Gegend. Wer war einst hier und wird nie mehr hier sein? Vater, wo bist du? Vater!

„Nein, Großvater Saridan, du wirst mich wiedertsehen . . .“

„Alt bin ich geworden, mein Kind . . . Gebeugt bin ich . . .“

„Nein, noch bist du rüstig . . . Miß dich an mir . . .“

Saridan warf sich in die Brust und lächelte. Wamech ließ nicht ab. Saridan sprang auf, Wamech maß sich an ihm.

„Siehst du, Großvater, man merkt dir nicht an, daß du gebeugt bist . . .“

„Heiter bist du . . . laß es dir gut gehen, mein Kind . . .“

Saridan selbst heiterte sich auf. Archibald fühlte Schmerz. Morgen soll er sich von diesem Lande trennen. Wird er es wiedertsehen? Wie mild ist hier die Sonne! Wenn sie untergeht, hastet ihr purpurrotes Auge an Sairme. Sairme ist blau, und das dunkelnde Sonnenauge verwandelt sich im Schauen in Blauschein. Von Persaths Bergen überblickt es die Ebene des Rion, die Niederungen des Awitila, die Schlucht des Chanisflusses. Archibald fürchtet, daß er dieses Land zum letzten Male gesehen habe. Wie gut ist es, daß Wamech mit ihm zusammen fährt.

Unter den Nußbäumen war Abend.

„Wie war es, Großvater Saridan?“

„So war es, mein Kind . . . damals, als . . .“

Und der Greis begann mit leiser Stimme zu erzählen.

Zu Ende war der Greis, und wieder fragte er Wamech:

„Also besteht ihr auf eurer Abreise?“

„Wir müssen fahren, Großvater Saridan.“

Jrgendwoher tauchte Matassi auf.

„Matassi, mein Kind! Morgen fahren sie . . .“, sagte der Greis. Matassi reckte sich:

„Bleiben Sie noch einen Tag . . .“, und blickte Archibald an.

„Wir können nicht . . .“

„Und wenn ich Sie bitte?“

Wie wenn Sonnenblumenkerne ergrünen, war Matassi

„Ha . . . dann ist die Absage schwer . . .“

Archibald konnte seine Freude nicht verbergen. Auch Caridan nicht, auch Wamech nicht. Matassis Freude verbarg die Schamhaftigkeit. Plötzlich nahm Wamech Matassi an die Hand. Matassi hielt das Kleid um die Knöchel fest. Die Augen blickten zu Archibald hin. — Übermorgen wird Archibald in diesen Augen zwei Tränen sehen.

Nordost

Archibald ging nach Hause. Gugu flatterte und begann zu schwatzen: „Archi, Archi, Meta, Meta, Archimeta, Archimeta“. „Er ruft nur das“ — sagte der ehemalige Herr Gugus leise: der kleine Mann besuchte Gugu täglich, um ihn zu warten. Archibald beachtete weder Gugus Schreien, noch die Worte des kleinen Mannes. Was schreit ein Papagei nicht immer heraus — dachte er für sich und eilte an den Schreibtisch. Hastig riß er den Brief von Olga auf. Was schrieb sie? — Der Bruder ist auf dem Wege der Besserung. Sie wird bald selbst zurückkehren. Sie will Archibald wiedersehen. — Aber in dem Brief steht ein merkwürdiger Satz: „Hier geschieht etwas. Hier bereitet sich etwas vor.“ Archibald dachte nach. Ob es wahr ist? Gibt es seelische Erdbebenmesser? Wenn in der Ferne etwas geschieht, dann breitet es sich unsichtbar über das seelische Gesichtsfeld aus. Wie oft erlebte er das: während des Krieges meldeten die Zeitungen Siege, aber in den Augen der Vorübergehenden, in ihrer Trübung und Unruhe las man die verheimlichten Mißerfolge. „Hier geschieht etwas, hier bereitet sich etwas vor.“ Gerade das hatte Archibald auf der Eisenbahn von der Station Nioni bis Baku gefühlt, auf dem Schiff von Baku nach Engeli, im Auto von Engeli nach Kasbin. Wem er auch begegnete, jeder hatte etwas Ungewöhnliches an sich; in den Augen, in der Haltung oder in Worten. Selbst den physischen Gesichtskreis trübte Seltsames, überzog ihn vollständig wie aufschwellender Nebel. Archibald dachte: Petersburg rührt sich, Petersburg rüstet sich. Um zusammenzubrechen? Vor Archibald tat sich plötzlich der Abgrund auf, an dessen jenseitigem Rand Olga geblieben war. Und Archibalds Herz empfand noch einmal, daß es nicht nur das Herz gibt. Petersburg bricht zusammen — das Herz wird vom Herzen getrennt, Petersburg zum Teufel! Sie werden es vielleicht ganz

vernichten. Wenn nur das Herz das Herz sähe! Wie wenig braucht der Mensch! —

Nein. Petersburg ist eine merkwürdige Stadt. Der geniale Zorn Peters des Großen schuf aus den finnischen Sümpfen eine gigantische Stadt. Er baute sie aus Granit und türmte sie auf wie ein Gebirge. Auch das Denkmal stellt ihn so dar, den erzenen Reiter, der auf gebanntem Pferde sitzt. Es ist auch wie Granit versteinert. Wenn das Pferd den Zaum zerreißt? Wenn es davonsprengt? Wenn es den Reiter mit sich reißt? Die finnischen Sümpfe scheiden nachts Phosphor aus, dessen Licht alles verdoppelt. Im Phosphorleuchten fallen gespenstische Flackerlichter auf den Granit Petersburgs, es ist als ob sie den Granit verwandelten. In den Lichtern leuchten Dostojewskis Augen: sie wissen, die Epilepsie wird eintreten und sich in Speichel ergießen. Der speichelfeuchte Mund wird das Ende der Welt verkünden, und mit der Posaune des Johannes wird der schreckliche Ruf über das Weltall verbreitet werden. Die Epilepsie wird aus aufgerissenem Rachen die Apokalypse ausspeien. Das granitene Pferd wird den Zaum zerbeißen, sich losreißen und stürzen. Auch der erzene Reiter wird ihm nachfolgen. Die granitene Stadt? Auch sie wird verschlungen werden, vielleicht sich in die Insel Patmos auflösen. Petersburg — zum Teufel, es möge untergehen. Wenn nur . . . Archibalds Herz verlangt nicht viel. In solchen Gedanken erreichte Archibald die Buden des Basars. Dort will er in sein Café gehen. Wenn Taba Labai zurückgekehrt ist, muß er dort sein. Und wirklich, als er eintrat, sah er, wie Taba Labai abseits saß und Haschisch rauchte.

„Ha, Sie Archibald . . .“

„Sei begrüßt, Labai-Chan . . .“

„Wenn's der Höchste will . . . Was ist gefällig: Haschisch oder Kaffee?“

„Bestellen Sie Kaffee . . .“

In Archibalds Kopf ist schon genug Haschisch.

„Nun, seit wann sind Sie von Teheran zurück?“

„Fünf Tage . . . Und Sie? . . .“

„Ich bin heute gekommen . . . Haben Sie neue Nachrichten? . . .“

„Aus Petersburg? . . .“



„Ja . . .“

„Sie wollen losgehen . . . und werden es . . .“

Der Perser oder Ägypter lächelt. Ein kleiner Junge bringt Kaffee.

„Sehen Sie . . .?“

„Sehen Sie . . .?“ sagt Labai fragend und lächelt heimlich dabei.

Zwischen den Buden gehen russische Soldaten einher. Sehr oft in letzter Zeit gingen sie in den Basar. Ein Soldat hält einen groben Mantel in der Hand. Aber warum ist der Mantel nicht zusammengelegt? Er ist wie um einen Stock gerollt. Der Soldat gibt den Mantel heimlich einem persischen Kaufmann. Der Kaufmann prüft ihn heimlich: ein Gewehr ist darin. Der Kaufmann legt den Mantel unter den Ladentisch. Der Soldat zählt die persischen Thumane.

„Sehen Sie? . . .“

„Ja, ich sehe es . . .“

„Sie wollen den Krieg nicht mehr . . .“

„Warum sollen sie ihn wollen? . . .“

Laba und Archibald stehen auf. Vor ihnen taucht eine große Chimäre auf: ein Kamel. Das plumpe Tier gleicht in den engen Gängen einem ungeheuren Monstrum. Aber die Augen — die Augen, die die Wüste gesehen haben! Wieviel Geheimnis liegt in diesen Augen. Bechan? Nein: Bechan ist nicht mehr. Aber ist hier nicht das gleiche Schicksal? Die traurigen gebehten Augen, sehen sie nicht im voraus das Verstoßen und Verlassensein? In Archibalds Herz stirbt Bechan, der elende Bechan, in diesem Augenblick zum zweitenmal. Die Buden füllen sich mit Soldaten. Sie bringen Eisen, Kleider, Leder, Automobilzubehör, Pferdegeschirr. Sie verkaufen alles. Immer wieder Flüstern und immer wieder Geldzählen.


Archibald zeigt mit dem Finger:

„Ja, ja, ich sehe . . . morgen werden es noch mehr sein . . .“

„Löst sich die Front auf? . . .“

„Sie löst sich unbedingt auf . . .“, bestätigt Labai mit heimlichem Lächeln.

Sie gehen. Der Ausgang ist nahe. Bei der letzten Bude steht ein Weib, den Kopf mit einem weißen Tuch verbunden. Sie hat grünlige Augen wie Olga! Olga! Wo bist du zu dieser Stunde?! Sein Herz streift Olgas Worte aus dem Brief. Das Herz zappelt wie



ein Säugling, den man im Trog badet. In Petersburg „geht es los“. Oder ist schon etwas geschehen? Dann klappt doch zwischen beiden Herzen die Kluft. Die Kluft bildet sich, damit sie zwei Herzen voneinander trenne . . . Ewiger Strich der ewigen Melancholie.

Wieder Soldaten, sie streichen umher, scherzen, rauchen Tabak, recken sich, schlendern müßig herum. „Semjetchki“ (Sonnenblumenkerne) knacken sie. O diese Sonnenblumenkerne: Symbol russischer Gleichmütigkeit, sichtbar gewordene Philosophie. In diesem Knispern löst sich die Seele jener vereinsamten Rasse: wild und aderstark. — Sage zum Russen: „Ein Abgrund.“ „Sei es“, antwortet er und spuckt die Hülsen der Semjetchki aus. „So ist das Geseß!“ — „Nicht für mich“, schießen die Sonnenblumenlippen hervor, und ein fremdes Feuer überläuft seine Augen. „Das darfst du nicht!“ „Ich spucke drauf!“ und die Zähne beißen wieder auf die Sonnenblumenkerne. Das fremde Feuer in den Augen wird jetzt purpurrot. Ob in diesem Beißen der Sonne Wut oder der Sonne Sorglosigkeit ist, das weiß er nicht. Er weiß nur, daß es die Kerne der Sonnenblume sind. Und wozu wissen, wenn man zur Sonne blickt!

„Sehen Sie, wie sie sich angesammelt haben?“

„Ich sehe es . . .“

„In einer Woche wird die ganze Erde voll sein . . .“

„Das glaube ich gern . . .“

Archibald betrachtet wieder die Sonnenblumenlippen. Was werden diese Lippen nicht alles verwerfen? Was werden sie nicht für Unfug anstiften? Einem von ihnen nähert sich Taba Tabai:

„Weshalb führt ihr Krieg?“

„Was weiß ich . . .“

„Wieso weißt du nicht?“

„Man schleppte uns weg und wir kämpften . . .“

„Mit wem führt ihr Krieg?“

„Mit Tataren und Girkanen.“

„Hast du sie gesehen?“

„Betrundete habe ich gesehen . . . Tote . . .“

„Willst du nach Hause zurück?!“

„Dort ist das Land, ich will — ja . . .“

Die Lippen spucken wieder die Sonnenblumenhülsen aus. Abseits hört man gemeines Schimpfen. Auch Archibald nähert sich dem Soldaten. Die Augen des Soldaten sind aufgewühlt. Man weiß nicht: lachen sie oder verlachen sie einen. Er drängt sich näher. Hat er Gutes im Sinn? Aber die Augen funkeln schief — man fürchtet, daß er einen ohrfeigt. Des Skythen Kopf und des Mongolen Augen! Was widersteht ihnen und was hält sie auf? Alles werden sie hinwegfegen, überwältigen, überfluten.

Archibald wendet sich zu Taba Tabai:

„Jetzt glaube ich . . .“

„Was?“

„Daß sie wie eine Lawine anstürmen werden . . .“

„Wer?“


„Diese . . . diese Lippen . . . diese Augen . . . diese Köpfe . . .“

„Jaaa . . .“

Der Perser oder Ägypter lächelt.

„Iswestija.“ „Iswestija!“ „Vollzugskomitee.“ „Arbeiter — Soldaten — Bauern — Matrosen.“ „Kerensti.“ „Arwo.“ „Tschaidze.“ „Eseretheli.“ „Plechanow.“ „Troßki.“ Die Worte durchheilen die ganze Welt. Auch über Frans Hochfläcke breiten sie sich aus. Auch in Kasbin ist ein Vollzugskomitee. Auch hier: SR-Menschenwiki — Bolschewiki — Kadetten (zwei — drei) — Maximalisten — Internationalisten. Dort, wo die Perser die aufgehende Sonne mit Musik empfangen, dort, wo die Perser die untergehende Sonne mit Musik begleiten, dort ist jetzt eine Estrade. Von der Estrade schreit jemand mit heiserer Stimme herab. Vorn eine große Estrade. Links und rechts an der Straße riesenhafte Platanen. Scharen von Raben umflattern öfters die Gipfel der Platanen. Niemals haben die Raben solche Stimme gehört. Erstaunt hören sie zu und fliegen mit Krächzen davon. Die Perser fürchten, daß sie die Gegend für immer verlassen. Von der Estrade hört man: „Nieder mit dem Kapitalismus!“ „Nieder mit dem Krieg!“ „Den Krieg hat die Bourgeoisie ausgedacht!“ „Das Land — den Arbeitenden!“ „Das Land — allen!“ „Die Fabriken — den Arbeitern!“

Die Straße wimmelt von den Scharen der Soldaten. Sie recken sich, schlendern herum, gähnen. Sonnenblumenkerne sind hier auch



viel. An den Lippen: „Hm, hm.“ Wenn das Wort „Land“ in die Menge fällt — hören sie auf, Sonnenblumenkerne zu knacken. Die Augen breiten sich. Sie spucken die Hülsen aus und rufen: „Land — Land — ja — Land.“

Ab und zu kommt ein Perser vorbei. Jemandein Kriegsbeamter hält ihn an:

„Husseini, weißt du, was Petersburg ist?“

„Piterburg? . . .“

Der Perser kneift die Augen zu.

„Revolution? . . .“

„Rivalissia . . .“

Der Perser taut in Lächeln auf.

„Bon Proletariat hast du doch gehört?“

„Prolethairi . . .“

Der Perser schüttelt den Kopf. Er nimmt den Korb flink in die Hand, beeilt sich, denn er muß Weintrauben verkaufen. Dann wird er Haschisch rauchen und in die Schau der ewigen Wesenheiten eingehen. Daneben an der Straßenseite sonnt sich ein an Lues Vergעהnder. Er ist überzeugt, daß die Sonnenstrahlen das Unheil aus-saugen oder austrocknen werden. Eine Stimme hört er von der Estrade. Aber den Sinn der Worte versteht er nicht, und will sie auch nicht verstehen. Neben ihm ein zerlumpfter Mensch. Das blöde Gehirn wird manchmal vom göttlichen Schauen erleuchtet — so glaubt der Orientale, wahrscheinlich des Gleichgewichts der Welt wegen. Die Augen des Mannes blicken blöde: sehen sie die Offenbarung? Oder suchen die Augen vielleicht ihren verlorenen Blick? Er hat den Mund weit geöffnet, als fange er die unverständlichen Worte von der Estrade auf. Die starke Stimme donnert noch einmal von der Estrade herab. Der Derwisch erschrickt, fällt auf die Erde mit schäumendem Mund. Dann fährt er auf, öffnet den Mund, als hätte er die glühende Kohle des Propheten Jesaias verschluckt. Er fängt an zu schreien. Mag er schreien. Der Perser versteht ihn nicht. Die Menschenhaufen rühren sich wie die zehackten Glieder eines Leviathans. Die Stimme von der Estrade wird immer lauter. Die Menge erwartet das gelobte Land. An dem Straßenende liegt ein Perser und schlummert. Der Kopf glattasiert. Das Gesicht wie eine

gährende Mumie. Die Augen seitlich und ins Weite übergegangen.
Der Etappenbeamte läßt auch von diesem nicht ab:



„Weißt du, was Petersburg ist?“

Der Perfer schlummert.

„Weißt du, was Revolution ist?“

Der Perfer gähnt.

„Was kann diesen aufwecken?“ hört man die Stimme eines Vorbeigehenden.

Die Bewegung zwischen Hamadan und Kasbin nimmt zu. Noch mehr zwischen Kasbin und Engeli. Die Autos des Städtebundes sausen, des Roten Kreuzes, des Landschaftsbundes, der Militärabteilungen. In den Ecken Ansammlungen und geheimnisvolles Flüstern. Der Perfer geht vorbei und denkt: Etwas geht los. In den Krankenhäusern Flüstern. Der Kranken Gehör ist geschärft. In den Gemeindehäusern eifriges Zeitungslesen und Disputieren. Neue Empfindungen recken sich auf Frans Hochfläche. An den telegraphischen Drähten gleiten die geheimen Zeichen. Wenn von dem Draht ein Zeichen auf die Platte springt, so kracht es wie der Donner.

„Etwas geht los . . .“, sagt Mačasch — gleichsam für sich.

„Etwas Großes geht vor . . .“, bestätigt Taba Tabai.

„Glauben Sie?“

„Wenn ferne etwas geschieht, so erfährt es die Erde als erste.“

„Wie denn?“

„Der Reisende legt sein Ohr an die Erde — um zu erfahren, ob nicht das Pferdegetrampel von weitem hörbar ist.“

„Und dann?“

„Um die Elemente wahrzunehmen, braucht man entsprechende Organe . . .“

„Das glaube ich . . .“

„Das Pferd richtet den Kopf auf und wird unruhig — wenn es ein nahendes Erdbeben spürt . . .“

„Ich habe so etwas gehört . . .“

„Das Pferd hat Vorgefühl . . . Sein Instinkt ist unfehlbar . . .“

„Sicher . . .“

„Beobachten Sie die Soldaten: sie wissen selbst nicht, was für Instinkte sie in sich tragen . . . und jede ihrer Bewegungen ist — Instinkt . . .“

„Ich verstehe . . .“

„Noch mehr: jeder ihrer Blicke . . .“

„Sicher . . .“

„Merken Sie nicht, daß selbst die Gegend und die Atmosphäre sich ändern?“

„Wieso?“

„Jrgendein Duft ist da . . . das Kommende — riecht man zum erstenmal . . .“

„Das ist richtig . . .“

Archibald flüstert:

„An die Erde muß man sein Ohr drücken, um das ferne Getöse zu hören?“

„Das steht fest!“

In der Straße geht eine Schar Soldaten. Nein, sie schlendert dahin. Man hört eine Harmonika. Frohsinn und Gesang. In dem Frohsinn Beharrlichkeit, und in dem Gesang sieghafte Kraft.

„Ist das der Widerhall des Nordens . . .?“

„Möglich . . .“, bestätigt das pockenarbigte Profil.

Die Harmonikatöne verlieren sich in dem Lärm. Aber die Harmonika hinterläßt etwas. Ebene, Ebene, Ebene. Anfang überall, doch nirgends Ende. Begegnet man jemand, so trennt man sich für immer. Keine Grenze, um das Auge ruhen zu lassen. Keine Schranke, um daran zu halten. Keine Stütze, um sich anzulehnen. Glatte Erde und des Himmels Gewölbe. Sonst nichts. Trauer in der Landschaft selbst, Bitterkeit im Raum, Wehmut bis in die fernste Ferne. Hier verliert man nicht nur den Nächsten, sondern sich selbst. Man findet sich nicht wieder. Jede Begegnung ist Tod im Beginn. Jedes Stehenbleiben die Unruhe reizend. Nirgends ein Herdfeuer. Überall Ausschweifung, Hinstürzen und Überwältigen. Über die verblichene Wiese rasen die erhitzten Stuten der Wüste. Ihre Augen sind Wahnsinn und ihre Hufe Groll. Ihr Wiehern hat ein fremdes Wehen in sich, unter dessen Einatmen die Erde das Gesicht wandelt und sich reckt wie eine Löwin. Mit wiehernden Steppenhengsten

stürmten Atila und Dschingis-Chan die Welt. Die Spuren ihrer Pferdehufe haben sich wie Hieroglyphen in der Brust der Erde eingegraben. Die Spuren sind verstaubt, aber noch ist der Hauch ihres Wahnsinns nicht ausgelöscht. Es kommen Reiter. Sie sind in diomysischem Rausch. Was wollen sie? Land? Nein. Jemand unterjochen? Nein. Sie sind bloß trunken, sie wollen sich nur austoben mit Schreien. Je weiter der Raum, desto besser. Der Rausch wird noch größer. Überwältigen wollen sie alles — mit Schreien. Je tiefer der Abgrund, desto besser. Die Wut wird größer und der Sprung um so weiter. Bezwingen sie jemand — so ist das Schicksal des Unterlegenen. Aus den Schädeln der Unterlegenen machen sie sich Trinkschalen. Sie füllen sie mit Blut, das sie trinken: damit sie noch trunkener werden, damit sie noch wahnsinniger werden. Über den Rand des Abgrunds stürzen sie! So wollen sie es! Danach dürstet es sie ja! Das Getampel der Pferde und das Jauchzen der Krieger zerfließen in einen Drkan, und dieser Drkan überschwemmt die Ränder der Schluchten. Es wird noch mehr Trunkenheit und Wüten kommen. Eine neue Sphinx? Der Skythenschädel und die Schließaugen des Mongolen. Die schmalen Augen dieses Schädels — was wollen sie erspähen?

Wir eilen durch die Nacht. Der Scheiterhaufen Feuerreigen
Langt durch der Steppe All.


In ihrem Dunst erglänzt das heil'ge Fahnenzeichen,
Des Chanes Säbelstahl . . .

Und ewig Kampf! Im Traume nur des Friedens Lied ertönt
Umwogt von blut'gem Naß.

Der Steppenstute wilder Hufschlag dröhnt und dröhnt,
Zerstampft der Steppe Gras . . .¹

Der Verkehr nimmt zu. Autos sausen hin und her. Man merkt ihnen die Unruhe an: ihren Rhythmus kann nichts verhehlen. Etwas geschieht: weit, weit im Norden. In allen Ecken Haufen von Menschen. Flüstern. In den Krankenhäusern Raunen und Flüstern. Das Gehör der Kranken ist geschärft. Zeitungen, Depeschen, Chiffern. Anfragen und Disputieren. Auf Irans Hochplateau geschieht etwas oder hört Iran nur von weitem, was geschieht? Wieder Zeitungen, wieder Depeschen, wieder Chiffern. Namen, Namen, Namen.

¹ Gedicht von Alexander Blok.



Unter ihnen immer wieder ein Name: alle wiederholen ihn, alle quält er, alle zieht er an, Anhänger wie Gegner. Dieser Name ist das Lotem der kämpfenden Klasse.

Der Soldatenhaufen gerät in Bewegung. Sie rufen: Lenin! Lenin!

Laba Labai erzitterte und horchte auf. Lenin? Bei diesem Namen wurde er nachdenklich.

„Erinnert er Sie an etwas?“ fragte Archibald.

„Gerade dieser Name . . .“

„Lenin? . . .“

„Ja . . .“

„Wo oder wann . . .“

„Er erinnert mich an den Mai des Jahres 1908 in Paris. Es war ein Vortrag dieses Mannes angekündigt, und ich ging hin. Auf dem Katheder sah ich einen kleinen untersehten und stämmigen Mann mit starkem Kopf von nacktem Granit. Die hohe Stirn hartnäckig gewölbt, der Schädel am Scheitel etwas gedrückt, vielleicht ein Zeichen der Härte; aber der Nacken kräftig ausgewachsen, unbedingt das Zeichen der Selbstbeherrschung. Ich beobachtete diesen Menschen. Die Augen schmal, wie die des Mongolen: das eine leicht zugekniffen, mißtrauisch und durchbohrend, das andere gleichsam seitwärts blickend. Diese Augen sehen einem in die Augen und dringen bis jenseits der Augen hindurch. Der Mann zog die gespannte Aufmerksamkeit auf sich. Die ganze Figur erschien kühn und kalt. Als ob er alles im voraus errate wie ein erprobter Fechter. Er sprach laut und urwüchsig. Die Stimme war eintönig: weder Pause noch Betonung. Die Sätze krumm und schwerfällig, ohne jede Plastik und Beredsamkeit. Der Satz war Tat und das Wort war Wille. Den linken Daumen hing er oft in die Westentasche, als ob er die Zuhörer verspotten wollte, manchmal steckte er die linke Hand auch in die Hosentasche, wie wenn er den Gegner heimlich verlachte. Die Rechte umriß die Linien und Umrisse der Gedanken in ihrem logischen Flusse. Von Zeit zu Zeit kam die Linke der Rechten zu Hilfe. Ich beobachtete seine Hände, denn in den Händen liegt doch der Charakter. Die Handfläche war breit und die Finger kurz. Solche Finger haben die Bauern, die in den Bergen riesige Baumstämme zusammenknoten und



für die Flöße von den Bergkämmen in die Schlucht herunterziehen. Er sprach. Oder besser: er hackte mit dem Beil die starken Äste des Baumes ab, mit der Äxt spaltete er den Klotz. Ironie fehlte nie auf seinen Lippen und wurde nur durch den blonden Spitzbart gemildert. Aber wenn es den Kernpunkt des Disputs galt — als hätte er einen Lasso ausgeworfen, einen wilden Hengst zu fangen — dann schwand die Ironie von seinen Lippen. Dann lag in der Gestalt Kraft und Sieg. Alle Muskeln des Körpers waren gespannt. Der Mensch war unbeugsam, ungebrochen, vorstoßend. Keinerlei Zweifel, keine Spaltung. Eine Richtschnur, stark wie das Rückgrat selbst. Alles übrige nur ein Anpassen an diese Linie, Nußanwendung für diese Linie. Der Mann sprach. Nein, er schmiedete den Willen zur Tat. Als ob er zum Anzünden oder zum Auslöschten des Brandes rufe. Ich beobachtete den Redner. Vor mir stand der Eisenmensch, der die Elemente bricht. Kalt, kalt, aber stark und schrecklich. Keine Feuchtigkeit, keine Weichheit. Aber Sie kennen Heraklit von Ephesus Worte: ‚Trocken und heiß‘, in bezug auf die Seele. Ich sah diesen Menschen an: hatte je einer auf seinem Gesicht das Lächeln der Weichheit gesehen? Vielleicht hätte man es manchmal finden können, aber dazu ist das Schauen des Kindes nötig. Ich habe es nicht gesehen.“ Taba Tabai hielt inne. Archibald flüsterte:

„Das ist ein Gedanke . . .“


„Wissen Sie, woran ich mich damals erinnerte?“

„Woran?“

„Was er sprach, verstand ich nicht. Nicht nur deshalb, weil ich schlecht Russisch kann. Mich fesselte die Persönlichkeit selbst, unabhängig davon, was er dachte oder was er sprach, die Persönlichkeit unmittelbar, in ihrem Kern genommen.“

„Woran erinnerten Sie sich . . .?“

„An folgendes: Der Papst Alexander VI. und sein Sohn bewirteten die Kardinäle in dem Weingarten des heiligen Petrus: sie wollten die Kardinäle vergiften. Nur der Kammerdiener wußte, in welcher Flasche das Gift war. Aber er ging fort, um Pfirsiche zu holen, der Mundschenk jedoch füllte die Schalen mit Chioswein. Alexander trank und starb augenblicklich, wie vom Feuer verzehrt. Borgia trank, er spürte das Gift, aber der Cäsar hatte einen Straußen-



magen. Doch die Cantarella, der Gifttrank, war auch nicht schwach. Da gab Borgia den Befehl, man solle vor seinen Augen den größten Dachsen töten. Sogleich brachte man einen ungeheuren Dachsen, tötete ihn, und der Cäsar legte sich in seinen ausgeweideten Bauch. Man nähte den heißen Bauch zu und Borgia blieb einige Stunden darin. Dann öffneten sie den Leib des Dachsen und Borgia stieg vollständig geheilt heraus.“

„An diese Geschichte dachten Sie? . . .“

„Gerade an diese . . .“

„Was für Kraft . . . was für Stärke . . . was für Widerstand . . .“

„Als ob das Leben des ganzen Geschlechts in einem einzigen Körper konzentriert wäre.“

„Und der Körper wäre gleichsam der Stamm dieses Geschlechtes mit sprießenden Muskeln . . .“

„Der Stamm des Schicksals . . . ich habe damals in diesem Menschen Borgia gesehen . . . den Stamm des Schicksals . . .“

„Dann glauben Sie . . .“

„Dieser Mann wird die kommende Latwine entfesseln . . .“

Von weitem hörte man noch rufen: Lenin! Lenin! Lenin! In der Luft schwebte die Parole: „Nieder mit dem völkervernichtenden Krieg!“ „Die Fabriken den Arbeitern!“ „Das Land den Bauern!“ Und dazwischen ertönte wieder die Harmonika — und wieder Sonnenblumenkerne . . . Haufen oder Herden schlendern umher. Zahllose Soldaten, unter ihnen jetzt auch Krankenschwestern. Scherzen, tolle Streiche, zweideutige Worte, noch zweideutigeres Schauen, Gelächter, Richern. Die einen sehen die Hüften der Frauen an, die andern die Oberschenkel, andere die Knie und wieder andere die Brüste. Keiner das Gesicht. „Hi, fhi, fhi“, wiehern sie. „Cestria . . .“

Petersburg — zum Teufel, mag es zugrunde gehen! Wenn nur . . . Archibalds Herz stockt und schlägt schwer. Und plötzlich fragte Mackasch Labai-Chan:

„Alles gut, aber was meinen Sie, wird etwas Gutes für die Menschheit aus dieser Bewegung kommen? . . .“

„Als Antwort werde ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die mit in diesen Tagen ein Georgier berichtet hat. Vor einigen Jahren

reiste er von Tiflis nach Odessa. Untertwegs verspätete sich der Zug, und als er nach Batum kam, war das Schiff schon abgegangen. Das Schiff fuhr wöchentlich nur einmal. Stellen Sie sich seine Trauer vor: von der Station zurückgeblieben sein mit Sack und Pack ist schon schlimm genug, von Batum nach Tiflis zurückkehren und noch eine Woche warten, noch schlimmer. Da soll der Mensch nicht die Geduld verlieren. Aber das ist noch nichts: seine näheren Verwandten und seine Freunde reisten gerade auf diesem Schiff. Stellen Sie sich vor, in welcher Gemütsverfassung er in jener Nacht in Batum gewesen sein wird. Aber siehe da — am Morgen kam eine Depesche, das Schiff sei untergegangen. Wissen Sie, was sein erster Gedanke war? . . .“

„Gott sei Dank, daß ich mich verspätete . . .“


„Gerade das, das war es, was er sich dachte . . . im ersten Augenblick . . . Dann aber kam die Traurigkeit um die untergegangenen Verwandten und Freunde. Je stärker der erste Augenblick der Freude war, desto gräßlicher war die Trauer . . . sagte er selbst . . .“

Laba Labai hielt inne; dann fügte er hinzu:

„Jeder andere hätte an seiner Stelle so gedacht. Und so lange im Weltall noch diese Freude des ersten Augenblicks existiert, ‚ich selbst, ich bin doch gerettet‘, hilft der Menschheit nichts . . .“

Laba Labai schwieg. Er brachte kein Wort mehr hervor. Er verabschiedete sich von dem Freunde und ging gesenkten Hauptes weg. Archibald folgte ihm mit den Augen: War er nicht ein Helfseher? Als ob Laba Labai seinen Gedanken gelesen hätte: „Petersburg zum Teufel, wenn nur . . .“, er las und entfaltete diesen Gedanken als ein Geschick. So machte es Labai-Chan immer: er führt den Menschen zu seinem Geheimnis selbst im Bückzack, zeigt es ihm wie in Stein geschnitten, zeigt es so, wie der Mensch es selbst nie gesehen hat, selbst nicht sehen kann; dann schweigt er und läßt ihn im Stich. — Archibald versenkt sich in sein Herz und fühlt die Wahrheit des Herzens, aber dabei doch etwas Unwahres.


Er nähert sich seiner Wohnung. Der Lärm der Soldaten verhallt wie eine fern vergleitende Woge. Der Lärm der Stadt legt sich. Die Nacht des Iran dämmt herab. Die Sterne erscheinen und flimmern herunter wie fremde Augen. Man sieht in diese Augen und



fühlt, daß man selbst ein Stern ist. Auf die Nacht des Trans legte sich wie ein ungeheurer Schatten das große Schweigen, das nur von dem Ohr des Wildes gewittert wird. Archibald ging ins Zimmer und zündete eine Kerze an. Gugu rief: „Archi, Archi, Meta, Meta, Archimeta, Archimeta.“ Jetzt erst wurde Archibald auf diese Worte aufmerksam. Er ging zu Gugu, und Gugu sah ihn mit einem Auge an, wie eines Menschen Auge. Archibald schüttelte es. Er erinnerte sich: Als er einmal in der Sommerfrische war, erblickte er im Walde einen fremden Vogel. Dieser Wald sah Vögel selten. Der fremde Vogel erschrak, flog aber nicht weit. Als er den Menschen sah, blickte er ihn an wie einen Freund. Archibald wunderte sich und begann ihn anzuschauen wie jener ihn. Am zweiten Tage sah er den fremden Vogel, auch am dritten Tage, in der ganzen Woche sah er ihn. Der Vogel sah aus, als ob er lachte. Der Wald war in großes Schweigen gehüllt. In der Schlucht rieselte ein kleiner Bach, und dieses Rieseln vertiefte das Schweigen. Als er nach sieben Tagen dem Vogel noch einmal begegnete, flog durch Archibaldis Brust einen Augenblick ein seltsamer Gedanke: vor tausend Jahren ist mein „Ich“ und dieses Vogels „Ich“ in andern Formen sich schon einmal begegnet. Der fremde Vogel flog fort und nahm Archibaldis Gedanken mit. Daran dachte Archibald jetzt und er sah, wie ihn Gugu durch diesen fremden Vogel anschaute.

Archibald erinnerte sich an das Wort, das in Trubakidses Heften verwaist geblieben war. Dort stand an einer Stelle geschrieben: „Die Ewigkeit kann dich nur hören, mit den Augen kann sie dich nicht sehen. Sehen kann sie nur, ob du in dem Auge des Vogels etwas Fernes siehst.“ Ha, wo ist das Geheimnis: dachte Archibald. Er sah zu Gugu hin: aus den Augen schaute ihn Fernes an. Er drehte sich um, nahm die Familienhefte Trubakidses auf und begann zu blättern. Er hatte soviel Georgisch gelernt, daß er den hier erzählten allgemeinen Inhalt schon verstand. Er nahm ein Heft, das er noch nicht durchgelesen hatte, blätterte darin herum, und begann zu lesen. „Ende des 18. Jahrhunderts nahm Agha-Mahomed-Chan mit dem Schwerte Tiflis ein und führte viele Frauen und Männer als Gefangene mit nach Persien. Unter ihnen die schöne Tochter des Fürsten Tscholokaschwili – Melitta . . .“ Archibald dachte nach: Tscholokaschwili, ist das

nicht ein Zweig der Trubalkide? Dann wiederholte er laut: „Melitta“. Ein schöner Name, dachte er. Gugu stieß plötzlich in alter Erinnerung an den Namen den Ruf aus: „Melitta, Melitta“. Archibald hatte nicht auf Gugu gehört. Er las weiter: „Melitta liebte leidenschaftlich einen jungen Mann, mit Namen Archil“ . . . Archil, ist das nicht mein Name? flüsterte Archibald für sich, aber Gugu begann nun auszustoßen: „Archi, Archi“ — und Archibald zitterte. Er fuhr fort zu lesen. „Der junge Mann war traurig, daß Melitta entführt war, er überwand die Sehnsucht nicht und ging nach Persien, um die Geliebte zu suchen. Unterwegs litt er Hunger und Durst, Hitze und Ermüdung. Aber nichts konnte ihn niederringen. In Mesandaran kaufte er einen Papagei . . .“ Einen Papagei, Archibald stutzte und las weiter. „Er kaufte einen Papagei und begann mit ihm Wahrsagerei: er ging von Lür zu Lür — vielleicht sah er auf diese Weise Melitta. Er durchwanderte fast ganz Persien: Mesandaran, Gilian, kam nach Kasbin, dann nach Hamadan, besuchte Ispahan, Schiras, Fereidan. Nirgends sah er die Geliebte. Schließlich kehrte er über Kasbin zurück. Auf dem ganzen Weg dachte er an Melitta: ob er die Sterne sah oder das Gras, er dachte immer an Melitta. Er verglich sie mit der Blume, mit der Sonne, mit der Quelle. Er dichtete Verse und sang. In dem Gesang und den Versen hörte man nur Melittas Namen. Der Papagei hörte das und brachte gebrochen ‚Meta‘ hervor anstatt ‚Melitta‘ . . . Meta, wiederholte Archibald für sich, der Papagei schrie jetzt hartnäckig: „Meta, Meta, Meta!“ Archibaldis Körper durchzog eine fremde Furcht. Er fürchtete sich weiterzulesen, aber er konnte das Auge nicht von dem Heft abwenden. „Archil lehrte den Papagei Liebestworte. Er kam nach Kasbin und ging noch einmal an den Höfen vorbei. Am Ende der Stadt war ein Palaß. Als er das erstemal durch die Stadt gekommen war, war das Tor verschlossen gewesen. Jetzt sah er, daß das Tor offenstand und ging in den Hof. Auf dem Altan erschienen verschleierte Frauen. Eine Frau ließ den Herrn des Papageis über der Stirn eine weiße Stelle im Haar sehen . . .“ Ein weißer Haarfleck über der Stirn, hat das nicht auch Archibald? — träumt er oder wacht er? Er las vor Furcht zitternd weiter. „Der Papagei stieß plötzlich den angeleiteten Ruf aus: ‚Archil liebt Meta‘, ‚Archil liebt Meta‘. Die Frau auf



dem Allan suchte zusammen. Sie beugte sich vor, und sofort erkannte sie den jungen Mann, ihr Herz riß sie fort. Auch er sah, daß er gefunden hatte, was er suchte. Er kam oft wieder in den Hof, sang und spielte. Endlich fand er heimlich den Weg zu der Geliebten und befreite sie. Die Frau war Melitta. Archil war Fürst Makaschwili. Den Papagei hieß er Gugu.“


Archibald fiel mit dem Gesicht auf den Tisch. Er konnte nicht weiterlesen. Vor etwa hundert Jahren findet hier in Kasbin ein Archil Makaschwili mit einem Wahrsagerpapagei seine in die Gefangenschaft geführte Herzensgeliebte. Vor hundert Jahren! Ist denn dieser Gugu derselbe Papagei? Ein Papagei, sagt man, lebt drei- oder vierhundert Jahre. Und nach hundert Jahren etwa findet hier in Kasbin ein anderer Makaschwili, auch ein Archil, gerade diesen Vogel, der schon einmal seines Geschlechtes Schicksal gewendet! Ist das Traum oder Wirklichkeit? Archibald hatte nicht die Kraft, den Kopf zu heben. Seine Gedanken waren von Tränen beschwert, aber er fürchtete sich, Tränen zu vergießen. Draußen knurrte Allan: ist jemand da? Archibald stand auf. Er blickte Gugu an: wieder diese Augen, wieder dieses Schauen. Gugu hoßte stumm und starrte ihn an. Archibald ging hinaus und sah den Himmel an: die Nacht des Iran war in Schweigen gehüllt. Ganz ferne ertönte der Laut einer Thari, die das Schweigen mit unaussprechlicher Trauer erfüllte. Archibald verlor sich in der iranischen Nacht. Er blickte den Himmel an: ein Stern fiel; wohin versank er? Verlor er sich? fragte sich Archibald selbst. Nein, im Weltall geht nichts verloren: wenn ich bin, war ich auch, werde ich auch sein — dachte es in Archibaldis Gehirn. Und Archibald vereinigte sich mit dem Schweigen der iranischen Nacht, wo die Sterne Augenblicke der Ewigkeit sind. Wer er selbst ist, weiß Archibald nicht: ein anderer, der an ihn denkt, oder er selbst, der einen andern sieht. Das hatte Archibald zum erstenmal in der Nacht bei dem Löwen Hamadans gefühlt. Auch jetzt fühlte er es, aber nun schreckte es ihn nicht mehr: ist es nicht ganz gleich, wer er ist? Er ist doch; das ist die Hauptsache. Archibald versank in den Schoß der iranischen Nacht, dort fand er die Mutter, dort sog er an den Brustwarzen, ruhte an ihrer Brust. — Wieder bellte Allan, vielleicht hat er eine Sternschnuppe gesehen? Archibald wandte

sich um und ging ins Zimmer. Gugu saß in Schweigen versunken und sah Archibald nicht an. Nun betrachtete Archibald Gugu. Sollte das wirklich jener Gugu sein? Wie oft mag jener längst vergangene Archil Gugu in die Hand genommen haben, wie oft ist er mit ihm durch die Länder gewandert? Wieviel Worte hat der Vogel von jenem gelernt? Wie oft hat er Melitta genannt? Wie oft hat jene tote Hand seinen Körper gestreichelt? Wieviel Liebesworte hat er für sie ausgesprochen? Wo ist jetzt dieser Archil oder Melitta? Wo sind ihre Umarmungen, ihre Küsse? Wo sind ihre Augen? ... Archibald wurde es schwindlig; das mußte doch ein Traum sein. Wie mondsüchtig ging er zu Gugu und sagte ihm plötzlich die Worte: „Archil — liebt — Melitta“. Gugu flatterte, flog aus dem Käfig und schrie: „Archil liebt Meta, Archi liebt Meta.“ Da war es Archi in plötzlichem Erschrecken, als ob durch den Vogel sein Vorfahr ihm diese Worte zuriefe, und indem Gugu immer heftiger kreischend und aufgereggt seine Schultern umflatterte, machte Mackasch unter dem Eindruck seines erschreckten Gefühls eine heftig abwehrende Bewegung.

Wie geschleudert taumelte der bunte Vogel zur Erde, schlug noch ein paarmal zuckend die Flügel und lag dann still. Als Archibald sich über ihn bückte, ihn aufzuheben, fuhr seine Hand zurück, wie wenn er Feuer berührt hätte. Der Vogel war tot.

Archibald stand wie versteinert. Hatte seine abwehrende Bewegung ihn zu Boden geschleudert oder hatte hundertjährige Erinnerung, jäh aufblühend, das kleine Vogelhirn gesprengt? Archibald sah auf Gugu herunter, er konnte sich nicht entschließen, ihn zu berühren.

Dann ging er, als ob er das Alleinsein mit sich fürchte, auf den Altan zu Allan. Es war noch dieselbe Nacht des Frans wie vorher, dieselbe Stille, dieselbe Stimme der traurigen Thari. Archibald schaute ins Zimmer, wo der tote Gugu lag. Dort war auch Stille, aber eine andere . . . Er konnte die Tränen nicht zurückhalten, er weinte und dachte an seinen Urahn, weinte und gedachte der schönen Melitta, weinte und sah auf den toten bunten Vogel, der eben noch lebte und flatterte. Einft wird er auch, Archibald, so daliegen.



Am andern Tag kam der kleine alte Mann, nach Gugu zu sehen. Aber Gugu brauchte keine Pflege mehr. Der Arme sah den kleinen bunten Leichnam und blieb wie versteinert stehen. Dann nahm er ihn in die Hand, drückte ihn an die Brust und begann ohne Worte zu weinen. Nie wird Archibald die Tränen des kleinen Mannes vergessen. Nach einer Weile riß der kleine Mann sich los und stürzte hinaus; er nahm den toten Gugu mit. Archibald konnte gerade noch eine Feder aus dem Flügel des Vogels herausreißen. Archibald wird auch nie vergessen, wie der kleine Mann zur Tür hinausstürzte: als hielte er das eigene herausgerissene Herz in der Hand.

Die Straßen waren wieder voller Soldaten. In jeder Ecke lärmende Haufen, überall Disputieren und Erwarten. „In Petersburg bereitet sich etwas vor,“ „in Petersburg geschieht etwas.“ Archibald war wie im Traum und sah im Traume den Traum — so war für ihn, was geschah. Er stützte sich auf das Geländer und dachte an Gugu. Plötzlich ging das Tor auf und Wamedch stürzte herein. Archibald hatte ihn nie so erregt und traurig gesehen. Wamedch streichelte Allan, ging an den Tisch, auf dem das Bild des Freundes von Archibalds Vater stand, betrachtete die Teppiche: er konnte keine Ruhe finden. Wollte er seine Erregung und Trauer damit verstecken?

„Was ist los?“ fragte ihn Archibald.

„Ich muß nach Georgien zurück . . .“

„So schnell? . . .“

„Es geschieht etwas . . . ich habe Berichte . . . noch heute muß ich zurück . . .“ Wamedchs Herz war betrübt. Erst ist diesem Augenblick empfand er, was Archibald ihm war. Er wußte: er verabschiedet sich nun und wer weiß, ob er ihn noch einmal sehen wird. Er fühlte Schmerz: es ist möglich, daß es ein Abschied für immer ist. Aber Wamedch wußte nicht, daß der Schmerz der Trennung für Archibald noch schärfer war.

„Sie wollen also noch heute abreisen? . . .“ fragte Archibald traurig.

„Noch heute . . . nachher wird es zu spät sein . . . das Herz sagt es mir . . .“



„Ich werde Sie bis Engeli begleiten . . .“

„Unmöglich . . .“

„Warum? . . .“

„In Gilian soll Mirza Kutschuk-Chan bereits seine Tätigkeit begonnen haben . . .“

„Und? . . .“

„Wenn er uns überfällt? . . .“

„Und Sie gehen doch? . . .“

„Mir macht es nichts aus . . . wenn er aber Sie erkennt? . . .“

„Als Engländer? . . .“

„Ja . . .“

Wenn das Wamech nicht gesagt hätte, wer weiß, was dann Archibald beschlossen hätte. Aber jetzt sah er Widerstand, und Widerstand stachelte ihn stets auf.

„Nichts wird mich aufhalten . . .“

Wamech wurde weich und sah Archibald ins Gesicht.


„Sie werden doch Allan mitnehmen? . . .“

„Natürlich . . .“

Gleich als ob Allan dieses Gespräch verstanden hätte, stand er auf und richtete sich mutig auf. Wamech begann die Dogge zu streicheln: jetzt brauchte er seine Erregung und seinen Kummer nicht zu verstecken, weil keines von beiden mehr vorhanden war. Archibald sah die zwei Freunde und freute sich.

Nach einer Stunde fuhren sie mit einem Auto zur Stadt hinaus. Sie nahmen auch Sargis mit. Sie kamen durch Bujnak, Mend-schil, Rudbar, Rustamabad, sie mieden die Schergen Kutschuk-Chans, weiter Imam — Zade — Rescht, kamen nach Engeli. Hier fanden sie Berichte vor: heute oder morgen wird ganz Gilian in den Händen Kutschuk-Chans sein: Archibald kann nicht mehr zurückkehren, dachte Wamech und freute sich. Aber Wamech merkte nicht, daß sich Archibald noch mehr freute. In diesem Augenblick empfand Archibald bis in die letzten Fasern seines Körpers, daß er sich von Wamech nicht trennen konnte. Er muß mit ihm gehen, wohin es auch sei.

„Wenn es so ist, werde ich nach Tiflis fahren . . .“, sagte Archibald lächelnd.



„Nach Tiflis? . . .“ staunte Wamedch auf. Seine Freude hatte keine Grenzen.

Sie bestiegen das Schiff. Jetzt kam eine neue Nachricht: in Petersburg Umsturz. Archibald wurde traurig: Es geschah, was er befürchtete: die Kluft tat sich auf, er wird Olga nicht wieder sehen. Wamedch merkte seine Betrübniß und ward selber traurig. Aber Wamedch war nicht gewöhnt an Traurigkeit und Beschaulichkeit: er war Wille und Wirken. Und nachts, als Archibald das Bildniß Olgas betrachtete, faßte Wamedch in seinem Herzen einen Entschluß.

„Möchten Sie sie sehr gerne sehen? . . .“ fragte Wamedch lächelnd. Archibald lächelte auch.

„Wenn sie plötzlich in Tiflis erschiene? . . .“

„Wer? . . .“ fragte Archibald erstaunt.

„Olga . . .“

„Unmöglich . . .“

„Es gibt nichts Unmögliches . . .“

Mehr sagten sie einander nicht.

Sie kamen nach Baku. Sie gingen auf den Bahnhof. Der Bahnhof war voller Soldaten. Der Bahnhof ist überhaupt ein Seismograph ferner Ereignisse — im Lärm des Bahnhofs von Baku widerhallten die Ereignisse von Petersburg. Als Archibald abseits stand, benutzte Wamedch die Gelegenheit und übergab Sargis einen kleinen Zettel.

„Ich gehe nach Petersburg . . . übergib diesen Zettel Archibald! . . .“


„Hast du den Verstand verloren?“

„Du hast mich immer wahnwitzig genannt . . .“, wandte er sich lächelnd zu Sargis und fügte hinzu: „Also, Sargis, übergib ihn, wenn der Zug abfährt . . . laß Archibald in Tiflis nicht allein! . . .“

Raum hatten Archibald und Sargis Plätze im Zuge gefunden, als er sich in Bewegung setzte. Da fragte Archibald Sargis:

„Wo ist denn Wamedch? . . .“

Anstatt zu antworten, überreichte ihm Sargis den Zettel. Darauf stand nur: „Ich fahre nach Petersburg, werde Olga sehen. Den Wirtswart dort fürchte ich nicht, das Blei, das mich träfe, ist noch nicht gegossen, das wird Ihnen auch Sargis bezeugen. Ich



hoffe, Sie wiederzusehen. Erwarten Sie mich in Uflis. Ich fühle Sie als meinen Bruder . . ." Archibald erstaunte. Sargis klärte ihn auf:

"So ist er: fällt ihn etwas an, wird er eher sterben, als es nicht ausführen."

"Ich fühle Sie als meinen Bruder", sagte Archibald immer wieder in seinem Herzen. Vielleicht ist es nicht nur ein Fühlen, vielleicht ist er ein wirklicher Bruder. Archibald war erstaunt und freute sich. In seinen Gedanken war jetzt nur Wamech: wirklich der Bruder, der Strahlende, der Heitere, wie ein Sonnenspeer. In diesen Gedanken betrat Archibald die Straßen von Uflis.

Stadt-Schiff

In Mzgetha hat ein König einen Falken auffliegen lassen. Der Falke verfolgt einen Auerhahn. Der König wartet. Weder Falke noch Auerhahn sind zu sehen. Er geht auf die Suche, gelangt an einen Hain. In dem Hain ein schwefelfarbiger Strom. In dem Strom ist der Auerhahn ertrunken. Der Falke ist ihm nachgefolgt. Der König legt den Grundstein zu einer Stadt. So meldet der Mythos der Stadt. Mit seinem Schwefelbad beginnt Tiflis und mit dem Schwefelbad endet es.

Kleine Häuser und enge Straßen. In einem Viertel ist es leicht, von einem Altan auf den anderen hinüberzuspringen. Hier und da ein Kaffeehaus. Mit Henna gefärbte Bärte, polierte Nägel — auch mit Henna gefärbt. In den Händen Rosenkränze aus Bernstein oder aus Gischery. Die Unterhaltung geht ruhig und still. Die Augen suchen niemand, nur etwa, daß sie sich selber in der Ferne suchen. Am Eingang in das Bad steht der Mekisse¹. Sein hagerer Körper wie ausgekocht: wie ein am Fenster hängendes geräuchertes Huhn. Seine Haut wie der dünne Lindenbast eines Schuhs. Ein käsiges Gesicht. Die Augen schwerfälliges Nitwana. Träumt er vom Iran?


Vor drei Jahrhunderten eroberten Schah-Abbas Truppen Tiflis. Mit Blut berauschte sich der Mächtige und wurde schwer. Der Mächtige nahm ein Schwefelbad. Der Masseur rieb ihm den berauschten Körper. Erinnert sich Maschadi daran — er, der Nachkomme jenes mythologischen Mekisse? Vielleicht erinnert sich Maschadi auch an anderes: — Auch Alexander Puschkin benutzte das Schwefelbad. Sein Negerblut konnten die slawischen Steppen nicht befrieden. Erst in Tiflis fühlte Puschkin Beruhigung. Über seinen braunen Körper schäumte der Mekisse die flockigen Seifenblasen.

¹ Der Masseur im Bad.

Die Kissa¹ streifte er über seinen Körper, hauchte hinein, der Körper des Dichters empfand es wie das Streicheln jenes schönen Weibes, welches so schicksalhaft für ihn wurde. Vielleicht erinnert sich Maschadi daran? Maschadi erinnert sich an nichts, er ist aufgelöst in dem heißen Schwefelstrom. Nur manchmal nimmt er die Haltung Zarathustras an — Zarathustra ist doch aus seiner Heimat — und sagt: Ein gutes Bad und gutes Essen sind gut.

Und wirklich, das Schwefelbad ist gut. Die Beine kurz, die Hose breit, sitzt der Gast wie ein aufgeblasener Lederbeutel. Ein großer silberner Gürtel um die Mitte, daran herabhängend Bagdads Kopftuch. Der Kopf gleicht einem Kürbis, auf dem Nacken der Hut einem schwarzen Pilz. Die ganze Erscheinung: Paprikaspeck. Pathos eines Blasebalgs. Sein Name ist Pitschschul. Abseits wird Doli und Zurna gespielt. Die Wangen der Zurnaspieler sind prall, als seien sie Riesen mit vollgestopftem Mund. Pitschschul tanzt den „Dawlur“ und geht in die „Bukhna“ über; die Hose wird selber Tanz: ein einziges Pathos. Der grüne Rasen ist mit einem Tuch bedeckt. Darauf Gemüse und „Nothali“ (Käseart). Die Kintos schmausen, Gläschen spielt mit dem Gläschen. Pitschschul ist mit der „Bukhna“ fertig. Eine Hand hebt das Glas hoch. Schwulstige Lippen sprechen: „Es segne der Gott den Engel, welcher Engel . . .“, und die hochtobende Stimme klammert sich an eine endlose Periode. Das Wort „welcher und welcher“ beginnt jetzt selbst die „Bukhna“ zu tanzen. Aber da fährt ein Neuer dazwischen, durchkreuzt die „Bukhna“ tanzenden Worte. Mit Pockennarben ist er bedeckt. Ausgetrocknete Augen — der Mann ist halb blind — flimmern wie glühende Kohlen, welche verlöschen wollen. Der Pockennarbige hat die „Daira“ an das Ohr gedrückt, als hätte er Ohrenschmerzen. Den Gesang schreit er heraus, „Du verfluchter Monat März . . .“ „Stehe auf, Königin Thamar, um dich weint Georgien . . .“ Dann wieder die „Bukhna“ der breiten Hosen. Dann wieder das Längeln der „Welcher“. Georgische Worte, persische Bayate, die Stimme des Kinto². — Mischung der Rasse?! Vielleicht hat viel Qual hier ihren Ursprung.

¹ Badetuch. ² Eigenartige Kaste der Deklassierten, aus verschiedenen orientalischen Stämmen sich zusammensetzend.



Wie schön ist es an der Tür einer Tifliser Schenke, wenn man aus der Schenke herauskommt. Die Luft erquickend und das Atmen kräftig. Aber wer sind denn diese hier? Mit Schabracken bewerfen sie einander: Kurden. Hornhäutige Körper, verbrannt und rotbraun. Kräftige Muskeln. Schweißgetusch, als ob man neben der hebräischen „Mikwa“ vorbeiginge. Ist es denn möglich, daß in Tiflis alles die Rasse verliert? Sind das Splitter jener Kurden, die man in Kurdistan als Tiger bezeichnet? Aber auch diese Armen haben ihre Freuden. Das sind ihre Buben und Mädchen. Ein Knabe verkauft Streichhölzer, ein anderer Tabak. Wieder ein anderer Treis. Mancher bettelt. Alle haben ein gutes Herz. Freundschaft kennen sie auch. Unter tausend Menschen wird man sie wiedererkennen. Sie laufen auf den Fremdling zu, umarmen seine Füße. Was bedeutet nicht ein Fünfpfennigstück für diese Hände? Die kleinen Kurdenmädchen sind auch Wahrsagerinnen. Mit ihren schwarzen Augen — Kurdistan schwarze junge Schlangen — lesen sie dir deine Zukunft aus der Handflache. Lügen sie? Was machen denn Dichter anderes? Wo sonst wirst du so lieblosende Augen schauen? Jrgendein Verführer lockt das zwölfjährige Mädchen irgendwohin und schwängert sie. Da beginnt die Tragödie und oft auch der Wahnsinn. In den Tifliser Straßen wandelt ein zerlumptes Weib mit aufgeblähtem Leib. Wie grauenhaft sind ihre kichernden Worte! In den Tifliser Straßen wandelt die Mutter mit dem kleinen an ihre Brüste sich klammernden Kind. Wie grauenhaft ist ihr giftiger kichernder Aufschrei!


Fliehen ist besser. Den vergifteten Blick heilt die Kathedrale Khaschwethi. Jeder Stein des Tempels ist eine Jungfrau, ruhig — weich — zart — sanft. Der Tempel selbst ist eine Jungfrau, heidnische, sich als Opfer darbringende Jungfrau. Nein, an Khaschwethi gehen sie vorbei; die Blicke finden hier zuviel Wehmut. Plötzlich leuchten Augen auf, zwischen tausenden einmal. Unter tausend Weibern, zwischen tausend Augen erkennt man diese Augen wieder, die Augen der Jungfrau Iberiens. Die Rasse — ungemischt und rein. Stolz und Bescheidenheit zu gleicher Zeit. Vorbei geht die Jungfrau, verschwindet im Gewimmel. Welches Auge vergiftet sie! War sie selbst Khaschwethis Auge?

An der Jemallow-Steige steht der Hauswächter, ein Uffore. Dampfe Trübnis lastet auf ihm, die Sterne zählt er. Dabei murmelt er. Das Singen ist mehr ein Schluchzen. In der Stimme Kummer, nicht Liebe. Kummer um etwas Verlorenes? Vielleicht. An der Jemallow-Steige brummt der Uffore ein Lied für sich. Schaul Saija Kurdai — aus dem Stamm Birtwer.

„Wie spät ist es? . . .“ fragt er den Vorbeigehenden.

„Bald wird es zwölf sein . . .“, der Vorbeigehende denkt, wozu braucht der Zeitverlorene zu wissen, wie spät es ist? Der Hauswächter Uffore fängt wieder an, für sich ein Lied zu brummen. — Die Frage: „Wie spät ist es?“ betrachtet er als Pflichterfüllung eines Hauswächters. Er blickt den Himmel an. Die Sterne zählt er. Den Hirschsprung¹ sucht er vielleicht. Hat doch sein ferner Vorfahr das Hirschweibchen gemolken! Oder ist er gar ein Astrologe? Die Ufforien besaßen ja Kunde von den Sternen. Der Hauswächter ist doch ein Uffore. Was will er hier in Tiflis? Einen Sohn hat er, Stiefelputzer ist der. Vielleicht war sein Vorfahr Uffurbanipal oder Esalmanassar. Wer weiß es. Der Hauswächter hat ein Loch unter der Haustreppe. Da wohnt seine Familie — Weib und Töchter. Die teerschwärzen Haare sind schwer mit Silbermünzen und Perlmuschelketten verziert. An den dicken Füßen dicke, bunte Strümpfe. Die Weiber stecken in einem Kleiderberg, als hätten sie alles Ihrige auf einmal angezogen, doch die Kleider sind nur Lappen. Man wird von ihnen angerannt — und spürt zuerst ihren scharfen Schweißgeruch. Sind das die Nachkommen Ufftaroths? Sind diese gequetschten Hüften die Nachkommen der lüsternen Lenden Ufftaroths? Wie ist diese heidnische Göttin degeneriert! Verlor sie ihren Körper und ihre Rasse? Aber die Augen, zwei große glühende Kohlen, ein tiefes Gewässer, wo schwarze Schlangen sich baden! Nein, Ufftaroth lebt noch. Sie wandelt in den Straßen von Tiflis. Der Uffore schluchzt und zählt die Sterne. Vielleicht sieht er dort Ufforiens vergangene Geschichte? Das mächtige Herrscherreich zwischen Tigris und Euphrat. Babylon, die Königsstadt, wollüstig bis zum Grauenhaften. Ihre Herrscher Uffargadon, Esalmanassar, Uffurbanipal. Namen, wie glühende Brandmale und glühende Steinschleudern. Auf einem

¹ Der große Bär.



Basrelief Ninives ist des Königs Nimrods Bildnis, ein Goliath an Wuchs. Mit tuchtigen Händen erwürgt er einen Löwen: Assyrien erwürgt Irans Löwen. Sein Nachkomme in Tiflis ist der Hauswächter. Dessen Nachkomme Stiefelpußer. Schluchzt der Hauswächter darüber? Tiflis hört zu, unbeweglich. Vielleicht sieht die Stadt ihr eigenes Schicksal? Sie ist doch das neue Babylon! Tausend Völker, tausend Stämme, tausend Nachkommen, Vermischung, Lüsterheit, Sättigung. Tiflis hört dem schluchzenden Gesang des Kliffen zu.

Tiflis taumelt . . . Ob der Westwind es nach Osten trieb oder der Ostwind nach Westen, das weiß Tiflis nicht. Es weiß nur, daß es an die Stelle gefesselt ist. Strebt es nach vorne — etwas jagt ihm nach und hält es. Will es zurück — etwas zieht es nach vorne und zwingt es, an Ort und Stelle zu bleiben. Großen Bewegungsraum hat es nicht. Wer zwang es vor Anker zu gehen? Tausend Winde prallen es an, als ob es der Kreuzweg der Welt wäre. Vom Osten trennte es sich, und den Westen erreichte es nicht, dazwischen blieb es stecken. Wie ein Schiff taumelt die Stadt. Eine begehrte Herrscherin ist sie! Zahlreiche Bräutigame hatte sie. Byzantiner, Römer, Türken, Perser, Choresmer, Sarazenen, Araber, Mongolen, Russen. Keinem hat sie sich ergeben. blieb sie unvermählt? Nein, man führte sie zur Hochzeit, aber des Weibes Schoß genoß man nicht. Nur vergewaltigt ward sie. Aber wer besitzt das Weib, wenn der Schoß sich ihm nicht öffnet? So blieb ihr Weibtum unberührt, ihr pergamentenes Gesicht verbirgt die unbefriedigte Begierde. Sie hat keine Wonne empfunden, und so kennt sie auch die Ermattung nicht. Wen erwartet sie noch? Vieler Scheinbräutigame erinnert sie sich. Der unbefiegbare Djelal-Eddin aus Choresam wurde von dem in Horn geratenen Mongolen-Einhorn überwältigt. Des Einhorn's Name war Dschingis-Chan, Trichter des Samum. Der geflüchtete Choresmer belagerte Tiflis. Tifliser Perser vertieten das Geheimnis der Festung. Ein Schwerthieb war Djelal-Eddin für Tiflis. Er eroberte es, und auf Sions Kuppel errichtete er seinen Herrscherthron. Sions kieselsteinfarbiger Körper erinnert sich heute noch an die lüsternten Umarmungen des Tyrannen. Sions Erinnerungen werden noch mehr verdüstert durch das Weinen des Weinstocks, der als Kreuz in

seinen Wänden ruht. Auch an einen anderen Scheinbräutigam erinnert sich Lislis. Ischaghatar, den Sohn Dschingis-Chans, Joffer und Bittschui — die Krieger desselben Chans, Mangu-Chan und Illuh-Chan. Timur-leng, welcher das Geheimnis des georgischen Blutes — der Georgier Kriegsfeuer und ihre jähe Erschöpfung — samte.

Siebenmal hat der große Krieger Lislis und ganz Ost-Georgien niedergebrannt. Der grausame Schah-Abbas, dessen Wut nur der des verwundeten Löwen Trans gleich. Schah-Jsmael, Schah-Thamas. Der Eunuch Uha-Mammed-Chan, welcher nach Lislis kam in der Erwartung, daß Lislis Schwefelbäder ihm die erschöpfte Kraft seiner Lenden wiedergeben würde, und seine widerspenstige Braut an den Haaren zerrte, als es nicht der Fall war. Zum letztmal erinnerte sich hier der große Aschugh, der Hoffänger und spätere Mönch Sajat-Nowa, an sein Lied, aber sein abgehauener Kopf hat den Bergesang als Blut ausgespien. Wieviel stürmische Werber! Waren sie alle falsch, alle trügerisch? Vielleicht ist sie selbst falsch? Vielleicht ist sie selbst trügerisch? Auf wen wartet sie so lange? fand sie keinen Mann unter ihren Werbern?

Die Stadt schwankt wie ein Schiff, als eile sie in die Weite. Vielleicht nach Marabda? Marabda ist ein geschändeter Ort: dort ist der Georgier stets zu Schaden gekommen. Dort unterlag Georgien zur Zeit des Mongoleneinfalls. Eilt Lislis jetzt zu einer Niederlage? Nein, sie eilt zu einem Hügel, dort ahnt sie ein zerbrochenes Schwert. Der große Heerführer Georg Saakadse prüfte mehrmals Georgiens Herz. Aber das Herz des Vaterlandes erwies sich als gespalten. Nach dem Mongoleneinfall wurde das Herz Georgiens nicht mehr geheilt. Saakadse selbst war Verwüstung wie der Stahl seines Schwertes. Er konnte die Uneinigkeit nicht ertragen, verließ das Vaterland, entblößte das Schwert, stieß es in die Brust der Mutter Erde, wandte sich und floh. Dieses Schwert ahnt vielleicht Lislis? Drei Jahrhunderte lang flieht Lislis auf diesen Hügel, schwankt, taumelt, wüthet, will dieses Schwert wieder ganz sehen. Es glaubt es auch zu sehen. Die Stadt taumelt wie ein Schiff. Auf dem Schiff erscheinen die Schatten der Selbstmörder, der von den Schiffen Herabgestürzten und Ertrunkenen. Die Schatten lehnen

sich an die Geländer und sprechen mit der Sprache der Taubstummen:

„Jedes Wesens Schicksal ist in dem Wesen selbst . . .“

„Es gibt keine höhere Wahrheit als diese . . .“


„Opfert sich das Schiff nicht selbst auf? . . .“

Plötzlich erscheint ein kleiner Kopf. Der Kopf ist ein Kürbis. Aus dem Kürbis blitzen kleine bunte Augen. Die Gesichtseite des Kürbisses ist bartlos. Der Körper zeigt sich nicht. Ist das ein Teufelchen? Der Kürbis grinst: *hi, hi, hi*. Der Schatten wiederholt: „Jedes Wesens Schicksal ist in dem Wesen selbst . . .“ Der Kürbis kann das Richern nicht unterdrücken: „*hi, hi, hi* . . . was dir geschieht, daran bist du selbst schuld . . . *hi, hi, hi*.“ Die Schatten verschwinden. Der Kürbis auch. Das Stadt-Schiff hält an. Die Stadt ist aufgewühlt und betrübt, gähnend tritt sie aus der von Haschisch umwobenen Vision: der Speichel ist salzig, im Munde ist Bitterkeit, in den Augen Verblichenheit. Im Gehör der Stadt ist das griesgrämige Richern des Teufelchens zurückgeblieben. Nirgends ist die Sonne. Die Stadt sieht alles Körperliche sich auflösen und verwesen. Die Atmosphäre des Seins ist vergiftet, auch das Sein selbst ist geschmacklos. Die Stadt tobt, flieht. Felsenriffe sind unter dem Wasser. Sie muß anprallen, zugrundegehen. Hinten reibt sich jemand die Hände vor Freude. Sind das die Hände des Teufelchens? Aber plötzlich schaut sie zurück und sieht in tausend Augen — Augen, die Augen der Jungfrauen Iberiens, die der reinen und unvermischten Rasse, Augen, in denen Hochmut und Scham ein und dasselbe ist, Augen, in denen man gleichsam die ersten Tage der Welterschöpfung sieht. Das Schiff hält an: jetzt fühlt es sich stark. Liflis sieht die Augen der Jungfrauen Iberiens. Einmal wird die Sonne aufgehen.

Liflis taumelt, die trunkene Stadt. Vom Norden her ertönt fremdes Getöse: das willenstrogende Rußland überflutet die Welt. Vom Süden kommt der Osmane, Befehl folgt auf Befehl. Der Befehl besiegelt mit dem Namen „Behib Mehmed“, dem wie vom Bliß gebrandmarkten Namen. Georgien ist wie eine Insel zwischen zwei mächtigen Strömungen eingequetscht. Liflis wankt, Liflis wallt.

Auch in Archibald MacAsch waltet es. Nur ist seine Wallung eine andere. Die Wurzeln, die er zum erstenmal in Abgerm fühlte, sind in Eiflis zu großen Bäumen geworden. Diese Bäume sind es jetzt, die in seiner Seele wachsen und sich mit Laub bedecken. Er sah die gelbe Sionskathedrale, sah dort das Weinrebenkreuz, vom Reis abgeschnitten und mit den Haaren der Jungfrau verbunden. Archibald fühlte in diesem Kreuz wesenhaft die Gottheit, die die Mutter Erde hervorbringt wie eine reife Frucht. Er sah den Tempel von Khaschwethi, der so schlank ist wie die schöne Tochter Ibertiens selbst. Er reiste nach Mzcheti, der alten georgischen Hauptstadt. Dort sah er den alten Ort der Magier, wo einstmal die alten Georgier das Feuer anbeteten. Er sah die Schlucht, wo die Jungfrau Nino zum erstenmal mit heißen Sohlen hindurchging. — Das georgische Land erinnert sich noch jetzt an den heißen Fuß dieser Spuren. Er sah die große Kathedrale „Lebende Säule“, die in ihrer Größe auf die sie umgebenden Hütten herabsieht wie das Georgien der großen Thamar auf das heutige.

In Archibald MacAsch wogt es. In seinem Wesen wächst das alte Georgien, treibt Zweige und blüht. Sargis liest ihm das Leben Georgiens vor, dessen Annalen ein echtes Epos sind. Wieviel Ritterlichkeit ist in diesen Annalen und in der Ritterlichkeit wieviel Blut und wieviel Qual und wieviel Licht. Archibald hat die georgischen Fresken betrachtet. Diese Blut, diese Qual, dieses Licht des Lebens Georgiens ist in Fresken von namenlosen Künstlern verewigt. Wie wenig Linien oder Farben, aber welche Tiefe dabei, als seien sie mit Moos bedeckt. Die ganze Geschichte Georgiens verwandelt sich in eine einzige Erinnerung, die im Laufe der Jahrhunderte Gestalt annimmt. In diesen Fresken ist das Brennen in der Zeit und mit der Zeit erstarrt. Das Bild ist hier selbst die Zeit, von Schimmel bedeckt. Archibald hat die Fresken studiert und sich in die Zeiten versenkt. Auch jetzt ist er in die vergangenen Zeiten versunken. Er lebt sie noch einmal durch und weiß nicht, ob das schon alles geschehen ist oder jetzt erst unter seiner Teilnahme geschieht. Von dem Tempel Khaschwethis ertönt Gesang. Archibald horcht auf. Was für seltsame Töne! Er hat in Abgerm georgischen Gesang gehört gehabt, in dem die Lust der Sonne, des Pferdes und des Schwertes



lag. Aber hier ist weder Sonne, noch Pferd, noch Schwert: auch nicht ihre Lust. In dem Tempel begräbt man einen Toten und hält eine Totenfeier ab. Nur wenige Leute sind da, und die Einsamkeit des Todes wird durch die wenigen Menschen noch verstärkt. Aber die Töne, diese Töne? In ihnen liegt die Wehklage einer Mutter, die den Erstgeborenen verloren hat, hier sind die verengten Brüste der Mutter, hier sind die Klagelieder, wie vom Wind aus der Ferne hergetragen. Niemals hat Archibald so greifbar den Tod empfunden. Hier ist der Tod selbst in seiner nackten Wahrheit.

Archibald hat sich immer mehr im Gewesenen verwurzelt. Sein Erinnern geht irgendwohin, weit, weit, in die Ewigkeit. Hier hauste das alte Geschlecht Trubakidse, das weiß Mackasch, nein, das fühlt er, mit seinem Blut, seinen Knochen, seinem Fleisch. Die fernen Wurzeln verfolgen ihn gleich wie Ruten, es schmerzt aber es kränkt nicht. Archibald Mackasch ist in seiner Familie verwurzelt, wo das eine Wort „Vater“ leuchtet. Archibald nähert sich dem Vater, der Vater nimmt den Sohn ans Herz, der Sohn zittert vor Freude, der Vater kann die Tränen nicht zurückhalten, der Sohn verliert sich in dem Schoße des Vaters.

„Extrablatt! Extrablatt! . . .“ schreien die Zeitungsjungen.

„He, lies doch, was da steht . . .“, sagt ein Vorübergehender zu seinem Begleiter. Das Rufen der Zeitungsjungen reißt Archibald aus der Nebelwolke, die ihn umfing. Er ist jetzt am Ufer der Klarheit. Er hört sein Herz schlagen, und im Herzen fühlt er ein anderes Herz: Olga. Das Herz schlägt, darin ein zweites Herz, ein fernes. Das Herz verzehrt sich. Es ist gut, über die taufrische Wiese mit heißen Sohlen zu gehen. Wo ist jetzt dieser kühle Tau, daß er die Blut mildere? Sie ist weit — Olga. Wenn das steinerne Ufer in der Sonne den Regen auffaugt, dann sind die Steine frisch und weich. Was macht das glühende Hirn weich? Olga ist fern. Archibald taumelt, die Einsamkeit würgt ihn. Ein Monat ist vergangen, ohne daß er etwas von Wamech hörte. Archibald kann nicht an einer Stelle bleiben, er geht ziellos durch die Straßen wie mondsüchtig. Auch jetzt geht er, geht —

Auf dem Rasthaveli-Prospekt schreitet ein eigenartiger Zug. Voran ein siebenjähriges Kind, das in der Hand eine lang-


stielige Lilie hält wie eine brennende Kerze. Das Kind führt ein ungesatteltes scharlachrotes Pferd. Das Pferd ist wie toll: schnaubt und schaut mit wilden Augen um sich. Ein Reiter in der Nähe hält das Pferd im Auge, daß es nicht scheu werde. Hinter dem Pferde schwanft etwas in der Luft. Zwei Reiterpaare strecken kreuzweise lange Speere in die Höhe. An den Spitzen der Speere ist ein Geflecht aus biegsamen Zweigen befestigt. Auf dem Flechtwerk schaukelt ein weißer, in Blumen gehüllter Sarg. Auf dem Sarge liegt ein bloßes Schwert. Dem hochaufgerichteten Sarg folgen siebenhundert Reiter, alle in weißen Escherleßeln und alle auf schwarzen Pferden. Die Reiter haben die Schwerter gezogen und halten sie gezückt. Sie sehen vor sich, niemand blickt zur Seite. Auf den Gesichtern liegt verschwiegene Trauer. Sie ziehen langsam, ohne Eile dahin. Sie begraben einen Toten.

„Was geht hier vor?“ denkt Mačasch.

Die Volksmenge nimmt langsam zu. Schweigen und Trauer, manchmal Flüstern. Archibald lauscht dem Flüstern und erfährt, daß die Krieger einen an der Front gefallenen Reiter, ihren Freund, begraben, der Sonne und Schwert so liebte, daß sie ihn in der Sonne und im Blitzen der Schwerter begraben. Archibald staunt. Der eidechsenfarbige Stein von Hamadan fällt ihm ein, mit dem auf dem Stein eingemeißelten seltsamen Worte: „Mehr als die Sonne und mehr als das Schwert“. Die Reiter bringen den Reiter zur Ruhe. Archibald sieht die Reiter an, als ob er jemand unter ihnen suche. Ha, Wamech! Wo bist du in diesem Augenblick? Du solltest hier sein, unter diesen Reitern, — denkt er traurig.

Schweigen und im Schweigen unterdrückte Trauer. Und darunter doch Freude. Der Zug zieht vorüber wie eine phantastische Erscheinung. Die Reiter sind wie zu einem großen Körper ineinander verschlossen. Der ungeheure Körper der Reiter kann sich unter der Last des Kummers kaum fortbewegen. In der Sonne blitzen die bloßen Schwerter, sie beschwören die Sonne. Die aufgerichteten Speere scheinen ihr den jung Gestorbenen zuschleudern zu wollen . . .

Der Zug nähert sich dem Ende des Prospekts. Der Prospekt ist lang und breit, voll von Menschenmassen.



Archibald Mackasch betrachtet den Sarg. Aber was für ein Tumult geschieht da? Als sei etwas gegen die Spitze des Zuges ange-
rannt, daß sie ins Wanken gerät. Aus einer engen Straße erscheint
ein Reiter. Die Buben sind hinter ihm her. „Martis Probka! Mar-
tis Probka!“ hört man rufen und lachen.

Martis Probka ist ein Spottname. Kochta¹ ist sein wirklicher
Name. Beim ersten Anblick würde man ihn für ein Kind halten, das
sich zum Greis geschminkt hat. Der Bart rasirt, die Wangen wie
mit Tau bedeckt. Der Schnurrbart elegant gekräuselt. Die Augen
flackerig, mißtrauisch und spöttisch. Auf den Augenbrauen wie
Schneeslocken. Nein, ein flinker Greis, der aber die Frische des
Kindes noch nicht verloren hat. Seinem Gesicht merkt man noch
Funken an, stolz blickt er drein. Auf dem Kopf eine alte bunte Schaf-
mütze. An dem Körper eine braune, ebenso alte Tschertkefka über
dem Gürtel hängend, als wäre sie nicht die seine: Kochta ist ein
Kleingewachsener Mann, aber die Tschertkefka reicht ihm kaum bis
an die Knie. Der Gürtel ist mit einer Pistole beschwert. An dem
Gürtel — links und rechts — Patronen, kleine und große. Raucht
er nicht, so hat er seine Pfeife, wie den Ladstock, an der Seite. Aber
wenn er die Pfeife stopft, da muß man seine Wichtigtuerei sehen!
Die Zuhörer umringen ihn. Kochta erzählt ihnen mit Gelassenheit
tausenderlei Geschichten. Kochta ist ein gewesener Fürst. Er hat das
Kartenspiel geliebt, besonders Baccarat. Beim Baccaratspiel hat
Kochta ein Heidengeld verspielt. Auch die Frauen hat er geliebt.
Da war eine Russin, eine blonde Gräfin. Wegen der Frau hatte er
einen Zweikampf. Er hat jemand im Zweikampf niedergestreckt.
Darauf hat man ihn nach Sibirien verschickt. Lächelnd erwähnt er
beim Erzählen, daß Politisches mit im Spiel gewesen sei. Kochta ist
ein Liberaler. Die Zuhörer glauben das alles und noch anderes
mehr. Merkwürdig ist es, daß Kochta selbst dies alles glaubt. Kochta
beschäftigt sich auch mit Politik. „Kochta, wie ist es mit dem
Krieg?“ fragt man ihn. Kochta raucht die Pfeife und spuckt aus.
Sein Gesicht nimmt den Ausdruck eines Metternich an. „Ja muß
sagen, daß, wenn . . .“, und Kochta erhebt sich, in den Schultern
richtet er sich so auf, als wäre er selbst ein Riese Gardakheschan.

¹ Zierlich, elegant.

„Markis Probka! Markis Probka!“ schreien die Kinder. Lachen und Schreien. Kochta reitet. Das Pferd ist Haut und Knochen. An des Pferdes Schwanz haben die Buben Blech gebunden. Kochta weiß es nicht. Die Gruppen gehen auseinander.

„Na . . . was für eine Vogelscheuche ist das?“

„Kochta . . . Markis Probka . . . weißt du nicht?“

„Ha . . . Probka . . . was für eine Schindmähre hat er da?“

„Wahrscheinlich von dem Katafall ausgespannt . . . ha-ha-ha . . .“


„Siehst du, wie er auf dem Pferde sitzt?!“

„Als wäre er Georg Saakadse . . . ha-ha-ha . . .“

„Sssst . . . ruhig . . .“

„Markis Probka! Markis Probka!“ lassen die Kinder nicht ab. Das Lachen — anfangs noch unterdrückt — geht unmerklich auf den Zug über. Aber Kochta läßt sich nicht einschüchtern. Zur größeren Tapferkeit hat er einen Schluck genommen, sein Gesicht ist gerötet. Die Zügel hat er so angefaßt, als habe er ein Rennpferd bestiegen. Ab und zu blickt er die Buben zürnend an. Das Pferd drängt nach vorne. Hinten kommt ihm das Blech zwischen die Beine. Das Pferd springt zur Seite, stolpert. Kochta hält das Pferd an. „Markis Probka! Markis Probka!“ Das Kind an der Spitze des Leichenzuges bleibt plötzlich stehen und schreit auch: „Markis Probka! Markis Probka!“ Das ungesattelte Pferd wird scheu. Kochtas Pferd noch mehr. Kochta schwingt die Peitsche. Das Pferd macht einen Satz und stolpert wieder. Das ungesattelte Pferd reißt sich los. Man jagt ihm nach. Kochta kann sein strauchelndes Pferd nicht mehr aufhalten: das Pferd bricht in die Knie, Kochta fällt herunter. Lachen. In diesem Augenblick gerät auch der Sarg ins Wanken. Die Hofe fällt Kochta herab, ungeschnürt war sie, er zieht sie wieder hoch. Lachen und Schreien. Der Sarg wankt wieder. Die Pferde rücken auseinander. „Schnell zu Hilfe!“ Den stürzenden Sarg halten die zur Hilfe Herbeigeeilten fest. Keiner aber kann das Lachen unterdrücken. Der ganze Leichenzug wird von dem Gelächter erfaßt.

„Traumspuk!“ denkt Archibald. Plötzlich kommen die Klagedichter, die den Zug begleiten, herbeigelaufen. „In Georgien muß ja alles mißraten . . .“, ruft einer pathetisch aus. „So war's immer und so wird's auch sein . . .“, ergänzt der andere. „Wo ist dieser



Schweinehund?“ schreit der dritte. Alle schauen zu Kochta hin. Das Gelächter legt sich. Kochta geht durch eine enge Gasse — zu Fuß, das Pferd führt er an der Hand. Aber warum drückt er die rechte Hand an die Augen? Wischt er sich mit dem Ärmel die Tränen ab? Weint Kochta? Das Gelächter bricht mit einemmal ab, wie abgeschnitten, als feußten alle zusammen: „Armer Kochta . . . Armer . . .“ „Hebt den Sarg hoch . . . geht weiter . . .“, schreien die Poeten. Der Zug bewegt sich zum Friedhof.

Am Anfang der „Bera-Rampe“ schreien die Zeitungsverkäufer:

„Extrablatt! Extrablatt! Extrablatt!“

„Das hat uns noch gefehlt . . .“

„Stopft doch diesen Hunden die Schnauze . . .“

„Extrablatt . . .! Extrablatt! . . . die Bolschewiken besetzten . . .“

„Der Teufel soll sie holen . . .“

„Extrablatt! Extrablatt! Die Bolschewiken erschossen . . .“

Depeschen werfen sie um sich. In den Depeschen wird von der Erschießung einiger Georgier berichtet. Unter ihnen wird „Laschki“ genannt. Archibald kauft die Depeschen. Er liest: „Laschki“, er heftet die Augen auf den Namen „Laschki“ und gerät ins Schwanken wie eine geköpftete Eiche. Es ist gut, daß die Volksmasse wie ein Fels steht, er stützt sich auf diesen Fels. Die Massen reißen sich um die Depeschen. „Es wird doch nicht Laschki Wamedch sein?“ rufen alle aus. „Er war doch nach Rußland gefahren.“ Archibald hört Wamedchs Namen und vergeht vor Schmerz. Jetzt ist das Wort „Laschki“ in die Reiterchar geraten. In den Augen aller leuchtet Schreck. Furcht und Schmerz springen von einem zum andern über, zu allen. Furcht und Schmerz wirbeln in dem Körper des Juges, und der zusammengedrückte Körper taumelt vor Furcht und Schmerz. Sie begraben einen Helden, als ob sie Laschki Wamedch, den herrlichen Wamedch, den Schaft des Sonnenspeers Wamedch begraben. Der Körper der Prozession krümmt sich wie die zerstückelten Glieder Leviathans. Archibald Maclash blickt erregt auf die Masse. Jemand flüstert: „Vielleicht ist es Wamedch nicht, es gibt viele Laschki.“ Und augenblicklich überträgt sich das Flüstern auf den zweiten, vom zweiten zum dritten — und so beginnt die Masse zu flüstern: „Vielleicht ist es ein anderer, vielleicht ist es Wamedch nicht.“ Nun fängt

Hoffnung an sich zu regen: von einem gleitet sie zum andern — Hoffnung stärkt. „Vielleicht ist es ein anderer . . .“ machen sich alle Hoffnung. Archibald ist voll liebender Bewunderung für die erregte Masse, hört die hoffnungsvollen Worte, hört sein Herz, nein, sieht es, daß sein Herz an dieser Hoffnung hängt: „Wirklich, vielleicht ist es ein anderer . . .“

Raum hatte sich Archibald von der Volksmasse befreit, kehrte er in das Hotel zurück. Jetzt dachte er an Olga: War sie nicht vielleicht mit Bamedch zusammen? Tod, Tod, überall Tod. Die offen-gebliebenen Augen des Ausfägigen in Mesopotamien, Behans Fall und Tod zur Zeit des großen Mittags, Gugus Ableben im Schweigen der iranischen Nacht — überall Tod. Und jetzt, die Nachricht von der Erschießung Laschki. Wenn nur Olga nicht mit ihm zusammengewesen ist! In Archibalds Gehirn sind Hornissen des Feuers — aber das Herz hängt dennoch an der Hoffnung. Es gibt viele Laschki, vielleicht war es ein anderer Laschki.


An der Hoteltüre tauchte plötzlich Labai-Chan auf.

„Ha, Sir Archibald, Sie haben mich wohl nicht erwartet? . . .“

„Das ist ein Wunder . . . bitte . . . Labai-Chan!“ . . .

Labai Labai erzählte. In Kasbin hatte er erfahren, daß Archibald nach Tiflis gefahren war. Zu dieser Zeit schickte man sich an, den Basar zu plündern. Labai Labai zog die Uniform eines Soldaten an und eilte mit einer Gruppe zusammen nach Engeli. In Gilian hatten sie einen Zusammenstoß mit einer Abteilung des Kutschuk. Mit einigen anderen geriet er in die Gefangenschaft der Abteilung. Sie hielten ihn für einen Spion der Engländer. Er verkleidete sich als persischer Kaufmann und entfloh heimlich. In Engeli wurde er wieder Soldat. Dann kam er nach Baku. Von dort nach Tiflis.

Archibald staunte über diesen seltsamen Menschen. Wer er wirklich war, wußte er noch nicht. Er hatte ihn in Bagdad kennengelernt. Man kann nicht herausbekommen, wie alt er ist. Er selbst sagt zwar, er sei 65 Jahre alt. Wer waren seine Eltern? Das weiß Labai selbst nicht. Man fand ihn verlassen am Ufer des Tigris. Ein Scheich nahm ihn als Sohn auf und ließ ihn ausbilden. Er kann Sprachen: Persisch, Hindostanisch, Ägyptisch, Französisch, Englisch, Russisch.



Wovon er lebt, weiß man nicht. Er versteht die Heilkunst: Was man ihm für seine Hilfe gibt, dafür ist er dankbar, aber er fordert nichts. Niemand weiß, ob er verheiratet ist, noch ob er Kinder hat. Er reist, treibt sich herum. Mehrmals ist er auf Reisen gewesen in England, Frankreich, Italien, Afrika, Rußland, Indien. An keinem Orte kann er lange bleiben. Jetzt ist er in Tiflis. Wo er morgen sein wird, weiß er selbst nicht. Archibald wundert sich über den merkwürdigen Menschen. Labai streichelt Allan. Die Dogge knurrt, aber sie hat allmählich die schwefelgelben Augen kennengelernt. „Sie sind traurig“, bemerkt Laba Labai zu Archibald. Archibald erzählte die Nachricht von der Erschießung Laschki. Laba Labai dachte nach: Die schwefelgelben Augen glühten wie gelbe Kohlen. Dann begann Laba eine Hypothese aufzustellen, mit sanfter Stimme, gleichsam für sich: „Wenn es Wamedch wäre, so wäre Olga mit ihm zusammen — Wamedch allein wäre nicht gegangen. Wenn sie Wamedch erschossen hätten, hätten sie auch Olga erschossen — Olga hätte Wamedch nicht verlassen. Wahrscheinlich war es ein anderer Laschki.“ Laba Labai verstummte. Im Schweigen hallten für Archibald nur diese zwei Worte nach: „Ein anderer Laschki“. Sein Herz klammerte sich noch stärker an diesen „andern“.

Der Kellner brachte Aufschnitt und Wein.

„Wünschen Sie Wein?“ fragte Archibald.

„Sehr gerne . . . Georgien ist durch seinen Wein berühmt . . .“

Archibald füllte die Gläser. Laba nahm das volle Glas, sah den dunkelroten „Kachetiner“ an, murmelte — „Flüssige Flamme“ und leerte das Glas. Er sah zu Allans Augen hinüber, und als ob er dort Erregung gewahre, geriet er selbst in erregte Stimmung.

„Wissen Sie, Mister Archibald, im Wein ist Gott . . . Stellen Sie sich vor, im Kokain oder im Haschisch wäre Gott! Das ist Trunkenheit, aber vom Teufel . . . Das mußte Ihr Baudelaire wohl . . . Baudelaire ist Haschisch und Diabolik, Archibald, nicht wahr, Mister Archibald? . . .“

Und er goß sich noch ein Glas ein.

Archibald wunderte sich über den wunderlichen Menschen. Wenn Labai-Chan bei ihm ist, empfindet er eine fremdartige Friedlichkeit. So auch jetzt: als ob das Herz von etwas Schwerem

befreit würde. Taba Tabai lächelt. Man sieht bald den einen, bald den anderen an: als ob er nicht ganz verstände, was diese beiden verbindet.

Plötzlich ertönte Musik, die „Sazandari“, vom Restaurant des Hotels her. Man fing an zu knurren. Über Tabai-Chans Gesicht huschte ein Lächeln. Die schwefelgrauen Augen bewegten sich nicht und begannen gleichsam in die Ferne zu schauen.

„Sind Sie zum erstenmal in Tiflis? . . .“ fragte Archibald.

„Ja, zum erstenmal . . . Obwohl ich ein Gefühl habe, als ob ich es schon einmal gesehen hätte . . .“

„Wieso?“

„Das kommt vielleicht von der Musik . . . Ich höre die Töne dieser Sazandari und fühle deutlich, daß ich in Tiflis war . . . Das ist seltsam, nicht wahr? . . . Aber ist nicht auch die Musik seltsam? Die Sprache der Musik erreicht das Ewige, nur sie . . . Jede andere Sprache tötet durch das Aussprechen selbst das an das Ewige gerichtete Wort . . . Hier aber im Gegenteil entfacht die Musik das Gefühl des Ewigen . . . Man hört ihre Töne und verliert den Raum, oder vielmehr, man geht in einen anderen Raum über, wo alles gleichsam eins ist . . . Man ist trunken durch diese Töne und verliert das Bewußtsein der Zeit, oder vielmehr, man geht in eine andere Zeit über, wo alles zusammentrifft . . . Man wird betrunken und verliert sich selbst, und fühlt, als ob man ein anderer wäre, aber man ist es wirklich und nicht im Traum: Man ist Blut, Fleisch. Man liebt jemand, den man nie gesehen hat . . . aber man liebt so, daß man den Duft der Haare fühlt . . . Man haßt jemand, sucht Rache, obwohl der Gegenstand des Hasses oder der Rache nicht existiert . . . Oder man haßt so und sucht die Rache so, daß der Haß die Kehle würgt und die Rache die Augen zu glühenden Kohlen macht . . . Das alles ist, das alles erlebt man wirklich . . . Und die Hauptsache: Was gewesen ist, geschieht jetzt . . . Und noch seltsamer: Das, was jetzt geschieht, ist schon gewesen. Irgendwo geschah es, und jetzt erinnert man sich nur . . . Das hat mich immer am meisten an der Musik ergriffen . . . Und jetzt höre ich diese Sazandari. Ich weiß, daß ich zum erstenmal in Tiflis bin, aber ich fühle mit Bestimmtheit, als ob ich irgendeinmal hier gewesen wäre, ja, als ob ich hier als

Einheimischer gefessen hätte, in diesem Hotel, zusammen mit Freunden . . .“

Taba Tabai hielt inne: als ob er in einen Abgrund schaue, plötzlich wandte er die Augen ab. Er füllte ein Glas und trank.

„Ist das vielleicht die Lehre von der ewigen Wiederkunft?“ fragte Archibald verstohlen. Taba horchte auf.

„Wissen Sie das auch? . . . Ja, Sie sollen es wissen . . . Dostojewski machte diese Lehre wütend. Erinnern Sie sich an seinen Kirillow? Nieksche hat es wahnsinnig gemacht. Erinnern Sie sich an sein Schauen auf der Höhe von Sils-Maria? . . . Ja, in Europa kennt man eine solche ewige Wiederkehr . . . Aber doch ein wenig anders . . . Wenn wir den Lehrern Europas glauben sollen, so hat ein Schüler des Pythagoras zu seinen Schülern gesagt: Wenn tausend Jahre vergangen sind, werden wir, ich und ihr, einander in diesem Saale wieder treffen — ich werde euch noch einmal mit der Idee der ewigen Wiederkunft bekannt machen, und ihr werdet noch einmal das Wort dieser Lehre hören . . . Ha, ha, ha . . . Also werden wir in einigen Jahrhunderten, Mister Archibald, ich und Sie, einander wieder hier in diesem Hotel begegnen und dieses Gespräch fortsetzen, oder vielmehr es wiederholen . . . Man wird bei uns sein . . . nicht wahr, Mister Archibald?“

„Und wenn es so wäre, was dann?“

„Nein, mein Freund, so ist das nicht . . . Die ‚Wiederkunft des Ewigen‘ heißt es und nicht die ‚ewige Wiederkunft‘ . . . Sie staunen . . . Stellen Sie sich vor: Im Auge des Höchsten ist jeder Augenblick neu und zugleich gewesen . . . Was geschieht, ist vor ihm schon geschehen, der Höchste ist in jedem Augenblick ein anderer und gleichzeitig derselbe. Er kehrt jeden Augenblick wieder . . . Er kehrt zu sich selbst wieder . . .“

„Das geschieht mit dem Höchsten . . . Aber wie ist es mit dem vergänglichen Einzelwesen?“

Aber Taba-Ghan tat, als ob er die Frage nicht gehört hätte. So ist Taba: er führt dich an das Gestade des Schweigens, und plötzlich verläßt er dich. Das hatte Archibald oft erfahren. Sie saßen lange schweigend da. Sie hörten die herzzerreißenden Löhne der Sa-zandari. Archibald bemerkte das Lächeln auf Tabas Lippen nicht

mehr. Er bemerkte nur, daß die schwefelgrauen Augen weit wurden. Archibald beobachtete, daß in Tabas Augen zwei dicke Tränen standen. Taba stand auf, verabschiedete sich wortlos und ging wie ein Schatten hinaus.

„Ein Einzelwesen?“ . . . fragte sich der allein zurückgebliebene Archibald selbst. Vielleicht ist es auch ewig, dachte er, aber der Gedanke erschreckte ihn, und er ließ ihn fallen. Dann sah er die Flügelfeder Bugus liegen. Hundert Jahre oder mehr lebte der Vogel, dachte er — aber in der Ewigkeit ist das ein Tropfen. Er nahm die Feder und streichelte damit schmeichelnd den Kopf Allans. Es wird die Zeit kommen, in der diese Hand nicht mehr sein wird, diese Feder nicht mehr, Allan nicht mehr. Archibalds Herz zog sich zusammen. Er sah hinaus: Im Mondlicht erschien der schlanke Tempel Khaschwethis wie eine nackte Jungfrau Iberiens. An die Türen des Tempels drängte sich eine Gestalt: Eine schlanke Frau in Trauer, angelehnt wie eine Zypresse. Archibald blickte in das unendliche Himmelsgewölbe. Eine Sternschnuppe fiel, fiel und verschwand in der Ewigkeit. Plötzlich drang das Wehklagen der Frau herüber: „Mein Sohn, mein Sohn, mein Sohn.“ Archibald fühlte sein Herz von sich sinken und zitternd zerfließen.

Für den fünften Tag war ein großer Theaterabend angesetzt. Archibald war schon im Parterre, als ein Dorfmadchen an den Bühneneingang kam.

„Ich will den Engländer sehn . . . Archiba heißt er“, sagte sie zu den Eintretenden.


Nur einer schenkte ihr Beachtung.

„Nun, was soll er hier?“

„Er ist hier . . . Im Hotel haben sie mir es gesagt! . . .“

„Komm . . . Vielleicht sehen wir ihn . . .“

Das Mädchen folgte errötend und verstört. Die Leute maßen die Fremde mit den Augen . . . Das Mädchen schaute mit niedergeschlagenen Augen und blickte scheu wie ein gefangener Vogel hin und her. Dem Falken bindet man die Augen zu und läßt ihn dann frei, damit der Blick geschärft werde: In den Augen des Dorfmadchens lag dieser Blick. Der Unbekannte führt das Mädchen hinter die Kulissen. Das Mädchen setzte sich zaghaft in eine Ecke. Mit verstohlenen



Blicken betrachtete es die jungen Männer, als ob es jemand suchte. Hinter den Kulissen war Lärm der Künstler und Artisten: Das Mädchen verstand ihre Reden nicht. Sie bereiteten eine Pantomime vor: Thamar, Medea, Khetewan, Nino. Thamar, Medea, Khetewan fanden sie. Aber eine Nino konnten sie nicht aufreiben.

Der Leiter sagte:

„Die heilige Nino muß schlanke Hüften haben . . . Bischeri-Augen . . . Aber von solchen Bischeri, in denen Bläue funkelt . . . Die Brust gewölbt . . .“

„Sollte man denn so eine in Georgien nicht finden können?“ fragte ein anderer.

„Was weiß ich, die sie herbrachten, paßten alle nicht . . .“

„Waren sie nicht schön genug? . . .“

„Ihre Schönheit ist die der byzantinischen Mutter Gottes. Alle sind sie mager, haben keine Fülle.“

„Wähle eine unter den Russinnen aus . . .“

„Nein, es muß unbedingt eine Georgierin sein . . .“

„Wer wird das herausfühlen?“

„Wer das herausfühlen wird . . . Die Rasse zeigt sich im Verborgenen . . .“

Das Bauernmädchen saß still in der Ecke wie ein Kuckuck. Es hörte der Unterhaltung zu, aber es verstand nichts. Ihr war, als sei dies alles ein Traum.

„Dann bringen wir eben keine Nino . . .“, sagte ein Dritter.

„Ohne Nino werde ich die Pantomime nicht aufführen.“

„So höre doch auf uns, wer wird denn das Funkeln des Bischeri-Steines überhaupt sehen?“ scherzte ein Vierter.

„Vielleicht wird ihm dies Bauernmädchen gefallen!“ rief plötzlich der, der das Mädchen gebracht hatte. Das arme Mädchen errötete. Alle sahen sich nach ihr um und kamen näher. Das Mädchen war verstört. Sie betrachteten sie prüfend. Das Mädchen glühte.

„Steh mal auf!“ sagte einer befehlend.

Das Mädchen stand auf. Ihr Gesicht war unwirsch und hochmütig, von Angst war nichts mehr zu merken, nur die Röte stieg ihr ins Gesicht.

„Sie hat einen feinen Körper“, flüsterte einer.



Das Mädchen verfluchte sich selbst, daß es hierher kam.

„Nehmt ihr das Kopftuch ab. Auch den Schal...“, rief der Anführer der Pantomime.

Dem Mädchen war es, als ob man es entkleiden wolle. Ihr ganzer Körper war wie eine glühende Kohle. Sie hielt die Hand vor die Augen.

„Schäme dich nicht... Laß die Hand herunter...“

Das Mädchen nahm die Hand fort, senkte den Kopf, stand mit niedergeschlagenen Augen.

„Das ist... eine echte Nino... Nehmt sie...“

Man nahm das Bauernmädchen mit.

Im Theatersaal saß Archibald Mackasch. Der Saal war voll von Leuten. Auf der Bühne wurde ein Mimodrama aufgeführt. Ab und zu fielen die Worte: Jothne, Dadiani, Egarslan, Waram Gaggeli, Kupro Schothai, Sargis Ichnogweli, Kachen, Thoreli, Samrekeli und die der anderen. Die Verschwörer standen vor den Zelten der Noinen und erwarteten die Strafe. Die Vollstrecker der Befehle der Noinen kamen und führten die Verschwörer ab. Die Kleider sollten ihnen heruntergerissen werden, damit sie in der Sonnenglut gefoltert würden. Aber in dem Augenblick kam ein großer Mann herein. Seine Kleider zog er aus. „Wer ist er?“ „Dadiani Jothne.“ — „Was will er?“ — „Will auch bestraft werden.“ — „Weshalb?“ — „Weil auch er zu den Verschwörern gehört.“ Die Noinen staunten. Die Wahrheit haben die Mongolen stets geliebt. Man erließ ihnen die Strafe. Die Verschwörer freuten sich und umarmten Jothne.

In dem Saal lebten nur die Herzen. Die Augen verhehlten die Tränen. Unter den Herzen auch Archibalds Herz. Archibalds Augen in aller Augen. Das Blut seines Geschlechtes rührte sich. Aus der Ferne leuchteten die Gesichter der Trubakidse. Die Wahrheit der Sonne — das Heldentum des Schwertes stieg in den Herzen auf. Die Augen konnten die Tränen nicht zurückhalten. Archibald Mackasch gehörte nicht mehr sich selbst: Der brausende Strom riß ihn irgendwohin mit. Der Strom verlor sich in den Dzean.

Dem Mimodrama folgten andere Szenen, Bruchstücke alter Dichtung. Der Gurier Bewandtheit und ihr Kaskaden-Gesang, welcher nicht seinesgleichen in der Welt kennt, der Negrien geschmeidige

Bewegungen und heimlicher Blick, der den Duft des Meeresufers mit sich führt, der Swanen gespannte Muskeln und der Hymnus „Lille“, der selber ein Speer der Sonne ist, der Kartlen büßelmäßige Ungeschicklichkeit und des Herzens Wahrhaftigkeit, die das Zeichen der Kraft und der Widerstandsfähigkeit ist, der Racher Schwerttanz, der die Freude selbst ist, der Pshawen Verse, die den Dichter Wascha auferweckten, der Ghewsuren Fechten, das den tapferen Wettkämpfer prüfen soll, der Imeren gemeißelte Raffigkeit und Vornehmheit, in der sie mit allen Rassen wetteifern.

Archibald Mackasch gehörte nicht mehr sich selbst. Er gehörte allen, allen hier Anwesenden. Alle waren seine Brüder. Die Brüder nahmen ihn mit zu den fernen Wurzeln. Mackasch war in einer Nebelwolke, er vergaß alles. Nur eines hatte er noch in Erinnerung: Den eidechsenfarbenen, in Hamadan gefundenen Stein. Ha, jetzt verstand er das sonderbare Wort, in den Stein gemeißelt:

Mein Bruder
Nicht gewesen
Den ich liebte
Mehr als die Sonne
Mehr als das Schwert
Denn er war
Mein anderes Ich.

Das Fest wurde nun in den Konzertsaal selbst übertragen. In dem Schauspielzimmer saß das Bauernmädchen, als Nino gekleidet, und erwartete Archibald. „Ist es möglich, daß sie ihn solange nicht haben finden können?“

„Haben Sie ihn nicht gefunden?“ fragte sie den, der sie hereinführte, betrübt.

„Man sagte mir, er sei hier . . . Hab keine Sorgen . . . Wir finden ihn schon . . .“

„Und wenn wir ihn nicht finden? . . .“

„Warum sollten wir ihn nicht finden? . . . Was hast du ihm denn zu sagen? . . .“

„Über meinen Bruder will ich ihn ausfragen.“


„Wer ist denn dein Bruder? . . . War er etwa in England?“

Das Bauernmädchen senkte den Kopf. Den Fragenden tief jemand.
Der Unbekannte ging. Das Mädchen fühlte sich befreit.

Die Dichter und Schauspieler bereiteten sich zum Kabarett vor. Der Saal war mit Tischen besetzt. An einem Tisch saß Archibald, nahe der Bühne. Er saß allein. Gerichte und Getränke — die die Georgier kennen. — Auch der Tisch ist das Wahrzeichen der Kasse, sagt ein Dichter. Orchester. Schmaus. Georgischer Schmaus. Auf der Bühne: bald der Dichter, bald der Schauspieler. Die Namen gab eine Projektionsleinwand bekannt. Der Conferencier ist ein Dichter, aus dessen Augen sein offenes Herz spricht. Der Dichter hat es vergessen, daß man auf der Welt in Prosa spricht. Mit den Reimen wirft er um sich, wie der Kardspieler mit den Würfeln — „Duschaschi“ war es immer.

Archibald Mackasch wurde betrunken: vom Wein und von der Umgebung, von ihr mehr. Neben ihm stand ein Tisch, an welchem ein schönes Weib, eine blonde Russin, saß. Neben dem Weibe — ein hochgewachsener Georgier. Ab und zu blickte Archibald Mackasch zu der Dame hinüber. Ihr gefiel das stolze Gesicht. Aber dem Hochgewachsenen gefiel es nicht. Archibald merkte das nicht. Was wußte der Georgier von seinem Hochgefühl! Archibald war trunken vom Wein und von der Umgebung, mehr von ihr. Er erbleichte ab und zu, als hätte er einen fremden Schatten erblickt. Wamech! ... Wo ist er jetzt? ... Wie würde er dieses Fest verschönen! ... In Archibalds Gedanken biß etwas: Wehe, wenn ... Archibald setzte den Gedanken nicht fort, er erbleichte noch mehr. Der Kavaliere der Russin deutete dieses Erbleichen auf andere Weise: Vielleicht ist es der Zorn des Gegners? Was wußte der Georgier davon, was Archibald bedrückte!

Auf der Bühne Begeisterung. Die Spieler selbst waren begeistert. Ein Schauspieler löste den anderen ab, ein Künstler den anderen. Ein Dichter trat auf. „Der Tod des Trubakids“, sagte er mit leiser Stimme. „Trubakidses Tod!“ Archibald wollte aufspringen. Der Dichter blieb stehen, überblickte die Leute wie ein Fakir, wechselte die Farbe, biß auf die Lippe, als ob ihn der Blitz in die Schläfe getroffen hätte. Archibalds Schläfe war selbst wie vom Blitz geschlagen. Der Dichter begann. Das Gedicht war wie



das Pferd Buzephalus und der Poet Alexander, der den Hengst bändigt. Archibald hörte gesenkten Hauptes zu. Seine Muskeln schienen Ohren zu haben. In seine Muskeln strömten die Worte ein wie heißes Metall. „Das Niederfallen des Schwertes und das Zerspaltens des Feindeshauptes. Trubalidse's Gang auf die Terrasse. Das Losreißen des Pferdes und die Flucht. Die Verfolgung des schönen Kebsweibes und das Einfangen des Pferdes mit dem Lasso. Das Aufsitzen aufs Pferd und die rasende Jagd. Die schwarzblauen Wellen der Maisflut und die scharlachroten Ströme der Sonne . . .“ und vieles, vieles andere. Archibald hörte gepackt zu. Sein Körper war wie ein ganzes Orchester. Aber wer spielte dieses Orchester? Er wußte es nicht, er wußte nichts. Er wußte nur . . . Nein, er erinnerte sich nur an das vom Vater hinterlassene Pergament. Aber woher wußte jener das, der Sänger? Archibald fuhr in die Höhe und taumelte. Er hörte dem Dichter zu — oder sich selbst? Archibald schwamm auf den wellenartigen Rhythmen seines Geschlechts, wurde trunken, vergaß sich. Der Sänger fuhr fort. Plötzlich ein Wort, gleichsam ein Schwertstich, mit zerspringendem Schwert das Wort: „Trubalidse stirbt! . . .“


„Er soll nicht sterben . . .“, schrie Archibald und sprang auf. In seinen Augen lag Wahnsinn. Der Sänger hielt an und blickte suchend umher!

„Wer ist er? Wohl ein Berrückter!“

„Ich bin ein Trubalidse . . .“, rief Archibald aus. Seine Augen sahen nichts. Der Sänger ging hinaus und unterbrach sein Gedicht. Bedämpftes Murren. Der Kavaliere der Dame war der Freund des Sängers und fühlte sich für ihn gekränkt. Er sprang auf und erhob den Arm gegen Mackasch. Mackasch parierte den Schlag. Dann hob er den Gegner mit einem Ruck in die Höhe, um ihn zu Boden zu schleudern. Aber plötzlich wurde Mackasch weich; er ließ ihn herunter, legte die Hände auf den Rücken und erwartete selbst den Schlag. Der Gegner wich verwundert zurück. Der Lärm der Leute erstarb einen Augenblick. Schweigen und Erstaunen. Archibald Mackasch war verlegen. Alle sahen ihn an. Was hatte er angerichtet? Was war in ihn gefahren? Aber das Fest ging seinen Weg. Beobachtende Augen streichelten Archibald. Er fühlte, daß er wieder

unter Brüdern war und erinnerte sich an das in den eidechsenfarbenen Stein gemeißelte Wort — an den Bruder gerichtet. Der Bruder schlägt ihn jetzt, hatte er doch den Arm zum Schlage ausgeholt. Archibald fühlte den Schmerz der Wurzeln, aber in dem Schmerz war auch nicht ein Tropfen Kränkung.

Auf der Estrade gab die Leinwand den Namen eines neuen Stückes bekannt: „Kethewan, die Märtyrerin“, hörte man flüstern, und alles schwieg. Ein Weib stand auf der Bühne. Ihr Gesicht war wie in Traum versunken, als ob es Qualen erwartete. Der Saal verstummte völlig, und dieses Schweigen hatte etwas Schneidendes. Dann kündigte die Leinwand einen neuen Namen an: „Medea“. Das Weib, das nun auftrat, war die Schönheit und Blut von Kolchis. Sie war eine Amazone, mit dem Schwerte spielend. Geriet sie in Blut, so brannte sie ihre Brust aus; trieb sie die Rachsucht, so erwürgte sie die eigenen Kinder. Dann kam eine dritte. Hier hatte es der Schrift auf der Leinwand nicht bedurft. Der ganze Saal stand auf und schrie: „Thamar!“ Solche Augenwimpern hatte nur Thamar. Als die Leinwand vor dem Auftreten der nächsten ankündigte: „Die heilige Nino“, zitterte der Saal von Beifallsklatschen. Auf der Estrade stand die heidnische Jungfrau, deren Blut unvermischt und echt, deren Rasse ein in der Quelle geschliffener Edelstein war. So waren die Töchter der georgischen Stämme, als sie zum erstenmal an das Schwarze Meer kamen. Der Saal dröhnte von Beifall. Nino errötete, war verwirrt, wußte nicht, was sie tun sollte. Archibald konnte den Blick nicht abwenden. War das nicht sie? Nein, wie sollte sie hierher kommen? Die georgischen Frauen ähneln einander. Aber vor Archibalds Augen war es trotzdem sie. Nannte er sie doch Nino, dort in Sairme schon! Beim Untergang der Sonne mildert sich das Gelb ihrer Flamme: die Berge von Sairme hüllen sich dann in veilchenfarbene Gewänder. Aus dem blauen Gewande blickt das blaue Auge hervor, ein Edelstein, in dessen Schimmer ein Stückchen Sonnenstrahl hängengeblieben ist. . . Dieses Strahlensauge ist die Tochter von Sairme. Nino glühte wie ein wildes Mädchen. Was wußte sie von einer Pantomime? Wie eine Mondsüchtige tat sie es den andern nach. Manchmal warf sie einen bangen Blick in den Saal, sah aber nichts. Nur ein Tisch fesselte sie, der nahe an der



Estrade stand. Aber warum trug der dort Sitzende ein Glas vor dem Auge? Das hatte sie noch nie gesehen. Archibald nahm das Glas ab und betrachtete sie wieder. Nino hätte mit den anderen abgehen sollen. Statt dessen ging sie wie schlafwandelnd an den Rand der Estrade, schaute zu dem Tisch hin; plötzlich erkannte Nino den jungen Mann und sprang von der Estrade hinab.

„Archiba . . . Archiba . . .“

„Matassi . . . Matassi . . .“

Matassi sank auf die Knie.

Murmeln, Lärmen, Staunen. „Wo ist Wamech? Wo ist Wamech?“ fragte Matassi mit Tränen in den Augen.

Archibald sah Matassi in die Augen. Wie sollte er diese Augen betrügen? Archibald war verwirrt. Sein Schweigen erregte Matassi.

„Wo ist er? . . . Sagen Sie mir . . . Sie müssen es wissen . . .“

Archibald wußte, wo Wamech war. Aber er wußte eine andere Wahrheit, eine höhere. Diesen Augen konnte er nichts anderes sagen:

„Wamech ist in Persien . . .“

„In Persien? . . . Dann ist er nicht in Rußland gewesen? . . . Haben sie ihn nicht erschossen?“

„Nein . . . Beruhigen Sie sich . . .“

„Wamech . . . Wamech . . . Wamech.“

Und als ob sie Wamech gefunden hätte, umarmte sie Archibald. Sie schwamm in Tränen. Archibald kämpfte mit den Tränen.

Sie verließen den Saal. „Woher haben Sie die Nachricht von jener Erschießung?“ fragte Archibald draußen.

„Die Nachricht kam ins Dorf. Die Mutter hat mich zu Ihnen geschickt.“

„Woher wußten Sie, daß ich hier war? . . .“

„Wamech hatte es uns aus Baku geschrieben . . .“

Schweigen — noch unerträglicher für Archibald.

„Wie geht es der Mutter Nino?“

„Danke, gut.“

„Und Großvater Saridan? . . .“

„Es geht ihm auch gut.“ Sie kamen an die Vera-Rampe.

„Sie werden doch zu uns aufs Land kommen?“

„Ja.“



„Werden Sie mit Wamech kommen?“

„Natürlich.“

Matassi freute sich. Archibald verbarg seinen Schmerz. Sie gingen über die Bera-Brücke. Wer ruft dort?

„Mister Archibald? . . .“

„Labai-Chan?“

Laba Labai sah Matassi an.

„Darf ich bekannt machen: Wamechs Schwester.“

„Ja, Wamechs . . . wo ist jetzt Wamech? . . .“

„Ich werde es Ihnen nachher sagen.“

Archibald konnte seinen Schmerz nicht mehr verbergen. Es war gut, daß es Nacht war. Und noch besser, daß Matassi kein Englisch kannte. Beim Erwähnen Wamechs durchfuhr es Matassi, sie begann den großen Mann mißtrauisch anzusehen. Die beiden begleiteten Matassi heim.

„Sie werden also sicher kommen?“

„Unbedingt komme ich.“


„Mit Wamech zusammen?“

„Ja, mit Wamech.“

Sie verabschiedeten sich von Matassi. Die Rechte Archibalds fühlte das heiße Zittern ihrer Hand — gleich dem Zittern des ins Netz geratenen Falken.

So nachdenklich hatte Archibald Labai-Chan noch nie gesehen. Als sie die Bera-Rampe erreicht hatten, begann Laba flüsternd:

„Alles ist Zufall . . . Man begegnet jemand und fühlt in ihm den Blick des Ewigen . . . Dann trennt man sich und sieht ihn nie wieder . . . Seine Augen wird man nie vergessen, die Augen, in denen man einen Augenblick das Ewige gesehen hat . . . Das ist das Leid. So habe ich Wamechs Schwester getroffen und in ihr die heidnische Jungfrau gefühlt, eine junge Astarte . . . Niemals werde ich ihre Augen vergessen, diese Augen, durch die die heidnische Göttin geblickt hat, nur einen Augenblick . . . Ich habe diese Jungfrau vor fünf Minuten gesehen, mich von ihr getrennt . . . werde ich sie je wiedersehen? Ja, vielleicht werde ich sie wiedersehen, aber es wird der Augenblick sein, in dem ich sie verliere . . . auf ewig . . . Das ist das Leid . . . aber dieses Leid ist Musik . . .“



Labalabai verstummte. Von Zeit zu Zeit blickte er zum Himmel auf, als wolle er aus dem Glanz der Sterne ein Geheimnis herauslesen. Beim Hotel verabschiedete er sich von dem Freund und ging wortlos, gesenkten Hauptes fort. Archibald folgte ihm mit den Augen und dachte heimlich: Da geht der Freund, vielleicht . . . für immer . . .


Archibald konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Vielleicht ist das Café „Brüderlicher Trost“ noch offen, dachte er. Er ging hin und Allan folgte. Er trat in das Café und sah, daß die Sänger da waren. Er setzte sich in die Ecke, hörte ihnen zu. Sie sprachen die Verse so aus, als ob sie mit dem Feinde kämpften: sie — Nachkommen von Kriegern. Was reizte sie nicht alles: Der Mond, die Tochter Iberiens, die Nachtigall, Dionysos, die Apokalypse. In den Reimen wetteiferten sie mit einander, mit Assonanzen forderten sie einander heraus. Alle reizten sie. Sie waren selbst vom Beifall gereizt, wie vom Streicheln einer Amazone. Plötzlich ging die Tür auf, und jemand steckte den Kopf durch. Der Kopf bückte sich und zitterte. Die Haare hatten die Schere noch nie gesehen. Aus den Augen — diese Augen waren Hornissen — blißte Phosphor: die Trunkenheit oder der Wahnsinn oder beide zusammen. Der Fremde war ein Barfüßler aus Rußland. Er sah die Leute an und schrie mit gebrochener Stimme: „Heute hat Aviator Traviata geraubt.“ Die Tische kicherten: „Nun, da ist ja ein Poet, so eine Assonanz würde uns Laien schwerfallen.“ Der fremde Mann schrie wieder: „Drang-Utang.“ Die Tische kicherten weiter: „Welch ein Wohlklang für das Gedicht! — Das ist ein Poet — laßt ihn auf die Bühne.“ Aber der Barfüßler wollte nicht. Er wollte nichts. Er wollte nur Schnaps, ein Gläschen Schnaps. Er ging an das Bufett, bat um Schnaps, nahm das Gläschen, seine Hände zitterten, die Lippen und der Kopf noch mehr, er leerte das Gläschen in einem Zug, die Augen sprangen hervor, als ob er das ganze Weltall erblickt hätte . . . Auf der Straße erkönte ein bekannter Gesang: „Pretschüiste spaasi“¹ . . . Die beiden Sänger, Mann und Frau, waren wohl von den Ufern der Wolga. Sie hatten beide ausgetrocknete Augen . . . Die Stimme der Frau war klagend. Sie gingen durch die Straßen und sangen, woher und wohin,

¹ Keine Jungfrau!

wußten sie selbst nicht. „Pretschiiſte ſpaafii . . .“ „Das hat uns noch geſehlt“ — könnte es von einem Fiſch. „Es kommt noch viel mehr“, ſagte ein anderer.

Auf der Bühne ſtand jetzt ein Beamter aus der Etappe und ſang eine neue Romanze. Auf der Straße riefen die Zeitungsjungen wieder: „Extrablatt! Extrablatt! Der Breſter Friede!“ „Die Bolſchewiki haben Kars, Ardahan, Batum abgetreten . . .“ „Extrablatt! . . . Extrablatt! . . .“ Die Fiſche lärmten: „Ach was? . . . wir werden ihnen den Frieden ſchon zeigen!“ „Sie ſollen uns nur in die Hände kommen! . . .“ Jemand ſchrie wieder: „Romanze, Romanze . . . Eine Romanze iſt doch beſſer . . .“ Der Beamte ſetzte ſeine neue Romanze fort. Archibald ſaß unbeweglich da.

Man geht manchmal in mondloſer Nacht durch den Wald. Oben ſind die Sterne und ringsum Dickicht. Eine Stille, die den Menſchen in die Ferne entrückt. Man hört das Summen der Heuſchrecken. Der Menſch iſt wie in ein Lotenhemd gehüllt und vernimmt das Geheimnis . . . Auch Archibald Mackaſch war wie in einem Walde: Der Lärm des Cafes war das Schrillen der Heuſchrecken. Archibald war in Gedanken verſunken, und unter den Gedanken war einer wie ein jäher Stich: Wenn nur Wamech nicht erſchoſſen iſt . . . Vielleicht war Olga bei ihm . . . Wenn die Welt untergeht — möge ſie nur untergehen . . . Ja, dieſes „Nur“, — ein Wort, das geheimnisvoller iſt als alle . . . Die Ameiſe kriecht, der Büffel tritt ſie mit den Füßen und zerdrückt ſie, der Büffel merkt nicht, daß er die Ameiſe getreten hat. Der Fels ſtürzt ab und zermalmt den Büffel, der Fels ſieht nicht, daß er den Büffel zerdrückt hat. Die Erde bebt, und der Fels bricht zuſammen. Die Erde fühlt nicht, daß ſie den Fels zerſtört hat. Der Planet ſtoßt mit den Planeten zuſammen und zermalmt die Erde, die Planeten merken nicht, daß ſie die Erde zermalmt haben . . . Aber wo iſt der, der alles zerſchmettert und ſelbſt unzerſchmettert bleibt? Gibt es den nicht? Dann geht alſo alles zugrunde? Bleibt nichts übrig? Aber ſagt das Herz nicht etwas anderes? Das Herz kann ſich mit dem Nein nicht verſöhnen. Das Herz lebt nur davon, daß „etwas“ iſt, und wenn dieſes Etwas auch nur eine kleine Ameiſe wäre: für das Herz iſt das das ganze Weltall . . . Wenn die Ameiſe zertreten wird, verwandelt ſich das Herz in Blut . . .



„Extrablatt! Extrablatt! Extrablatt“ — schrien die Zeitungsjungen. „Die Revolution siegt, die Bolschewiken haben gesiegt die Bolschewiken haben erschossen . . .“ Archibald schreckte aus seinen Gedanken auf, hörte die Zeitungsjungen, sein Gehirn war glühendes Eisen: Mögen sie siegen, aber wer rettet den Untergegangenen!

Plötzlich öffnete sich die Tür. Ein Mann und eine Frau traten ein. An den Tischen wurde man aufmerksam, plötzlich sprang alles mit Getöse und Rufen auf: „Wamech, Wamech . . . Wamech . . .“ Alle wollten ihm an den Hals springen. Aber Allan ließ niemand hin. Er schmiegte sich mit den Pfoten freudig an den jungen Mann. Die Dogge umklammerte Wamech, und nun sprang sie auch zu Olga und umklammerte auch sie. Die Tische schrien: „Wamech! . . . Wamech . . . bist du gerettet? . . . Wir hielten dich für erschossen . . . in den Depeschen war dein Name erwähnt . . .“ Wamech antwortete: „Meinen Namensvetter haben sie erschossen . . .“ Und dann umarmte Wamech Archibald brüderlich. Olga fühlte Archibalds Händedruck, als ob er loderndes Feuer wäre. Sie legte die Jacke ab und warf die Chauffeurmütze auf den Stuhl. Die Tische sahen sie nun an: Ihre rötlichen Haare waren zerzaust. Auf dem Gesicht war Staub und Wind, aber die Brust? So heftig atmet nur das gejagte Wild. „Musik! Musik!“ schrie alles. Archibald war es, als ob er aus einer Höhle käme, wo Einsamkeit und Dunkel war, und draußen nur Skorpione. Jetzt sah er einen weiten Kreis im Schatten eines großen Nußbaumes. Die Sonne strahlte über das Grün der Wiese wie „Ghwitho“, und aus ihm erhob sich der Körper einer Jungfrau. Archibalds Herz klopfte, als sei er dem Ersticken entkommen. „Archi“, sagte Olga, leise und gedämpft. Die Augen des Mädchens funkelten wie Smaragde. Der junge Mann atmete den trunkenen Raum, der sich in den Augen des Weibes widerspiegelte. Neben an riefen sie wieder: „Musik! Musik.“ Aber noch war kein Orchester versammelt, dieser Freude Ausdruck zu geben.

Die Fröhlichkeit nahm zu.

„Wamech! Matassi war hier“, warf plötzlich Archibald ein.

„Matassi war hier? Was wollte sie?“

Wamech war in diesem Augenblick ein gezücktes Schwert. Archibald erzählte ihm von Matassi.

„Wo ist sie jetzt?“

Archibald nannte ihm die Straße.

„Ha, sie ist bei ihrer Tante . . .“, sagte Wamech und stürzte weg.
Nur Allan wunderte sich über sein Weggehen.

Was geschieht mit Olga?

Archibald erinnerte sich an die gestrige Szene. Olga saß schweigend da. Ihre Augen waren steinern. Sie saß da, trautig wie ein Wild, das im Nordlicht angstvoll die Nacht erwartet, aber die Nacht kommt nicht. Plötzlich sah sie den jungen Mann an und sagte halblaut vor sich hin:

„Als Judith dem Holofernes das Haupt abschlug, trank sie sich wohl satt an seinem Blut.“

„Warum denkst du daran?“

„Archi . . . wenn Judith einen Beliebten gehabt hätte . . .“

„Dann? . . .“

„Wie hätte er Judith empfangen müssen? . . .“

„Als die, welche sich für Israel aufopferte, als Mörderin eines Tyrannen . . .“

„Wenn aber der Tyrann ihren Körper genoß . . .“

„Das sollte der Bräutigam vergessen . . .“

„Das sollte er vergessen?! So meinst du? . . .“

„So meine ich! . . .“

„Und wenn Judith Holofernes nicht getötet hätte? . . .“

„Dann auch, nur . . .“

„Nur wäre das Vergessen schwer, nicht wahr? . . .“

„Ja, das glaube ich wohl.“


„Und wenn Holofernes' Frucht in Judith geblieben wäre? . . .“

Der junge Mann erbleichte.

„Hätte sie die Frucht nicht austreiben können?“

Der junge Mann zitterte.

Dieses Gespräch ging Archibald quälend nach. Er dachte an Olgas düstere Augen, an seinen eigenen angstvollen Schreck. Noch etwas war geschehen. Wie ein verwundeter Panther hatte Olga ihr Gesicht in den Blumenstrauß gewühlt, den sie beim Eintritt trug.



Sie sog den Duft ein wie das Wild die Kühle der Quelle, an der es seinen Durst stillt. Aber auf einmal zerquetschten ihre Hände, als ob sie toll geworden wären, die Blumen und rissen sie auseinander.

„Olga, was ist dir? Diese Blumen gab dir doch Wamech?“

Olga schluchzte auf. Sie sammelte die Stengel und Blätter und begann sie einzeln zu küssen. Dann stürzte sie zu Archibald und fiel ihm um den Hals. Es war als ob selbst ihre Hände bitterlich weinten . . . Archi . . . Archi . . . Archi . . .

Olga weinte.

Archibald sah sie mit verstörten Gedanken an. Was ist mit Olga? Rußland gärt. Vielleicht hat diese Gärung auch Olga ergriffen? Tausendfacher Kummer, tausendfache Schrecknisse. Aber warum hat Olga diese Geschichte von Judith und Holofernes erwähnt? Hier muß ein Geheimnis sein. Olga wird es ihm eröffnen. Olga verbirgt nichts vor ihm. Aber was sollte das Zerquetschen und Wegwerfen der Blumen Wamechs? Dann das Küssen der zerstreuten Blätter und Stengel? Und schließlich — das Weinen, Weinen? . . . Wäre es möglich, daß zwischen den beiden etwas geschehen war? . . . Archibald dachte den Gedanken nicht zu Ende. Nein, das ist unmöglich.

Was mit Olga geschehen war, wußte Archibald nicht.

Wenn sich Dionysos in geheimnisvollem Rausche nahte, so fühlten sich die Scharen der Frauen durch ihn wie die Höhlung einer ausgetrockneten Quelle. War aber Dionysos zu ihnen gekommen, so überflutete die Quelle von selbst alle Ufer. Die Frauenschar gab sich, trunken von Göttlichkeit, dem Rausche des Selbstvergessens hin. Scharfer Schmerz und Seligkeit durchdrangen sich in dieser Selbstverlorenheit, und die trunkenen Scharen der Frauen rafften sich taumelnd auf und stürzten sich mit geweiteten Augen auf Dionysos mit den Rufen „Evoe, Evoe, Evoe . . .“

Ist Olga auch eine solch ausgewählte Mänade? Erwartet sie auch Dionysos, den Erlöser? Aber wo war jener Gott? Wer erlöste das Weib?

Olga selbst schien Archibald manchmal nicht zu sehen, wenn sie neben ihm war. Sie starrte dann wortlos vor sich hin, ihre Augen weiteten sich, die Pupillen verschwanden, lösten sich im nebeligen Blau auf. Ihre geweiteten Augen sahen immer wieder das gleiche

Bild: Fluren . . . Fluren . . . Fluren . . . Eine kleine Station, ver-
loren in den Fluren. Niemand wußte, wer über diese Station gebot,
die Roten oder die Weißen oder die Grünen. Fluren . . . Fluren . . .
Fluren . . . Verbrannte und zerstampfte Gegend. Wamedch und Olga
fuhren mit dem Zug nach Georgien. Olga und Wamedch sprangen
heraus. Sie wurden abgeführt. Jemand betrachtete Olgas Hüften
mit lüsterner Blicke, und der Speichel lief ihm im Munde zusammen.
Wamedch sah diesen Blick, und es traf ihn wie ein scharfer Stich.
Er wandte sich leise zu Olga: „Olga, halten Sie sich etwas anders . . .
Sie wissen doch, daß Sie diesen Menschen reizen . . . Ja, sehen Sie
das nicht?“


„Wie kann ich mich anders halten?“ hatte Olga lächelnd geant-
wortet. Sie trug die verbleichte Chauffeurmütze tief ins Gesicht
gezogen, eine gelbe, beschmutzte Lederjacke und ein graues, zerrissenes
Kleid hatte sie an, an den Füßen Soldatenstiefel. Wie konnte sie
sich denn anders halten?

„Wie kann ich anders sein? . . .“ Olga wies lächelnd auf ihre
Kleidung.

„Trotzdem . . .“, flüsterte Wamedch, auch lächelnd.

Der andere, der Olga ansah, näherte sich ihr und wandte sich mit
befehlendem Ton an sie: „Sie bleiben zurück . . . und auch ihr Be-
gleiter.“ Olga und Wamedch sahen einander erstaunt an. Der Zug
fuhr ab. Olga und Wamedch blieben zurück.

Die zerstampfte Gegend sah jetzt noch versengter aus. Die Me-
landholie des Landes trat noch stärker hervor. Soldaten liefen in
zerrissenen Mänteln umher und knackten Sonnenblumenkerne. Wa-
medch ging neben den Soldaten. Die Soldaten lächelten von der Seite
mit ihren Kerne kauenden Lippen, nahmen ihn zwischen sich und
stießen ihn vorwärts. Wamedch sträubte sich. Plötzlich ertönte eine
Soldatenstimme hinter ihm: „Ach, du barfüßiger Georgier . . .“
Wamedch ließ sie nicht zu Ende spotten. Er packte den Soldaten und
streckte ihn sofort nieder. Ein anderer Soldat sprang herbei. Auch
ihn schlug er zur Seite, daß er taumelte. Aber ein dritter, vierter,
fünfter sprang zu, Häufte packten ihn, Kolben wurden hochgeschwun-
gen; was konnte einer gegen so viele Gewehre ausrichten? Der An-
führer erschien jetzt und rief den Soldaten zu: „Halt!“ Sie ließen



die Gewehre herab und brummten unwillig. Der Anführer führte Wamedsch ab. Es war der, der Olga so gierig betrachtet hatte.

Olga blieb allein. Sie hatte Angst. Am Abend kam der Anführer zu ihr:

„Ihr Begleiter erscheint mir verdächtig...“, wandte er sich an Olga.

„Warum?“

„Abgesehen davon hat er Soldaten erschlagen... Die Soldaten verlangen seine Erschießung...“

„Was sagen Sie?“

„Ich kann mich ihrem Verlangen nicht entgegensehen...“

„Um Gottes willen...“

Einen Augenblick Schweigen.

„Ihretwegen würde ich ihn zu retten versuchen...“

„Was schwärzen Sie da!...“

„Eine Nacht als Bedingung...“

„Sind Sie verrückt?“

„Dann ver helfe ich Ihnen beiden zur Flucht...“

„Sie haben den Verstand verloren!“

„Es gibt keine andere Wahl...“

Olga warf sich vor ihm nieder und umarmte seine Knie.

„Alles, alles... nur das nicht...“

„Nur das, und sonst nichts...“

„Ich flehe Sie an... ich bitte Sie...“

„Ich gebe Ihnen drei Stunden Zeit. Überlegen Sie sich...“


„Ich bitte Sie... alles... nur...“

Der Anführer verschwand. Olga war wie erschlagen. Warum ist die Welt verwirrt? Wohin eilt der Raum? Das Weib lag auf dem Boden, hingestreckt... Wamedsch erschließen lassen? Nein... niemals... Wohin eilte der Raum? Wohin die Zeit? Drei Stunden Frist... Der Körper des Weibes war wie zusammengeschrumpft und verloren. Die Dinge schwoollen, wurden größer... Die Seele des Weibes trennte sich vom Körper und suchte wie ein brennender Span, der das Erlöschen erwartet. Die Gedanken klammerten sich an etwas Unmögliches, Körperloses... Drei Stunden... vielleicht wird im Laufe dieser Zeit etwas geschehen: Sturm, Überfall,

Erdbeben... Vielleicht ist dem Tyrannen das Herz weich geworden!
... Da war eine Schicksalskette, und in dieser Kette diese eine Nacht
wie ein Glied... Das Herz des Weibes hämmerte: Könnte man doch
aus dieser Kette das Glied herausreißen!... Es war, als ob eine
eiserne Notwendigkeit das Weib diesem Kettenglied näherrückte...
Aber das Herz des Weibes gab nicht nach und hoffte... Vielleicht
vereitelt irgendein Zufall diese schreckliche Prüfung... O Gott, o Gott,
du Unsichtbarer, Mächtiger, o Gott, nur eine Bitte: Laß aus der
Kette dieser eisernen Notwendigkeit nur das eine Glied herausbrechen,
nur dies. Im Herzen des Weibes erhob sich ein zitterndes Gebet,
Beten, Flehen — an die Welt, an die Natur, an Gott... Das Herz
hoffte auf einen Zufall, gerade so wie ein zum Tode Verurteilter, den
man zum Richtplatz bringt, der bis zum letzten Augenblick glaubt,
bis zum kleinsten Bruchteil eines Augenblicks, daß ein Zufall, ein ganz
kleiner Zufall seinen Tod abwendet. Das Weib wälzte sich auf der
Erde. Ihr Herz war nur ein Gebet, eine Bitte...

Daran erinnerte sich Olga wie erstarrt. Sie dachte nicht daran,
sie erlebte es. Und plötzlich, als ob sie den Rand des Abgrundes er-
reicht hätte, wurde ihr schwindlig. Sie konnte nicht weiterdenken.
Ihre Seele stürzte in einen Abgrund. In eine aus der Zeit heraus-
gerissene Nacht war sie geraten. Ein Alb zerdrückte sie. Sie fühlte
die Berührung. Wie eines Tausendfüßlers Berührung. Die Küsse
waren ein widerliches Lecken, wie der Speichel eines großen Frosches.
Das Weib lag wie versteinert danieder. Aus der Ecke des Zimmers
sagte ihr ein spottendes Gespenst: Eine Nacht, nicht wahr? Sie
wird ausgetilgt, und das Wasser spült sie weg. Das Gedächtnis er-
lischt, nichts wird bleiben. Die Frucht? Dafür gibt es Ärzte und
die Operationswerkzeuge. Die geschändete Unschuld? Das war doch
Bergewaltigung. Wenn das Herz des Weibes sich dem Mann nicht
öffnet wie eine blutende Schale dem Sonnenstrom, so kann der
Mann das Weib nicht besitzen. Ha, ha, ha, so sagten auch die Alten:
Der Bergewaltiger erzwingt nur den Körper des Weibes. Archi-
bald? Er ist kein Beliebiger. Er wird vergessen. Wird verstehen:
Das Opfer, Wamechs Rettung.

Olga sprang auf. Ihr ganzer Körper schien ihr voller Laster. Der
Körper wollte die Befreiung... Sie mußte das Laster ausspeien...



Dlga schnürte es die Kehle zusammen, als ob sie eine Schlange verschlungen hätte und sie wieder auswürgen müßte. Plötzlich erblickte sie von dem Hotelzimmer aus die Kathedrale von Khaschwethi . . . sie stürzte hinaus, ging in die Kathedrale, stellte sich vor die Mutter Gottes . . . Jetzt war ihr Herz allein. Das Herz zitterte, und ihr Zittern stieß Gebete aus. Die Worte wurden geboren und schwanden. Das Herz schrie: Du bist ein Weib, Mutter Gottes, du wirst verstehen, für das Weib ist die Frucht Blut, Fleisch, die Frucht des Vergewaltigers ist schrecklich, scheußlich. Für das Weib gibt es nichts Schlimmeres als das. Sie kann die Frucht herausreißen. Aber ist nicht der geschändete Leib zurückgeblieben? Der Mutterleib, für den der Same göttlich sein soll? O Mutter Gottes, du bist ein Weib und wirst es verstehen . . . Das Herz zitterte, und im Zittern stieß es Gebete aus. Die Worte wurden geboren und erstickten die Kehle. Auch die Kehle selbst krampfte sich. Auch das Weib . . . Dlga stürzte aus der Kathedrale und eilte wieder ins Hotel. Sie war ruhiger und wie gestillt. Das ist vielleicht mein Schicksal — dachte sie — wenn doch Archi schlecht wäre, ein wenig nur, dann würde ich es leichter ertragen, dieses Schreckliche. Nein, Archi soll so sein wie er ist, gut . . . Das Herz wird nicht sterben. Alles stirbt, nur das Herz stirbt nicht . . . Es hört auf zu schlagen, aber im Augenblick verwandelt es sich in ein unsichtbares Netz. Da wird es das Herz des anderen umschlingen. Wenn dieses auch stirbt, verstrickt es sich in dem Netz, in dem Netz des Herzens . . . : Sie beide verwandeln sich in eins. So ist es besser . . . Der Tod? Der Tod ist nur Furcht . . . Wer sich nicht fürchtet, den Vorhang zu heben, der ist unsterblich . . . Wem die Hand beim Heben des Vorhangs erschrickt, der wird nur das Nichtsein sehen . . .

Dlga ging in das Zimmer. Sie machte etwas zurecht. Sie war nun ganz ruhig. Sie schrieb einen Brief. Stand auf. Sah nach dem Tempel von Khaschwethi hin. Der Tempel sah wie eine göttliche Jungfrau aus. Erbat sie Erbarmen von dieser Jungfrau oder Schonung? . . . Ein Gedanke wurde Entschluß, ein starker und grausamer . . .


Auf den Lippen des Weibes war ein Wort geblieben: „Archi bald . . .“

Was war mit Olga geschehen? Archibald wußte es nicht. Wer wußte es? Beim Sonnenuntergang reckte sich Allan: Er sprang auf und begann zu winseln. Hatte er vielleicht im Traum Böses gesehen? Er stürzte zur Tür. Archibald öffnete ihm. Allan eilte zu Olgas Zimmer. Archibald folgte ihm. Allan warf sich mit den Pfoten gegen die Tür. Kein Laut. Er sprang nochmals an die Tür. Keine Antwort. Archibald erschrak. Vor einigen Augenblicken war Olga doch noch im Zimmer? Er klopfte an die Tür. Kein Laut. Archibald erschrak. Er rief einen Hoteldiener herbei. Sie drückten die Tür ein. Archibald stürzte hinein und schrie.

Über dem Sofa lag der Körper des Weibes ausgestreckt. Die Augen von den Lidern wie von zwei bläulichen Blumenblättern bedeckt. Die Haare lagen über dem Kissen verwirrt, wie erstarrte Sonnenströme. Über dem Gesicht letzte Ruhe . . . Kein Fluch, kein Vorwurf, keine Rachsucht, kein Wollen. Nur eine ganz kleine Bitte: daß man ihr dieses verzeihe. An der Brust das Bild des jungen Mannes. Die rechte Hand war auf das Sofa herabgefallen. Die Hand hatte den Brief weggeworfen. Das Herz war stehen geblieben, das heftig pochende. Nie wird es wieder schlagen. Niemals? Das Herz lebt immer im Herzen des anderen. Neben dem toten Herzen war jetzt das andere Herz. Ob jenes Herz in dieses übergegangen ist? Oder war dieses Herz auch erstorben?

In der See fangen die Leute manchmal einen Haifisch. Das Herz schneiden sie aus, und den Körper, der kein Herz mehr hat, werfen sie in das Meer zurück. Aber das Herz pocht weiter. Auf das Berdeck wirft man das Herz. An das Geländer wirft sich das Herz. In den Ozean schleudert man das Herz. Das Herz schwillt, wie ein irrsinnig gewordener Fisch. Es sucht die Herzensfülle, den Körper. Aber den ausgeweideten Hai haben andere Haifische bereits verschlungen. Darauf rafft sich das herausgerissene Herz nochmals auf: Wer gibt seinem Schrei Ausdruck? Das Herz schwillt vor Maßlosigkeit an, um plötzlich auszulöschen für immer.

Solch ein Herz war Archibalds Herz. Auch sein Herz war herausgerissen. Allan winselte. In dem Briefe nur kurze Worte. Wie Vögel mit herabhängenden Flügelchen in eiskalter Nacht . . . „Wer kann die Frucht des Bergewaltigers ertragen? . . .“ „Die



Brandmale werden den Schoß ausbrennen . . .“ „Wer kann das Unmögliche überwinden: Wer wird des Schmutzes brennendes Brandmal vergessen können? . . .“ „Welchem Mann wird es nicht im Gedächtnis brennen? . . .“ „Besser ist der Tod . . .“

„Ich hätte das Unmögliche überwinden können . . .“, schrie das zurückgebliebene Herz, Archibalds Herz. Aber jenes entflohenen Herz konnte dieser Aufschrei nicht mehr einholen. Unterdrücktes Schluchzen. Saul, Saul, heute wird dich Davids Harfe nicht mehr trösten können!

Jetzt waren sie nur noch zwei. Nein, Allan war auch dabei. Nein, vier waren sie. Das stehengebliebene Herz war auch bei ihnen.

„Lesen Sie . . .“, sagte einer flüsternd.

Der andere nahm den Brief. Die Lippen bebten: „Wie konnte ich Wamech erschließen lassen? Eine Nacht zu opfern, habe ich vorgezogen“, las er.

„Warum hat man mich, den Armseligen, nicht erschossen?“

Der junge Mann fiel schluchzend auf das Sofa. Jetzt unterdrücktes Schluchzen beider. Nein, Allan winselte auch.

Saul, Saul, wer tröstet dich?

Nachts trug man den geschlossenen Sarg fort. Dem Sarg folgten Wamech und Archibald. Laba Labai ging mit ihnen. Allan auch. Irdische Reste trugen sie. So gingen sie: Mit gesenkten Köpfen. Sagten nichts. Fürchteten einander anzusehen. Von Zeit zu Zeit neigte sich ein Körper hinüber. Dann hielt sich die Hand an der Schulter des anderen fest. Sie gingen so. Sie trugen Olga. So gehen die zum Tode Verurteilten. In diesem Augenblick brammten ihre Schritte den Schoß der Erde.

Vater

Großvater Saridan sonnte sich. Auf Persaths Abhängen ist die Frühlingssonne nicht so brennend. Großvater Saridans Knochen sind alt geworden. Wie viele Frühlinge sind dem Greis verflossen? Er erinnerte sich und konnte sie doch nicht aufzählen. Aus einer Schicht ging das Gedächtnis in die andere über. Immer ist der Frühling ein und derselbe — so empfand das der Greis.

Das Gras schoß empor; vor den Augen wuchs es, als teilte sich die Knospe zur Hälfte, und als wollte sie ihr Herz entblößen. Der Stengel festigte den Körper durch leises Wanken. Die Ähre war reif, und das kleine, moosige Weizenkorn liebäugelte mit dem Sonnenkern. Ist wetteiferte mit Ist — jeder wollte selbst zu einem Baum wachsen. Das Blatt wurde dicker, und über das Blatt kroch müßig der Wurm. Wurde er auch dicker? Die Wiese war in üppigem Wachstum und reckte sich.

Großvater Saridan reckte sich. Er dachte: Derselbe Frühling, wie er war — voriges Jahr — vorvergangenes Jahr — dort — weit hin — weit — sehr weit. Derselbe — aber . . . Wie ein Stich fuhr es her aus der Erinnerung. Er blickte zur Seite. Wamedch bändigte den uneingefahrenen Hengst. Der Hengst war an einen Baum gebunden. Mit dem Striegel entfernte ihm Wamedch das im Winter gewachsene Haar. Der Hengst wieherte und sprang: bald bäumte er sich, bald schlug er mit den Hinterfüßen aus. Wamedch bändigte den Hengst, sah der Alte; Wamedch wird auch einen wilden Stepphengst bändigen können — dachte er. Wie ein Stich fuhr es her aus der Erinnerung: Der Frühling war derselbe . . . aber . . . Verdammst sei das Greisenalter: Wie vermöchte jetzt Saridan noch einen Hengst zu bändigen? Der Greis näherte sich Wamedch: Sein Enkel gefiel ihm, so gemeißelt, so stark, so kräftig.

„Wamedch, wo ist Matassi?“ fragte der Alte.

„Ans Wasser ist sie gegangen...“, antwortete der fröhliche junge Mann.

Mit der Hand schützte Saridan seine Augen vor der Sonne und blickte nach der anderen Seite hin. Matassi trug einen großen, schwarzen, vollen Krug. Sie war selbst wie von Frühling erfüllt. Mit Wasser war sie bespritzt, das Kleid war durchnäßt und klebte an den Beinen. Die hohen Hüften waren etwas breiter geworden. Auch hier Frühling.

„Matassi, mein Kind, gib mir Wasser zum Trinken.“

„Bitte, Großvater.“ Matassi reichte ihm den Krug.

Der Greis trank. Seine Lippen zitterten und die Hände auch: „Ha, wie kühl ist es...“ Matassi nahm ihm den Krug ab. Saridan sah Leute vorbeigehen.

„Wer sind diese, mein Kind? ...“


„Gäste sind es...“

„Gäste...“, wiederholte für sich der Greis. Hat sein Auge die Schärfe verloren? Verflucht sei das Alter — dachte der Greis. Matassi ging wieder. Er verfolgte sie mit dem Blick. Die Gäste folgten ihr auch mit dem Blick. Matassi fühlte ihren Blick. Sie strich ihr nasses Kleid zurecht, aber dennoch klebte es an ihrem Körper. Die Formen prägten sich aus. Matassi fühlte Scham und verhüllte das Gesicht mit dem Kopftuch. Brannte Röte sie? Sie ging verlegen. Sie trug den vollen Krug fort. Auch sie war erfüllt. Womit? Das wußte sie selbst nicht. Der Alte sah der weggehenden Matassi nach, und allmählich tauchte ein anderes Gesicht in seinen Gedanken auf. Ha, Msecha, seine Frau, seine verstorbene... War sie nicht wie Matassi, so schlank! Der Alte sah der Weggehenden nach. War es nicht Msecha, welche den vollen Krug trug? Das Herz wurde ihm schwer, und er war bekrübt. Er senkte den Kopf und wurde wieder nachdenklich. Durch seinen Gedanken floß wieder jene seltsame Bitterkeit. „Der Frühling ist derselbe... aber...!“

Die Gäste waren Archibald und Laba Labai.

„Was für ein schönes Mädchen ist Matassi geworden“, flüsterte Laba Labai.

„Sie ist schön, ja...“, antwortete Archibald, aber es klang traurig.




Archibald und Taba Labai lenkten ihre Schritte nach dem Weinberg. Archibalds Schmerz hatte etwas nachgelassen. Der Anblick von Saitme war für ihn, wie für den aus der Arche gestiegenen Noah das von der Sonne fröhlich beschienene Antlitz der Erde. Er fühlte, daß er zwischen den beiden Freunden sich wiederfand. Einer von ihnen ist wie das Steinmal der Pyramide. Zur Zeit der großen Hitze fühlt der im Schatten der Pyramide Ruhende den Frieden des Ewigen. Taba Labai brachte ihm diesen Frieden immer: auch jetzt. Der zweite, das Lächeln eines jungen Sonnengottes, der aus der geöffneten Schale der Lotosblume hervorgeht. Dieses Lächeln wirft ihm Wamech zu. Das fühlte Archibald, als er gesenkten Hauptes mit Taba Labai die Richtung nach dem Weinberg einschlug. Er fühlte aber auch etwas, das noch dunkel und unerklärt war: Ein Etwas, stark und seltsam wie der Einfluß des Mondwechsels auf die Natur des Weibes.

Plötzlich huschte vor ihnen eine große Eidechse vorbei. Archibald erbleichte und war erschüttert. In seinem Herzen wurde Olga wieder lebendig. Er sah die eidechsenfarbigen Augen leuchten wie im Wahnsinn. Im Herzen Archibalds begann der Schmerz neu zu wühlen. Taba Labai bemerkte sofort die Verdüsterung an dem Freunde — wie man aus der Bewegung des Erdreichs den wühlenden Maulwurf erkennt. Aber er sagte nichts. Taba sah zur Seite: Ein Blatt fiel von einem Nussbaum herab und schwebte zu Boden. Er nahm das kleine, schon gelb gewordene Blatt und sog seinen Duft ein. Archibald sah das welcke tote Blatt in den Händen des Freundes. War nicht auch Olga tot, verweht wie dieses Blatt, auf immer verloren? Taba hörte ein leises Rascheln. Er sah zum Zaun hin. Auch Archibald sah hin und schrie mit erschreckter Stimme:

„Die Schlange frißt eine Schlange . . . sie verschlingt sie . . .“

„Nein, die Schlange schlüpft aus ihrer Haut . . .“, antwortete Taba Labai.

Der Perser oder Ägypter schielte mit den schwefelgrauen Augen. Er näherte sich der Schlange und begann sie mit durchbohrendem Blick zu bannen. Archibald stand dabei. Die Schlange krümmte sich, aber sie konnte sich nicht nach vorne bewegen. Vielleicht hielt



die Haut sie zurück. Das bunte Hemd hatte sie bis zur Hälfte abgestreift. Die Haut war wie eine zweite Schlange um sie geschmiegt. Die Sonne hatte die Mittagshöhe überschritten. Die Schlange rührte sich langsam: Sie reckte sich, wand sich, gähnte. Im Recken, im Strecken, im Gähnen verlor die Schlange sich selbst, ließ etwas hinter sich, wechselte die Haut. Ließ sie das Vergangene zurück? Wechselte sie das vergangene Leben? Die Schlange rührte sich. Die schwefelfarbigen Augen bannten die Schlange noch immer. Archibald stand beiseite und sah bald die Schlange, bald die kalten Augen Taba Tabais an. Die Schlange war verstört: Sie wurde wütend, daß man ihre Ruhe gestört hatte. Sie erwachte aus dem Halbschlummer. In den Augen leuchteten Funken des Zornes. Sie streckte die Zunge aus und zischte. Den Körper bewegte sie heftiger, die Haut aber hielt sie zurück. Sie richtete sich halb auf, daß sie auf dem Schwanz stand, und fiel wieder auf die Erde. Sie bewegte den Kopf hin und her, als speie sie ihren giftigen Speichel aus. — Die schwefelfarbigen Augen bannten die Schlange. Die Augen durchbohrten sie gleichsam. Die Schlange schnellte empor, als ob sie einen Schlag gefühlt habe. Sie erhob sich wieder, fiel zurück und stieß zwei Zoll breit die Haut ab. Auf dem Antlitz des Persers oder Ägypters zerfloß ein Lächeln. Jetzt begannen seine Lippen Bannworte zu flüstern. Archibald hörte sonderbare Laute. War es eine Zauberformel? Zwei geheimnisvolle Worte vernahm er: „Nem — anch“ und „Nem — assu“. Taba Tabai stieß unheimliche Worte hervor und durchbohrte die Schlange mit den Augen. Die Schlange wurde verwirrt. Sie hob den Kopf, schwang den Körper in die Höhe, bewegte sich hin und her, schließlich riß sie sich gleichsam aus der Haut los, entschlüpfte mit dem frischen Körper ins Gebüsch und die Haut blieb zurück. Taba nahm die Haut in die Hand und betrachtete sie.

„Es gibt nichts Merkwürdigeres auf der Welt als dies“, flüsterte er für sich. Dann spielte er mit der tausendfarbigen Haut in der Hand wie mit einem schönsten Halsband einer Astarte.

„Ist diese Haut etwas Besonderes?“ fragte der erstaunte Archibald.

Taba Tabai sprühte vor Freude Schwefel aus seinen Augen.

„Sehen Sie, die Schlange hat sich selbst verlassen, ausgezogen und niedergeworfen. Hierin liegt tiefste Weisheit.“

„Wieso?“ fragte Archibald willenlos.

„So muß man seine eigene Vergangenheit betrachten, wie die Schlange ihr eigenes zurückgelassenes Hemd, wie die Alten zu sagen pfliegen . . .“

Archibald stand, als ob er noch ein Wort von Labai erwartete. Labai ließ nicht darauf warten:

„Nur so ist es möglich, das Leben zu ertragen . . .“, fügte er hinzu.

Archibald senkte den Kopf, als ob er die Schwere des Lebens gefühlt habe. Der Perser oder Ägypter begann wieder die hartschen Schuppen der weichen Haut mit Wohlgefallen zu betrachten. Endlich blieb er stehen. Er sah Archibald an, der mit gesenktem Haupt nachdenklich da stand, und plötzlich band er ihm das Schlangenhemd um den Hals. Archibald fürchtete sich sonst vor Schlangen, hatte Abscheu vor ihnen. Aber in diesem Augenblick nicht. Er stand gedankenlos da und starrte seinen Freund an. Oft fühlt der Träumende seinen Körper nicht mehr, als wäre er der eines anderen. So einem Träumer war Archibald ähnlich.

Labai nahm Archibald das Schlangenhemd ab und begann vor sich hinzumurmeln: „Nur so kann man das Leben ertragen . . .“

Archibald sagte nichts. Als stimmte er ihm wortlos zu. Labai lächelte: In dem Lächeln lag ein doppelsinniger Gedanke. Archibald nahm Labai das Schlangenhemd aus der Hand und betrachtete die bunten Schuppen.


„Ist das nicht schön? . . .“ fragte Labai.

„Ja, es ist schön . . .“, antwortete Archibald.

„Und geheimnisvoll auch . . .“, fügte der Freund hinzu.

Es war schon Abend, als sie nach Hause zurückkehrten. Der Abendstern blinzelte, und am Himmel erschien schamhaft der Halbmond. Am Wege stand ein alter Turm, von dem die Dorfjugend herabgestiegen kam. Nur Matassi war obengeblieben, mit staunend, weit offenen Augen starrte sie den Halbmond an. Labai richtete den Blick auf Matassi und wandte sich lächelnd an Archibald:

„Sehen Sie Matassi? Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß sie eine junge Astarte ist, oder eine der Astarte geweihte Jungfrau, die den



Mond anruft . . . ? In den Gefilden von Sennaar, wo im Frühling das Gras bis zur Brust der Pferde und Ochsen reicht und wo die Blumen sich ausbreiten wie unzählige Teppiche, da stand einst ein Turm mit sieben Stockwerken und sieben Toren. An Feiertagen brachten die Magier eine der Astarte geweihte Jungfrau (Radistu) auf den Turm, über die spiralförmigen Stufen, die den Turm umgaben. An jedem Tor nahmen sie der Jungfrau ein Gewandstück ab. Am ersten Tor die Krönung, am zweiten das Ohrgehänge, am dritten das Halsgehänge, am vierten die Brustschalen, am fünften die Ringe von den Füßen, am sechsten den Gürtel, am siebenten die Schamhülle . . . Und die Jungfrau betrat nackt das Heiligtum . . . Am Himmelsgewölbe von Sennaar strahlte der Abendstern und schien das gebogene Horn des Mondes. Die nackte Jungfrau ward selbst Mond und Sterne und erwartete den höheren Bräutigam . . .“

Laba Labai machte eine Pause und fügte hinzu:

„Sehen Sie Matassi, sieht sie nicht aus wie eine ‚Radistu‘? . . .“

Archibald sah Matassi hingenommen an. Jetzt fühlte er jenes rätselhafte Etwas in sich, das ihn so beeinflusste, wie der Wandel des Mondes die weibliche Natur . . .

Hatte ihn das Schlangenhemd verzaubert?

Unter einem Nußbaum saß Archibald. Der Nußbaum trieb Blätter, zart und jung wie Matassi. Über die Blätter ergoß sich ein klarer Sonnenstrahlenstrom wie Matassis Lächeln . . . Archibald betrachtete die schattige grüne Wiese. Auf der Wiese schimmerten die farbigen Flecken der Sonne. Zwischen den buntscheckigen Flecken huschte manchmal der Schatten eines Weibes vorbei. War es nicht Matassi? Ja, das Schlangenhemd hat ihn wirklich verzaubert.

Da saß Großvater Saridan. Er erzählte Laba Labai die Geschichte von dem steinernen Jüngling. Wamech übersetzte. Ab und zu gebrauchte selbst Laba Labai die georgische Sprache, die er sich schnell angeeignet hatte. Großvater Saridan war mit dem Märchen zu Ende. Er rauchte die Pfeife und spuckte zur Seite aus. Erstaut betrachtete ihn Laba Labai. Saridan spuckte nochmals aus und fügte sein „Na ja“ hinzu . . . „Unerschöpflich durch die Schönheit“, sagte Laba Labai.

„Großvater, erzähle doch mal die Geschichte von der Waldfee“ wandte sich Wamedch an ihn.

Saridan dampfte aus der Pfeife und begann mit ruhiger Stimme das Märchen zu erzählen. Zunächst von der Waldfee, die den Jäger in ihre Netze lockt. Einen schönen Hirsch läßt sie ihm begegnen, der auf der Stirne das Zeichen der Mondsichel trägt. Der Jäger kann auf den Hirsch nicht schießen: er ist geweiht. Der Hirsch lockt den Jäger in den Wald. Der Jäger verliert die Spur. Der Hirsch verschwindet. An seiner Stelle erscheint und singt die Waldfee... Darauf begann Großvater Saridan mit der Beschreibung der Waldfee. Um ihre Schönheit wiedergzugeben, überschritt der Greis jegliches Maß. Die Augen, niedergeschlagen, blaue Smaragden, das Haar der goldene Sonnenstrom, die Brüste weiße Sandsteine und anderes mehr. Großvater Saridan ereiferte sich. Er rauchte nicht mehr, er erzählte. Die Waldfee verzaubert den Jäger. Als Bedingung stellt sie ihm, daß er sich von keinem sterblichen Weibe verführen läßt. Immer tiefer und tiefer, immer neue Zauber der lusternen Begierde. Großvater Saridan war mit der Geschichte zu Ende und fügte sein „Na ja“ hinzu. Laba Labai sprach mit Erstaunen für sich: „Unersehöpflich durch ihre Schönheit...“ Archibald blickte zur Seite, als hörte er jemand zu. Er sah die Waldfee vor sich, eichensfarbige Augen leuchteten... War es nicht Olga?... Ha... möglich, aber wie kam es, daß die Erinnerung an die Verlorene nur noch unterdrückte Wehmut war? In Archibalds Blut war ein anderes Feuer, von der Flugnymphe aus dem Märchen des steinernen Jünglings träumte er. Sollte er das klingende Wort „Matassi“ aussprechen?

„Großvater Saridan, hast du nicht selbst die Waldfee gesehen?“ fragte ihn Wamedch lächelnd.

„Ja natürlich, sogar zweimal...“

„Und hast du dann dein Wort gehalten? War sie nicht rachsüchtig?...“

„Mir als Jäger, hat sie das Glück genommen...“

„Sonst nichts?...“

„Einmal begegnete mir ein Wolf... ich glaube, den hatte die Waldfee mit entgegengeschickt... Ich zielte, und konnte nicht schießen...“

„Und dann? . . .“

„Dann erwürgte ich den Wolf mit beiden Händen. Na ja.“

Großvater Saridan sah in der Ferne irgendwo einen kräftigen Mann. Ist das nicht er selbst? Jetzt aber — verdammt sei das Greisenalter!

Taba Labai sagte für sich: „Bei Ihnen ist die Erde noch nicht ausgetrocknet.“

Saridan verstand die fremden Worte nicht und fragte Wamech: „Mein Kind, was sagt dein Gast?“

„Daß die Erde hier noch nicht ausgetrocknet sei . . .“

„Wie kann denn die Erde austrocknen, mein Kind? . . .“

Saridan beschäftigte sich mit seiner Pfeife. Sie war ausgegangen.

„Ruf mal mein Kind Matassi, sie soll mir Feuer holen.“

Wamech wandte sich dem Nebenhaus zu. Dort kochte Mutter Nino das Mittagessen. Man hörte das Klatschen des Maisbrotteigs. Matassi war auch da. Sie half der Mutter.

„Matassi, bring Großvater Feuer“, rief der Bruder.

Matassi kam heraus. In der Hand trug sie eine hölzerne Kohlenzange mit glühenden Kohlen. Archibald blickte bald auf Matassi, bald auf die Kohlen hin. „Ob sie mein Herz mitbringt“, dachte er entflammt. Matassi reichte verschämt dem Großvater das Feuer.

„Werde groß, mein Kind . . .“

Schon wollte Matassi umkehren. Wamech stieg ein Gedanke auf: „Matassi, unterhalte meinen Freund etwas. Er ist heute traurig. Labai-Chan und ich werde ein wenig reiten.“

„Ein guter Gedanke“, sprach Taba Labai.

„Gut“, sagte Matassi verschämt.


„Wamech, mein Kind, hilf mir aufstehen.“

Der Alte wollte aufstehen. Wamech half ihm. Der Greis ging nach Hause.

„Na, Matassi, führe Archibald zu dem Bach hin . . .“

„Schön“, sagte Matassi schüchtern.

Archibald folgte Matassi wortlos. Seine Verlegenheit war fast größer als die ihre. Links — der große blaue Wald von Sairme. Rechts — die große Ebene von Nioni, Quitilas Niederungen, Chanis Heim. Und überall Sonne, Persaths Sonne, ruhige, rötliche



„Chwithe“. Matassi hatte ein weißes Baumwollkleid an. Auf dem Kopfe ein gelbes Kopftuch aus bunter Rohseide. Zwischen den heiteren, rötlichen Strahlen der Chwithe war Matassi selbst wie ein leuchtendes scharlachrotes Mal. „Hier ist ein Abhang. Wenn Sie wollen, können wir ihn umgehen“, sagte sie schüchtern zu Archibald.

„Nein, dieser Weg ist besser.“

Matassi sprang wie eine Gazelle herunter. Archibald ging mit sicheren Schritten nach. Er strauchelte. Matassi lächelte. „Geben Sie mir die Hand.“ Archibald erfaßte die ihm entgegengestreckte Hand. Auch diese Hand ist Feuer, dachte er. Er brannte selbst: Solch ein Brennen hatte er nie gekannt. Kam denn das von Cairnes Sonne? Aber hier war doch die Sonne sanft und weich.

Sie ließen sich zu dem Bach hinunter. Am Fuß des Felsens entsprang eine Quelle, wie ein märchenhaftes Ochsenauge war sie. Die Tiefe knapp zwei Ellen. Das Bett des Baches von Kieselsteinen gebildet; sie waren von dunklem Moos bedeckt. Das Wasser schwärzlich, mit bläulichem Schimmer. Aber auf seinem Grunde konnte man jedes Steinchen zählen. Die Quelle war ein großes Auge, welches ein anderes Auge erwartet, um sich zu spiegeln. Unter dem Felsen in der Ecke murmelte das Wasser leise. Archibald blickte hinein, als ob er die vielfarbigen Steinchen zähle. Er betrachtete die Quelle — so etwas hatte er noch nicht gesehen.

„Wie heißt denn das“, zeigte er mit dem Finger.

„Quellenauge . . .“

„Quellenauge? . . .“, wiederholte er für sich. Jetzt betrachtete er Matassi. Er sah in ihre Augen und sagte plötzlich: „Sie selbst sind Quellenauge.“ Matassi senkte den Kopf. Sie verbarg ihre Röte. Archibald fürchtete, daß er die Grenze überschritten habe.

Ein Hirte half über die Verlegenheit hinweg. Einen schwarzen Ochsen ohne Flecke hielt er. Der Ochse ging mit schwerfälliger Gelassenheit an den Bach. Trank, füllte sich auf, schvull an. Hob den Kopf hoch und blickte mit trüben Augen um sich. Dann neigte er sich wieder und trank noch einmal. Der Hirt führte den Ochsen fort. Matassi blickte in den Quell hinunter. „Er hat ihn ja zur Hälfte ausgetrunken . . .“

„Wollen Sie trinken? . . .“, fragte Archibald.

Matassi kniete nieder. Sie wollte mit der Hand schöpfen. Aber bis zum Wasser konnte sie nicht reichen.

„Ich helfe Ihnen“, sagte Archibald. (Die Grenze hatte er schon überschritten.) Matassi blickte zu ihm auf, mit etwas gedrücktem Blick. Archibald faßte mit der Hand Matassis Hand.

„Geben Sie mir die andere Hand . . .“

Willenlos reichte ihm Matassi die rechte Hand.

„Stützen Sie sich . . .“

Matassi hatte keinen Willen mehr — sie war das Zittern des wilden Falken. Archibald hielt Matassis nach hinten gestreckte Hände fest. Matassi bückte sich, neigte sich mit dem Kopf dem Wasser zu. Ihre Augen trübten sich. Sie sahen weder des Bächleins Steinchen noch das Quellenaue. Matassi trank, schlürfte. Ihr Gesicht wurde bespritzt. Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Schwindel erfaßte sie. In den Brüsten wogte etwas, noch Unbekanntes. Und als ertränkte sie, schrie sie: „Helfen Sie mir auf . . .“ Archibald hatte größeren Durst als der fleckenlose Dohse. Er hob Matassi auf, und mit einem Ruck riß er sie in seine Arme, küßte die feuchten Lippen, trank, schlürfte den Bach, den unverstehbaren Bach. Der Bach und Matassi waren jetzt ein und dasselbe. „Ich ersticke“, schrie sie mit gepreßter Stimme. Archibald ließ sie los, und Matassi ging, von Flammen erfaßt. Sie verbarg das Gesicht, ging den Abhang hinauf, mit gesenktem Kopfe. Archibald sah das Schwingen ihres Hanges, sah wie sie innerlich flammte. Dann blickte er zu dem Quell hinunter, genau so wie vor dem der fleckenlose Dohse. „Ich habe den Bach bis zum Grund ausgekrumt.“

Archibald blickte auf. Matassi war nicht mehr zu sehen. Jetzt erst wurde es ihm klar: Was hatte er begangen? Seine Gedanken streiften die bunte Schlange. Aber tief im Grunde seines Manneswesens spürte er ein Ja: sie war doch selbst willig gewesen. Archibald stieg auf den Hügel.

Dorfkinder spielten auf der Wiese. Sie sangen. Archibald hörte den Gesang seiner Kinderzeit — „Odelia ra nuni . . .“ Welch ein süßes Lied! Aber was für Worte sind das?

„Laskis Tochter Matassi —
Will ich küssen tausendmal . . .“

sangen die Jungen. Archibald geriet in Wut: Wie können sie es wagen? Dann legte sich seine Wut. Nein, das Lied ist schön. Die Worte sind die frischen Herzen der sorglosen Dorfjugend selbst. Archibald ging nach Hause. Jetzt brannte in ihm ein anderer Gedanke: Wie soll er Matassi begegnen? Wie soll er Wamech ansehen? Er überblickte die Gegend. Über Sairmes Schönheit ließ sich die Sonne als Schwittho nieder. Schwittho ist „des Begehrens Auge“. Persaths Sonne wird ihm nichts antun. In Archibald brannte das Feuer der Irubakids. Während des Mittagessens sah man Matassi nicht.

„Wo ist Matassi?“ fragte Wamech Mutter Nino.

„Sie fühlt sich nicht ganz wohl.“

„Nicht wohl,“ wunderte sich Großvater Saridan. „Ob sie nicht ein böser Blick getroffen hat, als sie heute zum Bach ging, heute?“

„Ein böser Blick?“ Archibald verstand diese Worte nicht.

„Die Gegend dort ist verflucht!“ fügte der Greis hinzu.

„Verflucht?“ Archibald verstand das auch nicht.


Laba Labai betrachtete Archibalds leicht errötetes Gesicht. Sein verstoßenes Lächeln verriet, was er vermutete. „Wo ist Matassi?“ fragte Archibalds Herz.

Matassi hatte sich in ihrem Zimmer hingelegt. Ihr ganzer Körper war wie ein Stein, dessen Körner sich rauschend berühren. Aber nur für einen Augenblick. Matassi war erstarrt wie der wilde Falke, der von einem fremden Vogel mit den Flügeln angegriffen wird. Bloß das Herz klopfte sonderbar, als wolle es den erstarrten Stein in Bewegung setzen. Auch die Brüste waren Stein. Aber manchmal — und dies auch nur für einen Augenblick — war es ihr als sei in den Steinen ein Rauschen, als ob die Brüste sich mit Weizenkörnern füllten. So füllen sich die Knospen der Rosen, wenn die Sonnenstrahlen in ihre Stengel dringen. Matassi fühlte dieses eine, fühlte es mit ihrem ganzen Körper: Jemand hatte die kristallfarbene Quelle getrübt. Aber die Quelle fühlte die Süße, aufgewühlt und getrübt zu sein. Vor diesem letzten Gedanken floh Matassi — ihr Körper floh.

„Was hast du, mein Kind?“

„Nichts, Kopfweh habe ich . . .“

„Heute wolltest du doch baden, das Wasser ist bereitet . . .“



Matassi folgte der Mutter. Es war schon dunkel. In dem Nebenhause brannte Feuer. In der Mitte hing an Ketten ein großer Kessel. Daneben ein dreibeiniger Stuhl in der ziemlich großen hölzernen Wanne und der Krug für das warme Wasser. Matassi entkleidete sich. Sie setzte sich auf den dreibeinigen Stuhl. Es war ihr, als müsse sie ihren Körper verbergen. Vor wem? Vor der Mutter? Bisher hatte sie doch so etwas nicht getan? Die Mutter wusch ihr zuerst den Kopf, dann den Körper. An die Brüste ließ Matassi die Mutter nicht heran. Ihre Hüften brannten vor Scham. „Schon ist sie Weib“, dachte die Mutter. Matassi trocknete ihren Körper am Feuer, das in hohen Flammen flackerte. Matassis Körper war üppig geformt und ertöte in der Beleuchtung der Flammen noch mehr. Er strahlte die Farbe der weißglühenden Kohle wider. „Mutter, mach die Lüre zu“, bat Matassi plötzlich erschreckend. Die Mutter, schwarz gekleidet, ging hinaus. Im Hause gegenüber hatte doch jemand Matassi erblickt: Archibald. Matassi fühlte den Blick des jungen Mannes nicht. Sie trocknete ihren Körper ab und warf das Badetuch zur Seite. Sie richtete sich auf und hob den Kopf, wölbte die Brust, hob die rechte Hand zum Gesicht und legte den Kopf auf den Arm. War das die Geste des Kusses? Müßig reckte sie sich wieder und erzitterte plötzlich wie eine uneingefahrene Stute, die aus dem Fluß in den Sonnenschein geführt wird. Dann sprang sie aus der Wanne auf das danebenliegende Brett. Die Lür war geschlossen. Aber der Blick des jungen Mannes hatte den feurigen Schatten bereits gefangen. Archibalds Augenfeuer spielte mit dem fremden Schatten wie die Schlange mit der Schwirthe, den sie in die Blut schleudert.


Wie sanft ist Sairmes Sonne. Wenn sie untergeht, so ergießt sich ihr rotes Auge auf Sairmes Bergkamm. Sairme ist blau, und das auf ihn fallende purpurrote Auge verwandelt sich in Blausstein. Dieser blaue Strahl ist wie eines Falken Auge. Des Falken Auge überblickt von Persaths Bergen die Ebene des Nioni, Quirilas Niederungen, Ehanis Heim. Vielleicht ist diese ganze Gegend selbst das Auge des Falken. Nein, das ist Matassi, Wamechs Schwester.

Persaths Berge hüllten sich in die mondscheinlose Nacht. Mit der dumpfen Stille der Nacht konnte vielleicht nur Großvater

Saridans Schlaf verglichen werden. Archibald schlief nicht. Mit offenen Augen träumend, lag er aufgewühlt. Von einem Weibe, das eben reif wurde, träumte er. Einmal war dieses Weib die Waldfee, einmal die Fee des Flusses. Im Nebenzimmer schlief Matassi mit der Mutter zusammen. Schlies sie? „Matassi, schlaf doch ein, was hast du denn?“ — sagte die Mutter zu Matassi. Matassi blieb stumm. Sie ging in den Schlummer hinunter wie die Lotosblume, wenn sie bei Sonnenuntergang ihre Schalen schließt und in das Wasser untertaucht.

Neben dem ehemaligen Wohnsitz der Makaschwili war eine kleine Verkaufsbude. Die Wände der Bude waren mit Lampen behangen. Auch Linten hingen dort. Salz wurde verkauft, Petroleum, Zigaretten, Kattun, Streichhölzer, Zucker, Seife. Europa hat sich in Persaths Gebirge eingeschlichen. Der Budeninhaber Sigo war selbst Europäer. Er las die Zeitungen und wußte etwas von Weltereignissen. Hier versammelten sich die Bauern, um neueste Nachrichten zu erfahren. Hier war der Plauderort der Bauern. In der Bude hüpfte eine buntscheckige Elster herum, und durch das Geplauder lernte sie die Worte der Menschen. Ab und zu wurde auch Gramophon gespielt. Die Elster hörte neugierig zu. Die Bauern hatten sich an diese Erfindung des Teufels gewöhnt und verlangten öfters Vieder. Alegia aß saure Gurken und schwächte dabei. Das war der Mann, der Wamedch und Archibald auf dem ehemaligen Herrensitz der Makaschwili von der Auswanderung des letzten Makaschwili erzählt hatte. Alegia aß die saure Gurke und warf die Brocken der Elster zu. „Ja, Martia“, sagte er zu der Elster, und Martia pickte die Brocken auf. „Martia, sage etwas“, und Martia schwächte irgendeinen Unsinn. Die Bauern neckten Alegia: „Was hast du, du Elender, daß du immer frisst?“ Alegia schenkte ihnen kein Gehör. Die schwachhafte Martia zog ihn mehr an, vielleicht war sie seine Verwandte.

Zwischen den Bauern saß Siko und rauchte seine Pfeife. Die „Achalodji“ hatte er aufgeknüpft und die breite Flachshose über die Knie heruntergelassen. Er mochte 50 Jahre alt sein. „Wer ist dieser Mann da“, fragte einer nachdenklich und wies auf einen alten Mann,



der an der Bude vorbeiging. Er hatte langgewachsene Haare, auch sein Bart war lang und beides ganz weiß. Europäisch gekleidet, der Anzug abgenutzt, aber trotzdem gut sitzend. Manchmal legte er die rechte Hand an die Stirn. Die Hand war fein, die Finger lang und wie gemeißelt. In den Schultern war der Greis etwas gebeugt, aber im ganzen noch rüstig. Auffallend war sein feines Profil. „Wer ist dieser Mann?“ fragte wieder einer. Bei dieser Frage sah der fremde Alte auf und musterte die Versammelten. Sein getrübler Blick leuchtete plötzlich auf. Solch einen Blick hat der Stier, wenn er sich in die fremde Herde einschleicht.

„Baske ist er, hat er gesagt“, sagte Alegia für sich hin.

„Baske?“ fragten verwundert die Bauern. „Was ist denn Baske? . . .“

Alegia setzte die Unterhaltung fort:

„Solch ein Volk gibt es . . . Basken . . . weit, weit von hier.“

„Woher weißt du das?“

„Er hat es mir selbst gesagt.“

„Wer?“

„Der fremde Mann.“

„Wo? . . .“

„Als ich von Samstag im Zuge kam . . .“

„Wohin fuhr er?“

„Nach Tiflis.“

„Was will er denn hier?“

„Was weiß ich . . .“

Die Sprechenden schwiegen und blickten zu dem Alten hin. Der Greis stand nicht weit entfernt und blickte über das Land. Er sah krank aus und tat, als ob er die Bauern nicht hörte. Sie fuhren fort zu fragen.

„Was will er denn hier? . . .“

„Als wir uns der Station Rioni näherten, lehnte sich der Arme zum Fenster hinaus und begann zu weinen“, antwortete Alegia.

„Und dann? . . .“

„Dann . . . Der Zug hatte noch nicht gehalten, als er herausprang und hierher lief; zusammen gingen wir.“

„Hast du mit ihm gesprochen? . . .“



„Natürlich . . .“

„Kann er georgisch? . . .“

„Ja, doch hat er es ein wenig vergessen . . .“

„Wieso, ist er ein Georgier? . . .“

„Ja, vielleicht . . .“

Diese Worte schien der Fremde gehört zu haben. Er sah sich nach der Bude um. Dann wandte er wieder sein Gesicht der sich vor ihm ausbreitenden Landschaft zu. Die Bauern unterhielten sich jetzt leise: sie wollten nicht, daß der fremde Mann ihr Gespräch hörte, da er doch georgisch verstand. Siko rauchte die Pfeife und krachte sich das linke Knie.

„Dieser Mann kommt mir bekannt vor.“

„Na . . . hör doch auf . . .“

„Sonderbares sagst du manchmal, Siko.“

„Wahrscheinlich, er kommt mir bekannt vor . . .“

Die Bauern lachten. „Was wollte er in Tiflis?“ . . . wandten sie sich wieder zu Alegia.

„Meinen Sohn habe ich da' . . . sagte er.“

„Den Sohn?“

„Ja, den Sohn . . . im Krieg war er, bei den Engländern.“

„Das ist wirklich seltsam . . .“

„Messip . . .“ Siko wollte das Wort Mesopotamien aussprechen, aber er brachte es nicht fertig. Er rief mit erhöhter Stimme: „Aus Mesopotamien ist er gekommen . . .“ Bei diesem Worte drehte sich der Fremde um, als hätte ihn etwas getroffen, riß sich plötzlich los und ging langsam weiter.

„Macht mit mir, was ihr wollt, aber . . .“


„Was aber, Siko? . . .“

„Den Mann habe ich irgendwo gesehen . . .“

„Ach, du fängst ja wieder an, Unsinn zu schwätzen.“

Die Bauern folgten dem Fremden mit den Blicken.

Um Wegrand saß ein Greis. Aus seinen eingetrockneten Augen sah die moosbedeckte Ewigkeit hervor. Neben dem Alten saß ein kleines Kind. Der Greis hatte einen länglichen Kürbis zu einem Saiteninstrument gemacht, auf dem nur drei Saiten gespannt waren. In




der Hand hielt er ein kleines Hölzchen, mit dem er die Saiten schlug. Der Greis spielte und sang seltsame Worte. Die Melodie war ganz einfach, als wäre es die, die im Weltall als erste erklang. Die Melodie war nichtsagend, nur daß sie die Urzeit zurückriefe, als ob der Alte diese Töne vor hunderttausend Jahren gehört hätte und sie jetzt auf diesem Wege den Vorbeigehenden offenbare. Der fremde Alte näherte sich dem Greise. Abseits standen Archibald und Laba Labai und hörten stumm dem Spiel zu. Der Fremde starrte den Greis an mit einem Blick, in dem ein zweifelndes Wiedererkennen lag. Er trat auf ihn zu und fragte leise: „Wie ist dein Name?“ „Sio...“, antworteten die zitternden Lippen des Greises. „Sio —“ In dem hageren, gramvollen Gesicht des fremden Alten zuckte es. Plötzlich sah er zu Laba Labai und Archibald herüber. Es war, als hätte er die scharfe Kälte von Laba Labais Blick gefühlt. Dann sah er Archibald und schien im Innersten erschüttert, als ob er in seinem Blick den Blick eines anderen gesehen hätte. Aber nur einen Augenblick. Er empfand eine Lust, aber auch eine Befangenheit. Dann senkte er das Haupt. Das Kürbisinstrument des Greises wurde ganz Trauer.

Auch Archibald hatte den fremden alten Mann, dessen langsamen Schritt er über dem Spiel des halbblinden Straßensängers nicht hatte kommen hören, angestarrt wie im plötzlichen Erschrecken. Sein Herz schlug ein paarmal stark, er wußte selbst nicht weshalb. Es war ihm als müsse er auf den Alten zugehen, mit ihm sprechen, ihn befragen. Aber zugleich verspürte er eine seltsame Angst. Ehe er sie überwunden hatte, ging der Alte schon langsam und gebeugt den Hügelpfad zu dem alten Herrnsitz hinauf. Im Steigen blieb er noch einmal stehen und horchte zurück auf die Töne des Saiteninstrumentes, die ihm nachklangen und gleichsam in das Ewige verschwammen. Dann ging er weiter. Zur Seite sah er eine Quelle. Wie oft hatte er hier seinen Durst gelöscht! Er kniete hin und beugte sich darüber, um zu trinken. Dann stand er auf und ging weiter bergan. Eine in Schwarz gekleidete Frau kam ihm entgegen. Sie verbarg unwillkürlich das Gesicht hinter dem Kopftuch. Aber der Alte hatte dennoch die Augen der Frau gesehen — und plötzlich schwoll es in ihm hoch wie eine starke Welle von Süßigkeit und Trauer. Breitete sich nicht

plötzlich die Jugend vor ihm aus wie ein See, über dessen Fläche der Vollmond leuchtet, wie das Auge der Göttin Isis selbst? Nur einen Augenblick, dann erlosch der Glanz. Der Alte verfolgte die bergabsteigende Frau mit dem Blick. „Ist sie es? Bist du es, Nino?“ flüsterte er. „Bin ich es denn, Thamas, der Greis im weißen Haar oder bin ich Thamas, der Junge, Starke, der Dunkelgelockte, der Nino in seinen Armen hielt?“ Es war, als wolle er umkehren, der Frau zu folgen. Die Dorf Frauen aber kamen Nino entgegen und begannen mit ihr zu sprechen. Der Heimgekehrte blieb stehen, sah sie noch einmal an und ging weiter.

Unter dem Tor des alten Herrenhauses stand er still. Wie ein geschlagener Stier war er, mit abgebrochenen Hörnern, trüben Augen, erschöpften Kräften. Gedanke, Gedanke, Gedanke — schwer und ungeklärt: „Schlimm ist das Leben geworden.“ Seine großen Augen wurden feucht. Er trat in den Hof hinein. Das erste, was er fühlte, war die tiefe Kluft zwischen ehemals und heute. Nein, nein: die Wiederkehr der Jahrhunderte. Ihm war, als ob der Vorfahr, der Urahn, in ihm auferstanden sei und seinen einstigen Besitz über die Jahrhunderte hinweg betrachte. In diesem Augenblick war Thamas sein Stamm selbst, der in ihm einen lebendigen Ast rechte. Thamas war still, wie der Vogel bei dem Anbruch der Nacht. Er schritt langsam durch die verlassenen, halbzerfallenen Räume. Die Kapelle, das Schloß, der Hof, die Bäume, die Steine — alles schaute ihn an, als ob es sein wäre. Aber er selbst, Thamas, war nicht mehr: weder für die Kapelle, noch für das Schloß, noch für den Hof, noch für die Bäume, noch für die Steine. In ihm sprangen Gedanken auf wie Funken aus glimmenden Kohlen. Die Gedanken quollen und drängten sich langsam herauf wie der Saft im Stamm einer großen Eiche. Thamas selbst war in diesem Augenblick die Eiche, mit tief eingesenkten Wurzeln. Ihm war, als ob in seinem Körper der ganze Stamm das tragende Rückgrat sei, in dem es ihn plötzlich stach und schmerzte. Seine Gedanken flossen in dumpfer Verwirrung zusammen. Eine Stimme schrie in ihm: „Das ist der Tod! Der Tod kommt!“ . . .

Thamas war jetzt nur Herz. Aus der tausendjährigen Vergangenheit tauchte er herauf und erinnerte sich an seinen Sohn Archibald.



Er stand auf, wie wenn er ihn aus der Weite rufen wollte. Aber die Knie des Greises brachen zusammen, und er fiel auf einen Grabstein wie hingemäht. Dort lag ein Makaschwili begraben; wollte er ihn nachziehen? Thamas fühlte sich wie im Nebel. Sein Bewußtsein tastete weit, weit zurück bis an die Grenze, wo es verschwand, wie die dunkle Erinnerung des Kindes an den Schoß der Mutter. In seiner Rührung tauchte ihm nur das Bild seines Sohnes auf, doch undeutlich wie ein Schatten.

Vor fast fünfzehn Jahren hatte sich Thamas von seinem Sohn getrennt. Er fürchtete, durch seine Nähe sein Schicksal auf den Sohn zu übertragen, und nur aus der Ferne hatte er das Leben seines Einzigen verfolgt. Wie oft hatte es den Vater gepackt, den Sohn zu sehen, aber Thamas hatte heimlich beschloffen, daß er ihn erst nach fünfzehn Jahren sehen wolle. Bis dahin hatte er seinen sehnächtigen Wunsch stets unterdrückt.


Einmal ging er im Luxemburggarten in Paris spazieren. Es war Frühlingsanfang. In einer Ecke lasen Studenten Zeitungen. Man hörte georgische Worte. Thamas ging bescheiden zu den Studenten, bat um die Zeitung, nahm sie und hielt sie verkehrt. Er war beschämt, hatte er doch seine Heimatsprache verlernt. Dann hielt er die Zeitung richtig und las einige Worte mit unterdrückter Stimme. Das Herz wurde ihm weit. Tränen traten ihm in die Augen und er begann, die erstaunten Studenten zu umarmen. Dann riß er sich los und stürzte davon. Die Studenten dachten, er sei geistesgestört. Sie folgten ihm mit den Blicken. Thamas eilte zum Bahnhof, er wollte augenblicklich nach England fahren, aber vor dem Schalter blieb er stehen, als ob jemand ihn angehalten hätte, und flüsterte für sich: „Nein, nein . . . die Zeit ist noch nicht gekommen . . .“ Und er begab sich wieder ins Land der Basken.

Jetzt war er in seiner alten Heimat. Wieder ging seine Erinnerung zurück. Aus dem Halbdunkel tauchte manchmal der Sohn auf, und in solchen Augenblicken war es ihm, als müsse er aus sich selbst herauspringen . . . Dem in Fieberhitze Liegenden ist der Atem beflommen: er ringt nach Luft, und das Herz will ihm aus der Brust springen. Er will ins Freie entfliehen, aber sobald er Anstalten macht, sich zu erheben, fehlen die Kräfte, und er fällt wieder zurück . . . Vielleicht



war Thamas auch fieberkrank — nicht an gewöhnlichem Fieber: viel leicht war das Leben selbst Fieber für ihn. Nicht umsonst zog er von einem Land ins andere. Floh er etwa vor dem Tode? — Nicht er selbst, sondern der andere, der in ihm lebte, der größer war als er, nahe und dunkel war. Auf dem Herrensitz von Makaschwili fühlte sich Thamas wie im Nebel. Er befaßte den Grabstein, auf den er gefallen war. Plötzlich raffte der Greis sich zusammen und sprang auf. Ging ihm die Luft aus wie dem Fieberkranken? Nein, Thamas sah im Nebel den Tod selbst: Thamas ergriff gleichsam den Tod mit der Hand. Er fühlte ihn, roch ihn. Er begann gierig die Luft von Saime einzuatmen. Langsam nur wurden seine Atemzüge ruhiger. Schließlich sank er wieder auf den Stein und alles hüllte sich in Nebel. Im Nebel öffnete die Erinnerung die Augen, wie in der heißen Asche versteckte glühende Kohlen. Thamas erinnerte sich an das Land der Basken.

Im 11. Jahrhundert war dem georgischen Mönch Johannes die dunkle Kunde gekommen, in Spanien lebe eine dem georgischen Volk verwandte Rasse, die Iberer, und er eilte hin, sie aufzusuchen. Auch Thamas war wie er in das Baskenland ausgewandert. Für ihn waren die Basken die Nachkommen der alten Iberer, seines eigenen Volkes Brüder. Das baskische Gebirgsland wurde ihm zur zweiten Heimat, er ward dort Landarbeiter. Er gewann die Basken lieb. Auch die Basken selbst hielten den zu ihnen geflohenen Georgier wie einen der ihren. Sie nannten Thamas Thamuntscho. Thamas fand im Baskenvolke etwas Verwandtes: ein Volk mit wildem Herzen; auf den ersten Blick roh, aber voll Stolz und Ritterlichkeit, schweigsam und schwerfällig, aber mit verstecktem Feuer. Don Jose aus „Carmen“ war ein Baske, dachte Thamas. Auch Ignaz von Loyola. Lange Jahre lebte er in einem baskischen Dorf. Manchmal wenn die Leute dort abends nach der Arbeit beisammensaßen, sah er wohl, wie ein alter Baske der untergehenden roten Sonne mit schweremütigem Blick nachsah. erinnerte er sich an die alte Heimat, fragte Thamas sich dann: an die verlorene Heimat, die iberische Heimat, die Urheimat der Georgier? Und die Tränen traten ihm in die Augen, während er den melancholischen Basken betrachtete. Denn in diesem Augenblick erinnerte er sich selbst an Georgien. Oft stand



der Sohn vor ihm wie ein ferner Schatten, und Thamas griff ins Leere mit begierigen Händen. Vom Baskenlande aus verfolgte er das Leben seines Sohnes, den er nach England zur Erziehung in die Hände von Freunden gegeben und ihn so gleichsam der Hand des Schicksals entrissen hatte. Er sehnte sich sehr nach ihm, aber die Zeit war noch nicht gekommen.

Plötzlich brach der Weltkrieg aus. Vor Thamas taften sich Abgründe auf. Er eilte nach England, den Sohn zu suchen; erfuhr aber, daß er nach Mesopotamien gegangen war. Thamas eilte selbst dorthin. In Bagdad sagte man ihm, sein Sohn sei nach Persien gegangen. Thamas war es schwer zumute; wo sollte er Archi suchen? Der Krieg, der jäh ausbrechende russische Umsturz verwischte alle Spuren. Er beschloß, nach Stambul zu fahren. Untermwegs erfuhr er, daß der Sohn schon in Georgien sei. Thamas Herz war nun von Freude erfüllt. Er fuhr nach Trapezunt, von dort zu Fuß nach Batum als armer Vagabund. Er kam in Batum an und fuhr von da nach Tiflis. Er näherte sich der Stadt Rion: blickte nach rechts, Sairme erschien . . . und . . .

Thamas konnte sich nicht weiter erinnern. Wie erwachend richtete er sich auf, drückte die Hand ans Herz — ist es noch nicht zersprungen? Jetzt sah er Sairme, atmete seine Luft ein. Seine Brust wurde weit, wie er langsam aufstand und sich umfah. An der offenen Tür stand er und horchte hinein, ob in der Kapelle nicht die Vergangenheit gefangen wäre und sich langsam rühre. Dann schritt er zu einem Baum und umarmte ihn; Thamas Herz berührte gleichsam das Herz des Baumes. Die Äste des Baumes hingen herab. Thamas riß ein Blatt von einem Ast ab, brachte es an die Lippen und küßte es. Dann blieb er plötzlich stehen — jetzt hatten auch seine Füße die Muttererde gespürt. Er schritt zum Hause. Diese Nacht werde ich vielleicht zum letzten Male hier sein, dachte Thamas. Er legte sich auf die bloßen Bretter. In seinem Körper trug er seinen ganzen Stamm, in seinen Gedanken den Sohn. Durch die offene Pforte sah er über die Landschaft. Sairme tauchte sich in Veilchenfarbe. Die Bläue wurde allmählich dunkler. Schließlich ging sie in tiefes Schwarz über. Die Nacht breitete ihren weiten und dichten Schleier aus. Alles schlummerte. Das Gras senkte den Kopf. Die Hühner

dukten sich in den Nestern. Das Vieh im Stall bereitete sich zum Schlaf. Das Wild witterte die Nacht und raschelte im Dickicht. Von ferne hörte man nur das Bellen eines Hundes. Friede herrschte.

Nur das Orchester der Frösche störte die Ruhe der Nacht. Aber es vertiefte nur die Stille. Die Stille, der stehengebliebene Fluß.

Auf dem Wohnsitz Makaschwilis schlief der Greis Thamas. In seinen Augen waren zwei Tränen, eingetrocknet, als wären sie zerdrückte Trauben des georgischen Weinstocks.

Ganz Sairme schlief. Nur Archibald und Laba nicht.

Das Spiel des blinden Greises hatte Laba das Herz schwer gemacht. Starr blickte er beim Untergang der Sonne auf die vertrockneten Augen des Alten, und es war ihm, als sähe er in diesen Augen die schimmelbedeckte Urzeit. Er betrachtete das einfache Instrument, den langen Kürbis mit den drei aufgespannten Saiten. Er hörte seinen kläglichen Ton und das klagende Wimmern des Alten. Laba liebte die Musik und fürchtete sie zugleich. Aber kein Orchester hatte ihn je zu solcher Milde des Herzens gestimmt und zugleich eine so fremde und seltsame Angst vor dem Unbekannten erweckt.

„Verstehen Sie die Worte des Greises?“ fragte er leise Archibald.

„Ein wenig, zwei, drei Worte . . .“

„Was singt er?“

„Vielleicht werde ich dich sehen . . . Der Kehrtreim eines georgischen Liedes . . .“ Die schwefelfarbigen Augen flammten. Er machte einige Schritte, blieb dann stehen und senkte das Haupt. „Vielleicht werde ich dich sehen“, sagte er langsam. „In diesen Worten ist das ganze Weltall ausgedrückt . . . Vielleicht werde ich dich sehen . . . Höre ich die Löne dieses Kürbisses, sehe ich die Blätter dieses Baumes, so ist mir, als ob ich schon einmal unter diesem Baume gefessen hätte, als ob ich auch diesen alten Mann schon gesehen, sein Kürbisinstrument, sein klagendes Wimmern schon einmal gehört hätte. Ja, alles, was man sieht, war schon einmal, ist schon gewesen . . . Alles, was geschieht und je geschehen wird, ist schon geschehen . . .“

Laba schwieg. Archibald sagte halblaut: „Die ewige Wiederkehr . . .“

„Nein, vielmehr die Wiederkehr des Ewigen . . .“

„Und wenn wir die Elemente des Ewigen sind, was dann?“ fragte Archibald verhalten.

Geradeso hatte er ihn schon einmal, damals in Tiflis, gefragt, aber Laba hatte ihm keine Antwort gegeben. Jetzt aber schien es, als ob Laba mehr sagen wolle. Er flüsterte für sich: „Wenn wir die Elemente des Ewigen sind . . .“ Dann wandte er sich zu Archibald.

„Das ist gerade das Geheimnis. Der Mensch soll fühlen, daß er ein Element des Ewigen ist . . . Nur dann wird er die Sprache der Musik verstehen. Alles vergeht, was man von außen wahrnehmen kann. Aber wer kann zum Beispiel meinen Schmerz wahrnehmen? Niemand. Wenn ich mir einen Nagel in den Finger steche, dann wird jeder außer mir nur einen physischen Prozeß sehen. Den Schmerz selbst wird niemand empfinden, nur ich allein. Dieses kleine Element, das etwas in seinem Inneren wahrnimmt, kann nicht untergehen. Es geht wie eine Welle in den Ozean des Alls hinüber. In welcher Weise, in welcher Form? Wenn wir das wüßten, wären wir Götter. Aber stellen Sie sich vor: Wenn dieses Element sich selbst in seiner Entwicklung mit solcher Spannung empfindet, daß es sein Selbstempfinden in eine glühende Kohle verwandelt, was geschieht dann . . .? Dann wird es unbedingt, was für eine Form es auch annehmen mag, sein Ich im Wogen der Welle empfinden, wenn auch nur für einen Augenblick. Dieser Augenblick ist alles. In diesem Augenblick fühlt es, daß es ein Element Gottes ist. Es erkennt sich selbst, als ob es immer gewesen wäre. Ja, das Ewige kehrt zu sich selbst wieder, oder vielmehr: In der Wiederkehr des Ewigen kehrt jenes Element zu sich selbst zurück, erkennt sich selbst, als ob es immer gewesen wäre . . . Hier beginnt die Sprache der Musik . . . Alles, was geschieht, ist, als ob es schon geschehen wäre. Nichts kann mit diesem Augenblick verglichen werden. Der höchste und seligste Augenblick . . .“

Laba verstummte. Die Sonne war schon tiefer gesunken. Auf den Zweigen der Bäume zwitscherten die Vögel. Die Blätter rauschten. Laba blickte nach den Vögeln. Jetzt hatte er wirklich das Aussehen eines sechzigjährigen Greises. Archibald blickte ihn verwundert an. Niemals hatte er Laba so weich gesehen. Aber seltsam war es, daß in dem Antlitz dieses Greises die Frische des Kindes blühte. Archibald sah ihn schweigend an. Und plötzlich bemerkte er in Labas

Augen Tränen. Laba wandte den Kopf zur Seite und wischte die Tränen ab. Schweigen lag über beiden. Archibald unterbrach, es leise:

„Warum schienen Ihnen die Worte des Greises so geheimnisvoll? . . .“

„Vielleicht werde ich dich sehen . . .“, antwortete Laba Labai und fuhr fort: „Wenn du erkennst, daß du gewesen bist, willst du, daß du wieder werdest. Dies ist dein Wunsch, dies deine Sehnsucht. Du bist, du wartest, du willst, daß du ewig seiest. Du hast jemand gesehen und möchtest ihn wiedersehen. Wie etwa diesen Alten am Begrande. Du siehst ihn, bist bei ihm und möchtest ihn wiedertreffen, wiedersehen. Hast du doch manchen Vorübergehenden, Unbekannten gesehen, in dessen Augen du die Augen des Ewigen erblickt hast. Er geht vorbei, trennt sich von dir, und dein Herz ergreift Sehnsucht: wirst du ihn noch einmal sehen? Das Herz möchte zerspringen. Aber in dem zerspringenden Herzen bleibt ein Wunsch: Vielleicht werde ich dich sehen . . . Darin ist das ganze Weltall beschlossen. Hier ist auch der Ursprung der Musik. Darum ist ihre Sprache so traurig, so sehnsüchtig.“

Laba verstummte. Schweigen lag auf beiden. Dann wandte er sich an Archibald: „Wissen Sie, Archibald, wenn ich Musik höre, greife ich manchmal den Tod physisch mit Händen.“

Archibald verstand Laba Labai. Wortlos stimmte er ihm zu. An diesem Abend sprachen sie nichts mehr.

Ganz Sairme schlief, aber Archibald und Laba nicht.

Archibald hatte die Augen geschlossen. Auch Laba lag still. Jeder von ihnen glaubte, der andere schlafe. Laba war gewohnt, sich jeden Abend im Gebet an den Namenlosen zu wenden. Aber nur, wenn er allein war. Hier aber war Archibald bei ihm. Er konnte nicht hinausgehen, weil die Hunde angeschlagen und alle geweckt hätten. Er blieb also im Zimmer. Er glaubte, Archibald schlafe. Laba stand auf, ging ans Fenster und öffnete es. Er nahm etwas von der Brust und schaute in die Nacht. Archibald hörte, wie er arabisch zu murmeln begann. Obwohl er die fremden Worte nicht verstand, fühlte er doch Scham, daß er sie unwillkürlich belauschte. Er räusperte sich und erhob sich. Laba brach das Gebet ab. Er sah Archibald

und näherte sich ihm. Legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sei mein Sohn, sei mein Bruder, mein jüngerer Bruder . . .“, flüsterte er. Archibald schwieg, sah ihn verwundert an. Taba sprach leise weiter:

„Ich kann von mir sagen, was König Sargon I. von Sumer-Akkad vor 2500 Jahren von sich sagte: Meinen Vater kannte ich nicht. Meine Mutter hat mich am Ufer des Euphrat empfangen und heimlich geboren, und sie legte mich in ein Körbchen aus Binsen, bestrich die Öffnung mit Pech und versenkte das Körbchen in den Fluß, und die Wasser sammelten sich nicht über meinem Haupt. Dann brachte mich der Fluß zu Akki, dem Wasserschöpfer. Akki, der Wasserschöpfer, nahm aus der Güte seines Herzens mich aus dem Körbchen, erzog mich als seinen Sohn und ließ mich Gärtner werden. Als ich Gärtner war, öffnete mir die Göttin Ishtar ihre Brust.“

Archibald hörte stumm zu. Taba fuhr fort:

„Ich bin ein Wanderer und wandere. Wo war ich nicht? Wen habe ich nicht gesehen? In den Augen des Begegnenden will ich die Augen des Ewigen sehen. Das Leben ist Begegnen. Begegnet man jemand, die Begegnenden werden einander nicht vergessen . . . Begegnet man jemand, so sieht man plötzlich in seinen Augen das Geheimnis. Geht einer vorüber, verfolgt man ihn mit den Augen, will man ihn erreichen, ihm etwas sagen, ihm das Herz öffnen, folgt man ihm, erreicht man ihn nicht . . . Im Herzen bleibt unaussprechlicher Kummer. Das Leben ist dieser Kummer. Als wir am Ufer des Tigris den Bettler, der Flöte spielte, gesehen hatten, sah ich in seinen Augen den Blick des Ewigen. Als wir heute den blinden Greis, der auf seinem Kürbis spielte, sahen, sah ich auch in seinen Augen das Schauen des Ewigen, obwohl seine Augen erloschen waren. Vielen bin ich begegnet. Und mit vielen bin ich verbunden. In der Zeit des Alleinseins, wenn man das innere Rauschen hört, erinnern sie sich an mich, und ich mich an sie. In der Zeit des Todes, wenn in den Augen des Sterbenden alles noch einmal aufleuchtet, werden ihre Herzen meiner gedenken und mein Herz ihrer . . .“

Taba unterdrückte mit Mühe die Tränen. Dann sagte er nochmals: „Sei mein Sohn, sei mein Bruder, mein jüngerer Bruder . . .“

Archibald schaute den Freund an. Das Herz klopfte ihm. Laba nahm den Stein, den er auf der Brust trug, blickte ihn an und fuhr leise fort:

„Dies ist der Stein Babylons. Sein Name ist Bethil. Dieser Stein ist vom Himmel gefallen und vom Feuer geschwärzt. Babylon hat geglaubt, daß im Bethil das Urelement Gottes zu Stein geworden wäre. Siehe: auf dem Stein ist der Name Gottes eingemeißelt, auch die Sterne und das Horn des Mondes. Neben dem Namen Gottes stehen zwei Namen: Nanna und Gimer. Sie liebten einander so, erzählt man, daß sie nach dem Tode im Ewigen auf immer eins geworden sind. Ihr Kuß war es, der als dieser Bethil auf die Erde fiel. Dieser Stein ist magisch. Er geht vom einen zum andern. Er verbindet den Lebenden und Nehmenden miteinander. Doch muß der Lebende und auch der Nehmende seiner würdig sein. Manchmal wird auf diesen Stein der Name des Lebenden eingezeichnet. Hier ist ein Name: Bidu. Er war mein Stiefvater. Er hat mir diesen Stein hinterlassen. Seinen Tod habe ich aus der Ferne geschaut. Ich sah den Stein an — und fand darauf seinen Namen eingemeißelt.“

Labä hielt inne, als ob er vor einem Abgrund stände. Archibald hörte ihm wie ein Kind zu. Laba wandte sich zum drittenmal an ihn. „Sei mein Sohn, sei mein Bruder, mein jüngerer Bruder . . .“ Laba weinte. Auch Archibald stiegen die Tränen auf. Laba strich ihm über den Kopf. Archibald küßte Laba. Laba küßte —?

In einem war Güte, im anderen Friede. In jener Nacht wurde zwischen ihnen kein Wort mehr gesprochen.

Als am Morgen Archibald die Augen öffnete, sah er, daß er allein im Zimmer war. Er sah auf den Tisch. Da lag Bethil, der heilige Stein. Auch ein Blättchen lag dabei. Laba hatte den Stein Archibald zurückgelassen. Er war heimlich weggegangen. Archibald sah sich um. Er empfand eine seltsame Leere. Die Augen füllten sich ihm mit Tränen. „Labä, Laba, werde ich dich wiedersehen?“ fragte sein Herz. Er ging hinaus. Unter dem Baum saß der Greis Saridan.

„Ist dein Freund fort?“ fragte der Greis. Der Alte stand immer früher als alle anderen auf, und als Laba fortging, hatte er sich von ihm verabschiedet.

„Ist dein Freund fort?“ wiederholte der Greis.



„Ja“, antwortete Archibald.

„Du wirst doch noch bleiben?“

„Ja, noch zwei Tage. Dann muß ich auch fort.“

„Nach Tiflis?“

„Ja, erst nach Tiflis und dann nach Persien. Dort sind jetzt die Unserigen, die Engländer . . .“

„Wo mag nur unser Thomas sein? Er ist doch auch zu den Engländern gegangen, vor vielen Jahren . . .“, flüsterte Saridan betrübt.

Der Name Thomas traf Archibald ins Herz. Schon zwei Tage hatte er nicht mehr an den Vater gedacht. Wenn Archibald sich des Vaters erinnerte, wünschte er stets allein zu sein. Auch heute drängte es ihn, allein umher zu gehen. Er nahm nur Allan mit.

Auf der Tenne hielten die Dorfjungen ein Kalb fest und drückten ihm den Daumen auf den Rücken. „Drücke fest, drücke . . .“, schrien sie. Zwischen den Daumen pläzte die Haut des Kalbes, ein Geschwür sprang auf. „Drücke noch, hier ist noch etwas . . .“ Die Jungen waren ausgelassen. Die Daumen drückten noch ein Geschwür aus. Die Jungen sangen:

„Matassi, Mägdlein,
Wie bist du so schön!“

Wieder Matassi, überall Matassi, dachte Archibald und näherte sich den Knaben. Die Jungen sahen den Fremden schief an und sangen mit leichter Stimme weiter:

„Laschkis Töchterlein Matassi
Will ich küssen tausendmal . . .“

Archibald hörte es und freute sich. Nur Allan fing an zu knurren. Archibald wollte die Dogge beruhigen, doch sie fing heftig an zu bellen und stürzte sich auf die Knaben. Sie liefen davon, und das erschreckte Kalb rannte in Sprüngen weg. „Allan, Allan“, rief Archibald die Dogge zurück. Allan blieb stehen.

Auf dem Hügel erschien Matassi. In der Hand hielt sie einen großen weißblühenden Zweig. Archibald wagte nicht, sie anzusehen; seit dem Kusse war er ihr nicht wieder begegnet. Allan aber stürzte

auf Matassi los und sprang lieblosend an ihr auf. Matassi streichelte ihn mit der Hand, und Archibald wurde froh.

„Was für schöne Blumen . . .“, sagte er.

„Es sind Pflaumenblüten“, antwortete Matassi und senkte den Kopf.

Archibald merkte, daß sie ihm nicht zürnte, wurde selbst kühner und brachte hervor:

„Für Sie blühen sie, die Blumen . . .“

Matassi hob den Kopf. Über ihr lächelndes Gesicht huschte das Rot der weißglühenden Kohle. Dann richtete sie sich auf und reichte Archibald den Zweig hin.

„Bitte . . .“

Archibald nahm den blühenden Zweig. Also sie ist nicht böse, dachte er mit Freude. Dann legte er den Zweig auf einen Strauch, wandte sich zu einem Apfelbaum, der zwei große Äste ausstreckte. Er stürzte auf ihn zu und ergriff mit jeder Hand einen Zweig. Er faßte sie kräftig und bog sie zusammen. „Wie stark er ist —“, dachte Matassi. Dann fragte Archibald:

„Wo ist Wamech?“

„Er ist auf den Bohnsitz der Matasschwili gegangen“, antwortete Matassi.

Archibald stand einen Augenblick nachdenklich.

„Ich möchte auch hinausgehen. Kommen Sie nicht mit?“

„Nein, die Mutter wartet auf mich im Weinberg . . .“


„Dann gehe ich allein . . .“

„Kommen Sie bald zurück?“

„Bald, mit Wamech zusammen.“

Matassi ging, sich in den schlanken Hüften wiegend. Archibald trank Matassis Gang mit den Blicken. Matassi spürte den Blick des jungen Mannes und errötete. Als sie hinter dem Hügel verschwunden war, kehrte Archibald um und ging mit Allan auf den ehemaligen Herrnsitz hinauf.

Vor der Bude Sigos war Lärm. Dort war auch Wamech in rotbrauner Ischerkeßka. Die Dorfjungen ließen ihm keine Ruhe, sein Schwert lockte sie an. „Was für ein Schwert ist das? Das muß scharf sein —“, fragten sie eifrig, sich herandrängend. Wamech freute



sich und rief einen der Jungen heran. „Da, versuch es einmal an den Ästen der Esche!“ Der Junge nahm das Schwert und lief zu der Esche, indes Wamech in die Bude ging. Die Esche hatte armdicke Äste. „Schlag zu“, schrie einer der Jungen. Der Junge schwang das Schwert, doch nur bis zur Hälfte konnte er den Ast durchhauen. Er hieb zum zweitenmal, aber der Ast war zu dick. „Gib es mir“, fuhr ein anderer dazwischen, riß dem ersten das Schwert weg und schwang es gegen einen anderen Ast. Zum zweitenmal holte er aus, der Ast schwankte, aber er blieb fest. Er hieb zum dritten Male — da schmerzte ihn der Arm.

„Was versteht ihr von diesem Schwert . . .“, hörte man die Stimme des Fremden. Thamas war aus dem Tor des Hofes gekommen. „Gebt mir es her“ — wandte er sich an die erstaunten Jungen. Er nahm das Schwert, drehte es in der Hand, und in einem Augenblick schien er wieder jung geworden. Er richtete die gebeugten Schultern auf. Er spannte die Sehnen, er fühlte seinen Arm wie einen Sohn, der den Vater nicht verraten wird. Er schwang das Schwert, der Ast flog zur Seite wie abgemäht. Noch einmal schwang er das Schwert, ein zweiter Ast war weggefegt und so ein dritter, vierter, fünfter. Thamas wurde trunken von dem Schwerte. Er fühlte nicht Müdigkeit, nicht Krankheit mehr. Vor den Augen brannte es ihm rot, er fühlte den Stahl wie verwachsen mit seinem Arm. „Seht doch den Alten da“, lachten die Jungen, und Bewunderung blitzte in ihren Augen. Bei dem Worte „Alter“ wurde Thamas ganz Flamme. Er ließ das Schwert nicht ruhen: fast alle Äste des Baumes hatte er weggefegt, holte immer von neuem noch aus. In diesem Augenblick kam Wamech aus der Bude heraus. Er sah den Greis und erstaunte über seinen starken Arm. Wie ein Blitz fuhr ihm eine Erinnerung durch den Kopf: jener Tag in Mendshi, als Archibald ihm das Schwert schenkte und er selbst in seiner Freude die Äste eines Baumes abhieb. Die Jungen ließen sich nicht abwehren und schrien: „Seht nur diesen Alten . . .“


Thamas blieb stehen und sah auf den Griff des Schwertes. Das Wort „Der Alte“ hörte er in dem Augenblick, da er ein anderes Wort auf dem Schwert las: „Trubalidse“ . . . Thamas legte sich gleichsam mit dem ganzen Körper in sein Geschlecht, fühlte das

Blut seines Stammes, raffte die Kraft zusammen und ward kampfbereit. In seinem Hirn brannte es wie Feuer: „Woher kam das Schwert der Trubakidse?“ In seinen Augen floß das Feuer des Wahnsinns. Die Stirn war zorniger Angriff. Thamas stand da wie ein Rennpferd, das eben zum Rennen losstürzen will.

Plötzlich vernahm man die Stimme eines Bauern: „Wer ist dieser Wahnsinnige, der mit meinem Baum gehackt hat?“ Der Bauer stürzte mit dem Beil auf ihn los. Thamas Feuer wurde bei dieser Stimme noch mehr entflammt. Noch einmal hieb er mit dem Schwert auf den Baum ein. Er wollte selbst nicht, wollte er den Bauern zurückhalten oder ihn erschlagen. Thamas fing seinen Blick auf, und das auf die Äste gerichtete Schwert traf den Bauern. Der Bauer stürzte nieder, nur leicht verwundet. Es erhob sich Lärm und Schreien. Aus der Bude stürzten die Bauern. Einige mit Stöcken, andere mit Spaten oder Hacken. Aber Thamas war wie von Sinnen. Er stemmte sich mit dem Rücken gegen den Baum, um sich zu verteidigen. Er wehrte die Stöcke, Spaten und Hacken ab, ihn selbst traf kein Schlag. Und plötzlich ging er zum Angriff über. „Haltet den Wahnsinnigen“, schrien die Umstehenden. Aber das Wort „der Wahnsinnige“ fachte die Wut des Alten noch mehr an.

Wer wird ihn überwinden? Wer wird ihn bezwingen? In Thamas triumphierte das Geschlecht der Trubakidse.

„Wamech, halte doch diesen Berrückten zurück“, schrie eine Stimme. Wamech war nicht unter den Kämpfenden. Er stand abseits und sah mit gespannter Freude dem kraftvollen Alten zu. Der Ruf riß Wamech aus seiner stummen Bewunderung. Er fühlte, daß vor ihm ein echter Wettkämpfer stand, mit dem der Kampf ein Genuß sein mußte. Er ergriff eine lange Hacke und stellte sie auf. Jetzt standen nur noch Wamech und Thamas gegeneinander. Thamas sah Wamech und ließ augenblicks das erhobene Schwert sinken. War das ein Gespenst? Vor Thamas stand Thamas selbst, der sieben- undzwanzigjährige Thamas. Blißartig durchzuckte es sein Hirn. . . Es geschieht manchmal im Traume, daß der Träumende mit einem Feinde zu kämpfen glaubt und im Feinde sich selbst erkennt. War Thamas ein solcher Träumer? Als Wamech auf ihn eindrang, wich er zurück, strauchelte und kam auf dem unebenen Boden zu Fall.



In diesem Augenblick erschien Archibald. Er sah, wie Wamech auf den Alten zusprang, wie dieser stürzte. Er drängte sich plötzlich durch die Menge vor, lief und sprang zu dem Gestürzten. Das geschah willenlos, mit dem Instinkt des Wildes. Der Alte war auf die Schneide des Schwertes gefallen, aus seiner Seite rieselte Blut. Archibald zog hastig die Jacke aus, riß ein Stück seines Hemdes ab und verband die Wunde des Greises. Plötzlich hielt er inne und erzitterte. Mitten auf der Brust des Greises sah er ein großes Mal. „Das Zeichen der Sonne . . .!“ Jetzt drängten auch die anderen herzu. Sie brachten rasch eine aus den abgehauenen Ästen geflochtene Tragbahre, legten den Greis darauf und hoben ihn auf. Der Greis atmete kaum. Die Träger zögerten. Keiner der Bauern hatte Lust, diesen seltsamen Fremdling in sein Haus aufzunehmen. „Bringen wir ihn auf den Hof Makaschwili“, sagte einer. „Ja, bringen wir ihn dorthin“, stimmten alle zu. Archibald begleitete ihn. Bei dem Worte Makaschwili hob ein Stöhnen die Brust des Alten, so daß das große Mal „Zeichen der Sonne“ noch stärker hervortrat.

In Archibald war eine dunkle Furcht. Allan bellte. Sein Bellen quälte den Greis. Wamech ging an der Seite, betrübt und gesenkten Hauptes. „Der Alte stürzte von selbst hinein“ — dachte er — „aber wenn ich nicht auf ihn losgegangen wäre . . .“ Er wollte den Gedanken nicht zu Ende denken. Als Allan nicht aufhörte zu bellen, wandte Archibald sich an Wamech: „Bringe den Hund nach Hause, ich komme gleich wieder . . .“ Wamech war schweigend einverstanden und brachte den Hund fort.

Oben in dem leeren verlassenen Hause der Makaschwili legten die Bauern einen Schafpelz auf den Boden und betteten den Greis darauf. Unter den Kopf legten sie ihm ein Satteltkissen. Archibald untersuchte den Alten. Die Wunde war nicht schwer, der Körper nicht gefährlich verletzt. Aber der Greis konnte keine Ruhe finden: ihn quälte etwas anderes, was Archibald nicht erraten konnte. Es wurde schon Nacht. Die Bauern gingen fort. Nur Archibald blieb bei dem Alten. Er betrachtete den Kranken, der für einen Augenblick die Augen öffnete, und plötzlich erkannte er in diesen Augen den ihm bekannten honigfarbenen Glanz. „Vater!“ hätte Archibald beinahe geschrien, aber er hielt sich zurück, wie ein Reiter, der das Pferd

vor einem plötzlichen Abgrund zurückhält. Der Greis sprach flüsternd in englischer Sprache: „Mit Trubakidse geht's zu Ende!“ Jetzt gab es keinen Zweifel für Archibald mehr, daß vor ihm sein Vater lag. Wieder hätte er beinahe geschrien: „Vater“. Aber dieses Wort ersticke in seiner Kehle, weil ein Ruf der Freude in diesem Augenblick für ihn den Tod bedeutet hätte. Archibald verwandelte das Wort „Vater“ in eine sanfte Berührung. Er näherte sich dem alten Mann, fühlte seinen Puls, legte das Ohr an sein Herz. Ahnte Thomas, daß in diesem Augenblick sein Sohn mit dem Finger sein Handgelenk küßte und mit der Wange seine Brust? Der Greis wurde ein wenig belebter. Gedanken blühten ihm aus dem Dunkel auf und schwanden. Nur einer verließ ihn nicht: Wer war jener junge Mann, der an ihm lag? Plötzlich erinnerte er sich: Er hatte am Ohr des jungen Mannes ein Mal gesehen. Ha, ein solches Mal hat er selbst an der gleichen Stelle. Der Greis bewegte sich. Er fühlte im Körper ein leichtes Schweben wie die sich entfaltenden Flügel des fliegenden Falken. Er wandte sich zu Archibald und fragte: „Wer war dieser junge Mann?“

„Mein Freund.“

„Name?“

„Laschki . . .“

„Der Name des Vaters?“

„Weiß ich nicht . . .“

„Der Mutter?“

„Nino . . .“

Bei diesem Namen machte der Kranke Miene aufzuspringen. „Lassen Sie mich, ich muß ihn sehen, meinen Sohn, meinen Sohn . . .“, schrie er. Er erhob sich leicht, fiel aber kraftlos wieder zurück. Für Archibald war es jetzt klar: Wamech war sein Bruder, wenn auch von einer anderen Mutter. Wieder hatte er den Wunsch, dem Vater alles zu sagen. Aber der Vater hätte es jetzt nicht ertragen. Nach einigen Minuten erhob sich der Alte nochmals und blickte aus glühenden Augen. Archibald erschrak.

„Bringen Sie mir ihn her, bringen Sie meinen Sohn her . . .“, schrie der Alte. Archibald beruhigte ihn. Er wolle ihn gleich herbringen. Er ließ einen Bauern bei dem Kranken und ging fort,

Wamech zu holen. Als er in den Hof kam, sah er jemand laufen. „War das nicht Wamech?“ dachte Archibald.

In einer halben Stunde war er schon in der Wohnung Laschëis. An der Pforte sah er Matassi, fragte sie, wo Wamech sei. Matassi antwortete: „Er war in diesem Augenblick hier, aber er ist plötzlich verschwunden.“ Archibald wurde nachdenklich, dann sagte er zu ihr: „Wenn er kommt, soll er sofort zu mir in den Makaschwilihof kommen.“ Matassi folgte ihm mit verwundertem Blick. So erregt hatte sie Archibald nie gesehen.


Der Kranke hatte keine Ruhe finden können, er stöhnte und wart sich herum. Als Archibald erschien, rief er ihm entgegen: „Wo ist er? . . .“ Archibald antwortete: „Er kommt sofort . . .“

Aber dieses Sofort währte dem Greis zu lange, seine zornige Ungeduld steigerte sich. Der Bauer ging fort. Sairme hüllte sich in Nacht. Ein Zucken ging durch den Körper des Kranken, er hatte den Tod gesehen. Er erhob sich noch einmal, schlug um sich und stieß wirre Worte aus. Auf einmal schrie er: „Bringt mich nach Eflis . . . Ich muß meinen Sohn sehen . . . Archi — Archibald . . .“ Und der Alte begann zu weinen. Nun konnte auch Archibald seinem Herzen nicht mehr widerstehen: Er öffnete die Brust, nahm das Medaillon des Vaters heraus, er reichte es dem Alten hin. Der Greis startete das Medaillon an. Plötzlich richtete er sich auf und umarmte den Sohn. Er fühlte nicht mehr die Wunde, nicht Krankheit noch Fieber mehr. Er faßte und küßte den Sohn, Stirne, Augen, Schulter, Brust — küßte mit den Lippen, mit den Fingern, mit den Wangen, mit der Brust. Er vergoß Tränen. Archibald war wie aufgelöst. Der Greis hatte alle Worte vergessen. Es waren ihm nur zwei verblieben: „Sohn“ und „Archi . . .“

Sairme hüllte sich in Stille. Es war schon Mitternacht. Das Fieber des Alten nahm zu. Wamech war nicht gekommen. Archibald erzählte dem Vater seine Erlebnisse von Mesopotamien bis Sairme. Der Greis wurde weich. Als Archibald Trubakides Annalen erwähnte, fragte der Greis ruhig: „Weißt du jetzt, wer du bist?“ — „Trubakidse“, antwortete der Sohn. Der Greis stand wieder auf und umarmte den Sohn. Er küßte ihn: Stirne, Augen, Schulter, Brust — küßte mit den Lippen, mit dem Finger, mit den Wangen,

mit der Brust. Der Sohn war im Laumel. Der Greis legte sich zurück. „Warum kommt er nicht, der Junge?“ flüsterte er vor sich hin. Dann verstummte er und wandte sich plötzlich an den Sohn: „Mich friert, lege dich zu mir, drücke dich an mich, erwärme mich, mein Sohn!“ Archibald legte sich an seine Seite und umarmte den Vater. Die Zeit verging. Sairme schlief, aber Thamas und Archibald nicht.

Wamech kam immer noch nicht. „Warum kommt er nicht“, dachte Archibald traurig. Mit Sorge fühlte er die steigende Fieberhitze des alten Körpers neben sich auf dem Lager. Archibald stand auf. Der Greis rührte sich. Er erschien Archibald gleich dem verwundeten Löwen von Ninive, der mit pfeildurchbohrtem Rücken zusammenbricht und sich noch einmal gewaltig auf den Vorderpranken aufrichtet, mit weit geöffnetem Rachen den Tod bekämpfend. Thamas hatte sich halb erhoben. Sein Zucken erstarrte. Der Sohn sah, daß der Vater mit dem Tode kämpfte. Der Alte rang nach Luft. Von Zeit zu Zeit stieß er fremdartige Worte hervor, als ob er mit einem spreche, der nicht da war. Schwere Nachtstille lag über dem mit dem Tode Kämpfenden, gleich der Stille des verebbenden Ozeans, der zum Himmel emporläuscht. In dieser Stille erkönte die Stimme Thamas: „O gütige Menschenmutter.“ In den Augen hingen ihm große Tränen. „Ich sterbe, Mutter . . .“, flüsterte er. In diesem Augenblick war Thamas dem Zweig der Eiche gleich, der zur Hälfte abgeschnitten ist und armselig herabhängt. „Wenn es nicht mehr Tag wird . . .“, wandte er sich an Archibald. „Wenn ich die Sonne nicht mehr schaue . . .“, erlosch der Greis allmählich. Mit seinem ganzen Körper war Archibald ein einziges Flehen zu dem Ewigen, zu dem Höchsten. Der Greis stand in Flammen. Er stieß die seltsamen Worte aus: „Das Feuer ist unser Samen . . . Die Sonne unser Brand . . . Wir haben Adleraugen . . . Der Adler sieht ins Innere der Sonne . . . Dort sieht er den Tod . . . Du Ewiger, du Großer, du Namenloser . . . Vielleicht stirbst du auch, stirbst du in Qualen . . . Nein, nein . . . Du wirst geboren, und in jeder Geburt siehst du dich wieder selbst . . . Du stirbst und wirst geboren: im Stein, in der Pflanze, in allem . . . In mir wirst du auch geboren. Aber stirbst du in mir? . . . Nein, nein . . . Du bist der Vater, der Vater alles



Geborenen . . . der den Sohn erschafft, du bist der Vater, der in den Sohn übergeht, aber der Sohn wird nicht, du bleibst immer Vater, im Sohne auch . . . Auch in mir bist du geboren . . . Ich sterbe, du aber wirst wieder dich selbst gebären . . . Dein Fleisch bin ich . . . Deine Knochen bin ich . . . Dein Blut bin ich . . . Dein Tropfen Blut . . . Mein Fleisch stirbt, meine Knochen vertrocknen, mein Blut verdurstet, der Funke in mir erlischt . . . Ich sterbe, sterbe . . . Aber dein bin ich dennoch . . . Ich werde dich sehen, ich werde sehen, du wirst mich sehen . . .“ Der Greis verstummte. Dann schrie er, als ob er ein Geheimnis schaue: „Ha, siehst du den Trubakidse . . . Ich bin . . . Nein, er ist . . . oder bin ich? . . . Sieh, wie er die scharlachrote Stute reitet! . . . O wie er reitet . . . Auf dieser Stute ist einmal die große Thamar geritten . . . Dann habe ich sie ihr zurückgesandt . . . Thamar konnte nicht erraten, ob das für Trubakidse Betrübnis oder Freude war . . . Siehst du den großen Trubakidse, wie er allein im Zimmer weint? . . .“ Thamas zerfloß in Tränen. „Sieht niemand, daß ich weine? . . . Ha, du bist hier, mein Sohn . . . Du bist ich . . . Weine, weine . . . Sieh, sieh Trubakidse ist auf den Altan gegangen . . . Das Schwert fiel und brach entzwei . . . Siehst du, wie meine Stute rennt . . . Das Rebsweib des Trubakidse reitet sie, mein scharlachrothaariges Rebsweib . . . Ha, das Pferd ist mit dem Weib in den Abgrund gestürzt . . .“ „Ich stürze . . .“ Thamas fiel auf das Lager, verstummte. Archibald glaubte, es sei zu Ende. Er näherte sich dem Greise, kniete nieder und legte den Kopf auf seine Brust. Plötzlich erhob sich der Alte, entblößte die Schulter des Sohnes und biß ihn. Das Schweigen legte sich schwer auf Archibald. Thamas brach das Schweigen: „Hat es dir wehgetan, Sohn? . . . Nein, nein, nein: der Tod hat mich gebissen . . . Fürchte dich nicht . . . Weine nicht . . . Sei kräftig, stark . . . Ungebrochen ist der Stamm des Trubakidse . . . Hilf mir, Ewiger, hilf mir, Namenloser . . . Nur einmal noch laß mich die Sonne sehen . . . Ich will bei der Sonne schwören, ich will von ihr Abschied nehmen . . . Ewiger, Allmächtiger! Sieh mich an — aber weh — vielleicht bist du auch so arm wie ich und brauchst meine Hilfe. Vielleicht willst du, daß ich nicht sterbe, und du kannst mir nicht helfen . . . Mein Sohn, siehst du,

es stirbt jemand in dieser Nacht . . . Und wie viele sterben gerade in diesem Augenblick . . . Ihr seid meine Brüder, ihr Sterbenden. . .“ Der Greis verstummte, dann rief er plötzlich noch einmal mit lauter Stimme: „Sohn, mein Sohn, ich bin in dir . . . Ich werde in dir sein . . . Auch du halte und bewahre den Vater . . .“ Der Greis rührte sich nicht mehr. Thamas Makaschwili war gestorben. Archibald legte den Körper zurecht und kreuzte ihm die Hände.

Die ganze Nacht war Archibald mit dem Tode zusammen. In ihm war eine seltsame Starre, als ob er die Hülle von einer tausendjährigen Mumie abnähme und fürchte, die Mumie zu zerstören. So eine Stille war.

Am dritten Tage saßen die Bauern vor Sigos Bude zusammen. Auch Siko. Er rauchte seine Pfeife, auf den Knien sitzend.

„Ich habe doch gesagt, daß er mir bekannt vorkommt!“

„Wer, Siko?“

„Der fremde Mann.“

„Thamas Makaschwili?“

„Ja, mich täuscht mein Auge nicht.“

In das Gespräch mischte sich ein dritter.

„Wer war es, der den Greis von hier wegführte?“

„Sein Sohn war es.“

„Welcher? Der, den unsere Salome stillte?“

„Ja, der.“

„Wo ist denn Salome? Ist sie schon zurück?“ fragte ein anderer.

„Wieso? . . . Hast du sie bei der Beerdigung nicht gesehen?“

„Ich war anderstwo.“

„Salome war auch da.“

„Wo haben sie den Armen beerdigt?“

„In seinem ehemaligen Wohnsitz . . . in der Kapelle.“

„Ist es wahr, daß der Sohn selbst das Grab gegraben hat?“


„Jawohl, der Sohn hat es selbst gegraben.“

„Wenn Wamedch nicht auf ihn losgegangen wäre . . .“

„Was faselst du? Der Greis ist von selbst gestürzt . . .“

„Du lieber Gott, was geschieht nicht alles in der Welt . . .“ —

In jener Nacht, als Archibald auf den Wunsch des Vaters Wamedch holen wollte, war es wirklich Wamedch gewesen, den Archibald über



den Hof laufen sah. Wamech war zum Hause Makaschvili hinaufgestiegen, um nach dem Alten zu sehen und nur kurz an dem Fenster stehengeblieben: gerade in dem Augenblick, als der Alte Archibald nach Wamech fragte. Als er hörte: „Bringen Sie mir meinen Sohn“, riß sich Wamech los und stürzte fort. Wamech versank in Trauer. „Ich, Sohn dieses Greises?“ dachte Wamech. — Aber der Greis muß doch Archibalds Vater sein . . . ging der Gedankenstrom von selbst weiter. Ha, warum verbarg Archibald das vor ihm? Jenes Bild mußte das Bild seines Vaters sein. Aber auf jenem Bild ist der Mann noch jung und ähnelt ihm selbst . . . Dieser Gedanke floß nur einen Augenblick durch ihn. Wamech eilte nach Hause. Er ging in Archibalds Zimmer. Da sah er plötzlich seine Mutter: sie hatte jenes Bild in der Hand, das er stets auf Archibalds Tisch gesehen hatte, und betrachtete es. Wamech sah eine Träne im Auge der Mutter. „Mutter . . .“, schrie Wamech auf. Die Mutter wandte sich um. Sie fragte nichts und begann zu weinen. Wamech erstarrte. Er ging aus dem Zimmer in den Hof und fand nirgends einen Ort, wo es ihn litt. Es tobte in ihm. Es trieb ihn fort, in ein anderes Dorf zu Verwandten. Seine Gedanken waren wirr und er selbst verwirrt: Er liebte doch Archibald als seinen Bruder, noch ehe er wußte, daß er sein Bruder war! Was hatte sich verändert? Sein Vater, sein milder und bescheidener Vater, den Wamech so liebte, war nicht sein Vater? Und dann — Mutter Nino, die Keine, die Makellose, die Helle . . . Seine Mutter, die Geliebte eines anderen . . . Wamech fühlte den Schmerz des Herzens. Er liebte Archibald, aber wie wird er ihn wiedersehen? Diese Gedanken verwirrten ihn. Er konnte nicht an einer Stelle bleiben, sogar in sich selbst nicht. Da erfuhr er, daß der Alte gestorben war und Archibald ihn begraben hatte. Wamech wurde noch verstörter. „Wenn ich nicht auf ihn losgegangen wäre, wer weiß, vielleicht wäre er nicht gestürzt . . .“ Jetzt erst besiel ihn dieser Gedanke und er eilte nach Hause.


Archibald fühlte den Biß an der Schulter. In dem Schmerz fühlte er die Zähne des Vaters. Oh, daß doch der Schmerz nicht verstumme, dachte er im stillen. Er hatte keine Träne mehr. Er sah aus wie ein ausgetrockneter Quell. Die Sonne schien wie gedämpft. Die Gegend dehnte sich, ab und zu flog eine Fliege summend vorbei.

Das Summen der Fliege war von eigener Wehmut. Archibald versank in Kummer. Aber wo blieb denn Wamech so lange? „Ha, jetzt verstehe ich, er war es, der in jener Nacht über den Hof eilte . . .“, dachte Archibald. „Wahrscheinlich hat er die Worte des Vaters gehört, schämt sich wegen etwas und weiß nun, daß der Greis auch Archibalds Vater ist. Er glaubt, daß er Thomas Makaschwili verlegt und seinen Tod verschuldet hat. Wahrscheinlich fällt es ihm schwer, mich zu sehen . . .“ So dachte Archibald. Es ist besser abzureisen, beschloß er.

Er ging zum Hause der Makaschwili hinauf, blieb stehen. Er trat in den Hof, öffnete die Kapelle, sah das Grab. „Ich bin dein, Vater“, sagte er leise. Dann fügte er hinzu: „In mir bist du, Vater.“ Er warf sich über das Grab und umklammerte es mit unterdrücktem Schluchzen. Dann stand er auf und ging hinaus, ging rings um die Kapelle, las die Inschriften auf den Grabsteinen; er ging in dem ganzen Hof herum, er umarmte jeden Baum, ging in das halbzerfallene Schloß hinein, sah die breiten Bretter, wo er den sterbenden Vater umarmt hatte. Tränen traten ihm in die Augen.

Dann ging er wieder ins Freie. Ging zu der knorrigen Wurzel des Nußbaumes, bückte sich und kroch unter einem Wurzelarm hindurch. Zuletzt nahm er ein Stückchen Erde, wickelte es in ein Tuch und steckte es in die Tasche. Archibald war wie ein ausgetrockneter Quell — jetzt aber füllte sich der Quell: Mit der Erinnerung an die vergangenen Zeiten, mit dem Atem der Erde, mit dem Vater, mit den Vorfahren, mit seinem Geschlecht. Er füllte sich wie ein Quell, aber Tränen hatte er nicht mehr.

Er kehrte zu den Laskyli zurück wie mondsüchtig. Er trat in den Hof ein. Neben der Scheune lag ein Haufen Maisstroh. Matassi war hinaufgeklettert und warf den Kindern Garben zu. Neben dem Zaun war ein Stall, in dem Ochsen angebunden waren. Die Kinder warfen ihnen Maisstroh vor, die Ochsen kauten und leckten nach den Blättern. Archibald sah Matassi. Sie hatte den Kopf mit einem gelben Tuch umbunden. Die Brust war bloß. Sie war barfuß. Mit den Hüften preßte sie sich an die Haufen. Der Körper schmiegte sich an die Haufen, als wäre er der Sproß des Maises, der blühenden Maiskolben, groß und kräftig, der Kolben der georgischen Ebenen. Wie ein gelber Fleck erschien der Maisstrohhaufen auf der grünen



Wiese. Die Sonne ergoß sich in goldenen Strömen auf den Haufen. Der Haufen rauschte: Ein Sonnenfleck war Matassi. Archibald sah Matassi an, aber ihre Augen sah er nicht an. Wenn er sie sähe, würde er von Cairne nicht fortgehen können, dachte es in Archibalds Gehirn. Archibalds Wille war in letzter Zeit fest wie Stein geworden. Er muß fort, so ist es besser — entschloß er sich und entfernte sich von dem Haufen. Großvater Saridan lehnte sich über den Altan. Als Archibald näher kam, begann der Alte:

„Armer Thamas, wenn ich ihn nur gesehen hätte.“

Archibald hielt den Atem an.

„Wie lebhaft erinnere ich mich an ihn, als stände er jetzt vor mir.“

Archibald konnte nichts sagen.

„Oh, was für ein Mann war er!“

Archibald traten Tränen in die Augen.

„Warum hast du mir nicht gesagt, daß du sein Sohn bist?“

Archibald umarmte Saridan, anstatt zu antworten.

„Weine nicht, mein Kind, wir sind alle Kinder des Todes.“

Archibald lief in das Zimmer hinein. Jetzt brante ihn ein anderer Gedanke: Großvater Saridan wird er nicht mehr sehen, den großen Saridan, den ruhigen Saridan, den hellen Saridan. Er wird sein Märchen vom steinernen Jüngling nicht mehr hören können, auch nicht die Geschichte von der Waldfee, wird nicht mehr seine leise, weiche Stimme hören können. Archibalds Herz will in Tränen ausbrechen. Allan stürzte ins Zimmer und schmiegte sich an seine Knie. Er winselte, heulte. Die Augen waren feucht — weinte er? Archibald streichelte ihn. Die Dogge bellte — als wollte sie ihn trösten. Archibald streichelte die Dogge und sagte: Du bleibst bei Matassi. Allan winselte, heulte, als ob er sich dem Willen des Herrn widersetzen wolle.

In dieser Nacht schrieb Archibald einen Brief an Wamech. Er schrieb und konnte das Weinen kaum unterdrücken. Es war ihm, als ob ihn jemand von hinten zurückhalte. Aber Archibalds Entschluß war wie aus Eisen geschmiedet.

Am Morgen stand Matassi früh auf. Sie ging an Archibalds Zimmer. Im Zimmer hörte man kein Geräusch. Sie klopfte an — keine Antwort. Matassis Herz klopfte heftig: Was ist mit ihm

geschehen? Sie öffnete die Tür — Archibald war nicht da. Auf dem Tisch lag der Brief an Wamech. Ist es möglich, daß Archibald fortgegangen, geflüchtet ist? Aber daß Allan in dem Hofe herumläuft? Matassi wurde traurig: Eine unbekannte Sehnsucht empfand sie. Sie betrachtete den Brief. Tränen bedrängten sie. Sie wollte wohl weinen, aber plötzlich hörte sie Wamechs Stimme hinter sich: „Was ist mit dir, Matassi?“ Als Antwort reichte ihm Matassi den Brief. Wamech öffnete ihn schnell und begann zu lesen. Nach außen wie versteinert verfolgte sie mit zuckendem Herzen, was sich auf dem traurigen Gesicht des Bruders spiegelte: Dort wollte sie Archibalds Absicht lesen. Wamech las Archibalds Brief: Archibald liebt Wamech . . . Wamech ist sein Bruder . . . Archibald liebt den alten Saridan . . . er liebt alle die Seinigen . . . er liebt Sairme . . . er liebt die Muttererde Georgiens, wo er den Vater den Borahnen anvertraut hat . . . er liebt Matassi, liebt sie mit anderer Liebe . . . und geht dennoch fort . . . Später wird er Wamech treffen . . . Er geht . . . Allan hinterläßt er Matassi zur Erinnerung . . .

Wamech konnte nicht zu Ende lesen. Er wandte sich an die Schwester:

„Wann ist er fort gegangen?“

„Vielleicht bei Tagesanbruch.“

„Reite ihm nach, hole ihn ein.“

Matassi drückte sich an Wamechs Brust.

„Was soll ich ihm sagen?“


„Sage nichts — hole ihn nur ein.“

„Sonst nichts?“

„Nein, sonst nichts. Er wird schon selbst wissen.“

Matassi eilte in den Stall und führte ein schwarzes Pferd heraus. Sie schwang sich auf das ungesattelte Tier wie eine junge Amazone und jagte davon. Allan folgte. Eine Stunde verging. Matassi sah an einer Wegkrümmung die Gestalt eines Menschen. Er ist es sicher, dachte sie erfreut. Sie holte ihn ein, aber der Fremde war nicht Archibald. Matassi war traurig, enttäuscht. Das Pferd rannte noch schneller.

Archibald ging in Gedanken versunken. Vor 27 Jahren hatte ihn der Vater gerade auf diesem Weg weggebracht. Archibald



erinnerte sich jeder Einzelheit. Auch jetzt führte ihn jemand. Seine Seele war in Sairme geblieben, nur der Körper ging fort. Aus der Ferne fühlte der Körper die Seele, und die Erinnerungen kamen aus der Weite: als ob von Bagdad bis Sairme tausend Jahre vergangen wären. Und wie im Augenblick des Todes das ganze Leben des Sterbenden an ihm vorbeizieht, so zogen an ihm alle Geschehnisse seines Lebens vorüber — einem Dzean gleich, der in dunkler Nacht von einem großen Gestirn erleuchtet wird. So leuchten vor ihm: die Gefilde von Sennaar, der Tigris, wo die Beduinen jetzt ihre Stuten kühlen, das Zusammentreffen mit Laba Labai, das Singen des Bettlers über Thamuz und Hillu, der Raub der Pferde des Scheich Ben-Egir, der steinerne Löwe von Hamadan, wo der Mensch sich selbst als Doppelgänger sieht, die Erinnerung an die „Nacht von Erbatana“ Alexanders von Makedonien, der Bergkamm von Sultanbulagh und die Begegnung mit Olga, Abgerm und die Entdeckung von Georgien, Kasbin und Wamedch, die Karawane und der Tod Behans, dann Sairme, Großvater Saridan und Matassi, dann wieder Iran und der Widerhall der Petersburger Geschehnisse auf der Hochebene Persiens, Bugus Geheimnis und sein Tod, dann Lislis als ein trunkenes Schiff, das Rückgrat Georgiens und seine schöne Rasse, das Begräbnis des Reiters und die Nachricht von Laschylis Erschießung, Olgas Eintreffen mit Wamedch, Olgas Selbstmord, dann wieder Sairme, wieder Saridan, wieder Matassi, wieder Wamedch, wieder Laba, schließlich der Blinde, der auf dem Kürbis spielte, das Zusammentreffen mit dem Vater und der Tod des Vaters — alles, alles leuchtete vor ihm auf, als ob eine dunkle Nacht plötzlich für einen Augenblick von einem sagenhaften Gestirn erhellt würde. Archibald ging weiter. Seine Seele war in Sairme geblieben, nur der Körper ging fort. Der Vater war von ihm abgeschnitten. Wohin ging er? Archibald fühlte sich selbst nicht. Er war ein anderer. Und dennoch schmerzte diesen anderen etwas heftig. Das fühlte Archibald mit Knochen und Blut. Wenn er doch Labai in Lislis einholte . . .

Plötzlich stürzte jemand auf Archibald zu. Man war es. Er umarmte Archibald mit den Pfoten. „Wahrscheinlich ist er nicht da-geblieben“, dachte Archibald. Er streichelte den Kopf des Tieres

und machte ihm lächelnd Vorwürfe: „Hast du Matassi verraten, du? . . .“ Aber da hörte er hinter sich den Hufschlag eines Pferdes. Matassi war es. Sie hielt das Pferd an, sprang ab — Archibalds Herz war gleichsam nicht mehr in seiner Brust. Matassi stand da, rot wie eine glühende Kohle. In der Hand hielt sie die Zügel. Das Pferd maß mit erstaunten Augen den fremden Mann. Allan bellte freudig. Matassi stand gesenkten Hauptes und schlug die Augen nieder. Das Mädchen schwieg. Archibald fühlte plötzlich, daß sein Wille nicht mehr Stein, nicht mehr Eisen war. Er schaute Matassi an, die den trunkenen Duft Sairmes an sich trug: war Matassi nicht eine Gazelle aus Sairmes Hainen? Der Duft der gepressten Traube machte ihn trunken. Matassi selbst war eine Traube! Der von den Hülsen entblößte Maiskolben machte ihn trunken. Matassi selbst war ein Maiskolben! Der junge Mann sah Matassi an. Matassis Augen weiteten sich wie neu hervorsproßende Blätter der abgeschnittenen Eiche, auf welche die Sonne die purpurrote Schwitze ergießt. Archibald sah ihre schmalen Hüften und fühlte in ihr die georgische Erde sich nahe: mit ihrer Brust, mit ihren Äckern, mit ihren Wiesen. Archibald atmete den Duft der Erde ein. Der Duft der Erde war kräftig. Archibald kam Schwindel an und zugleich — erfüllte er sich, erweichte er sich, sanftete er sich.

„Ist Wamech nicht gekommen?“ fragte der junge Mann.

„Ja, heute morgen.“


„Sagte er etwas?“

„Hole Archibald ein, sagte er mir.“

„Sonst nichts?“

„Nein.“

Matassi atmete auf. Archibald sah sie begierig an, wie der Vollmond, wenn er das Antlitz des Sees beleuchtet, nein, wie der Vollmond, der gleich dem Auge der Göttin Isis in den See hineintaucht. Sein Wille wurde zerbrochen, nein, er hatte keinen Willen mehr. Der junge Mann kehrte nach Sairme zurück. Ohne Worte, ohne Gedanken folgte er Matassi. Er erinnerte sich: die Schlange häutete sich auf dem Sande, warf die Hülle ab und blickte sich selbst, die Abgeworfene, an, dann kroch sie schimmernd weiter — sie war neu und frisch. Archibald erinnerte sich heimlich an die Haut



der Schlange. Sah er nicht sich selbst, den Gewesenen, den Vergangenen, den Abgeworfenen? Matassi ging langsamen Schrittes weiter. Ihre Fußsohlen küßten die Erde. Archibald folgte Matassi ohne Worte, ohne Gedanken. „Die Spur Matassis küssen.“

Gleich am Anfang des Hofes stand Wamedch, wie das in Blut abgespülte, jetzt aber gesänftigte Schwert. Er wartete auf Matassi. Er wartete auf . . . Armer Thamas! Wenn er die Begegnung seiner Söhne hätte sehen können . . . die Umarmung der Brüder und ihre Tränen.

Epilog

Unter dem Nußbaum saß Großvater Saridan. Allan war dabei, in der Sonne ausgestreckt. Ein kleines Kind spielte mit dem Greife. Saridan rauchte. Das Feuer war ausgegangen.

„Thasika! Bitte den Onkel um Zunder . . . lauf hin.“

Thasika entsprang.

Bei dem Birnbaum ritten Wamedch und Archil — denn Archibald war jetzt Archil — ein Pferd zu. Das Pferd war wild und frohig. Aber die Arme der jungen Leute waren kräftig. Das Pferd blinnte bald den einen, bald den anderen an: es wollte sehen, welcher der Stärkere sei. Allmählich wurde das Tier nachgiebiger.

„Was schreibt Laba Labai?“

Bei dieser Frage faßte Wamedch den Hinterfuß des Pferdes.

„In Kalkutta ist er . . . verspricht zu kommen.“

Thasika näherte sich den jungen Leuten.

„Komm nicht zu nahe ans Pferd“, ließ der Vater sagen.

„Zunder will Großvater.“

Thasika wandte sich zu Wamedch. Wamedch gab ihm den Zunder. Thasika nahm ihn mit.

Großvater Saridan holte den Feuerstein aus der Tasche. Dann die Zunderlade. Legte den Zunder darauf. Klopfte. Die Hand zitterte und glitt ab. Nomals klopfte er. Auch jetzt kein Funke. „Verflucht sei das Greifenalter“, dachte es in dem Greife. Zum drittenmal klopfte er. Endlich brannte der Zunder. Den brennenden Zunder legte er auf die mit Tabak gestopfte Pfeife. Großvater Saridan rauchte die Pfeife und streichelte Thasika dabei.



„Wie heißt du, Thasika?“

„Thamassi.“

„Nicht Thamassi, sondern Thamas . . . sag mal . . .“

„Tha—ma—ssi . . .“ Thasika bemühte sich sehr, aber es gelang ihm nicht. Der Greis lächelte.

„Wie ist dein Name, Thasika?“

„Irubakidse . . .“

„Irubakidse . . . sag mal . . . Irubakidse.“


Der Greis konnte den Namen selbst nicht ordentlich aussprechen. Thasika wiederholte, bemühte sich sehr, aber es gelang ihm nicht.

Thasika spielte mit Großvater Saridan. Bald fiel er über seine Knie, bald zog er ihn an seinem Bart, bald faßte er an seine Pfeife, bald klopfte er ihn auf die Wange, bald berührte er das Haar in seinen Ohren und fragte: „Was ist denn das?“ Der Greis lächelte. „Genug, Thasika, genug.“

Von weitem betrachtete Matassi Thasika. Matassi war wieder schwanger, und die Mutterschaft stand ihr gut. Sie ging als sei ihr Leib der Erdenhoh. Sie betrachtete Thasika und freute sich. Thasika aber ließ den Greis nicht in Ruhe.

Der Greis blickte nach Westen. Der Sonne rote Scheibe ging unter. Wie oft nur wird er die Scheibe noch sehen können — denkt er. Sein Blick wandte sich hinüber: seinen Nachkommen zu. Er blickte wie erstarrt. „Großvater“, rief ihn Thasika an. Der Greis biß plötzlich mit den Zähnen auf die Pfeife, als wollte er sie durchbeißen. Thasika schlug mit der Hand nach der Pfeife. Die Pfeife fiel zu Boden. Der Greis senkte den Kopf zur Seite. „Großvater“, ließ Thasika nicht ab. Er faßte nach seiner Hand. Sie fiel zur Seite als wäre sie abgeschnitten. Thasika faßte die andere Hand an, bewegte sie hin und her. Der Greis neigte sich hintenüber, als wäre er aus Holz. Der Kopf schlug an den Nußbaum. Von dem Nußbaum fiel eine alte Nußschale herab. Der Laut der aufschlagenden verging in die Stille. „Großvater“, rüttelte Thasika den Alten und sah ihm erstaunt in die Augen. Wie schnell ist er eingeschlafen, dachte das Kind.

„Was hast du, Thasika, daß du dem Großvater keine Ruhe läßt?“ Wamech und Archil kamen heran. „Sieh mal, wie fest er schläft“, flüsterte der Kleine.



Wamech und Archibald näherten sich dem Dreife. Großvater Saridan atmete nicht mehr. Er war wirklich eingeschlafen. Wamech und Archibald legten den Leichnam auf den langen Stein. Die rötliche Sonnenscheibe war nicht mehr zu sehen — als hätte Großvater Saridans Blick sie mitgenommen.

Verzeichnis der Kapitel

	Seite
Elbatana	3
Kuach Elohim	16
Feuer und Samen	40
Die versteinerten Augen	69
Saitme	93
Nordost	121
Stadt-Schiff	142
Vater	179
Epilog	220

Irma von Drygalski, Juliane von Krüdener. Der Roman eines Lebens. Mit 7 Porträts. Geh. etwa 4.50, in Leinen etwa 7.50

Juliane Krüdener gehört durch die Gründung der heiligen Allianz der Weltgeschichte an. Sie war wie Frau von Staël jahrelang das Tagesgespräch der diplomatischen Salons von Europa. Sie entstammte einem alten baltischen Adelsgeschlecht, war in Paris erzogen und lebte ihre Leidenschaft der Sinne und des Geistes nach dem großen Beispiel der galanten Zeit aus. Sie kannte Napoleon, die Königin Luise, Jung-Stilling, durch den sie sich in die pietistischen Kreise verlor, wurde die mythische Freundin Alexanders I. von Rußland und erlebte mit ihm den Höhepunkt ihres Lebens. Vom lästernen Kind-Mädchen und der nach überhöhtem Lebensdasein suchenden Geliebten bis zur mythisch religiösen Seherin ist hier wahrheitsgetreu ein leidenschaftlich erregtes Seelenleben und Frauenschicksal auf dem kulturhistorischen Hintergrund der Zeitereignisse gestaltet.

Edmund Hoehne, Die Reportage Gottes. Ein Roman von Heute und Morgen. Geh. 3.50, in Leinen 5.50

Ein Buch magischen Geschehens und zugleich gegenwärtiger Realität. Keine Psychologie, keine Jähshilderung, sondern Visionen, gewonnen aus heutigen Tagesereignissen und Kommendem. Widerschein des Göttlichen in Geschehnissen, die sich in den Hauptstädten Europas bis nach Pamir abspielen und in prophetischer Weise von Novalis in seinem Fragment des unvollendeten Heinrich von Ofterdingen vorgeahnt sind. Alles stimmt, sogar bis auf Pamir im Hochland Asiens. Der Höhepunkt des Romans an Spannung ist aber die öffentliche Rede Mussolinis auf Novalis in Segenwart des deutschen Botschafters und die darauf folgende Versöhnung mit dem Papst. Daß dieser Roman im Zeitalter der neuen Sachlichkeit erscheint, ist ein Paradox; daß er von zahlreichen Lesern sicher begeistert wird aufgenommen werden, zeigt die Sehnsucht des Menschen nach einer höheren Wirklichkeit.

Otto Gmelin, Semudschin der Herr der Erde. Roman. 7. Tausend. Geh. 6.—, in Leinen 8.50

Dieses Buch ist ein Heldenlied, durch das die großen asiatischen Völker und Fürsten wandern. Der Osten, der weltgeschichtliche Boden mit seinen abenteuerlichen Geschehnissen, mit allem Unverständlichen und Unverständenen wird hier lebendig. Es geht hier nicht um die Fahrten und Laten des weltumwälgenden Mongolenfürsten, sondern um die Dämonien der Leidenschaft und der Machtgier. Auf dem Hintergrund der uralten Kultur Chinas und des religiösen Fanatismus des Kalifenreiches zeigt Gmelin, wie die Massen Asiens, in organischer Geschlossenheit zu einer ungeheuren Gefahr für den Westen sich auswachsen können.

T14.926
3